Der

Mann.

Ein

anthropologisches

Charaktergemälde

seines Geschlechts.

Ein Gegenstück

zu

Charakteristik des weiblichen Geschlechts.

Von

Carl Friedrich Pockels,

Herzogl. Braunschw. Lüneburg. Hofrathe.

Zweyter Band.

Hannover,

in der Ritscherschen Buchhandlung.

1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Einleitung.

Wenn ein Schriftsteller ein anthropologisches Gemälde des männlichen Gemüthscharakters liefert; so kann von ihm nicht gefordert werden, daß er die gesammte Anthropologie nach ihren Ober- und Unterabtheilungen darin vortragen müsse, — so wenig man von einem Künstler fordern darf, daß in einem seiner individuellen Gebilde das ganze Gebiet der Kunst selbst erschöpft seyn soll. Dagegen stehen beyde unter der strengsten Pflicht, daß ihre Arbeiten die genaueste Beziehung auf die Theorie der Wissenschaft selbst haben müssen, von welcher sie bey ihren Gemälden ausgingen.

Da aber die Charakteristik des Mannes zugleich, und zwar unter einer unvermeidlichen Bedingung, ein Geschlechtsgemälde seyn muß, weil er nicht als ein isolirtes Subject, sondern als eine, für ein zweytes Geschlecht vorhandene, gesellige Natur betrachtet werden soll; so kann sein sinnliches und geistiges Bild auch nur durch Vergleichungen mit dem Weibe, — nähmlich als etwas absolut Relatives, — wahr und getreu dargestellt werden; eine Rücksicht, welche der Verfasser dieses Werks wissentlich nie vernachlässigt hat.

Die vorzüglichsten und originellsten Seiten des männlichen Gemüthscharakters, in so fern er von dem Charakter des Weibes als Naturbedingung abweicht und abweichen muß, sind unstreitig — a) sein größerer und allgemeinerer Egoismus; — b) sein festerer Sinn, Muth und Charakter, und — c) sein schwächeres sympathetisches Gefühlsvermögen, welches in dem zartern Geschlechte der Regel nach wärmer, inniger und lebendiger, als im Manne, ist. Alle übrige Abweichungen in

dem Gemüthe beyder Geschlechter lassen sich auf diese drey genannten Originalitäten des Mehr oder Weniger ihrer Naturen reduciren.

Der größere Egoismus des Mannes geht unmittelbar aus seiner größern physischen und geistigen Kraft hervor, und liegt also als etwas Wesentliches in ihm, wenn er auch unter tausendfachen Modificationen erscheint, und in einzelnen Individuen, wie ein ausgetilgter Nahme, kaum bemerkt wird. Ja, er kann in schwachen Gemüthern sogar ohne den Muth [einer zweyten Natureigenschaft des Mannes] vorhanden seyn; dagegen der Muth wol nie ohne den Egoismus existirt, weil er für sein höheres Selbstgefühl auch geehrt seyn will. Der Egoismus kann sich zu einem niedern Eigennutze, ohne alles Ehrgefühl, erniedrigen; allein Muth und Festigkeit des Gemüths wollen nicht nur sich, sondern auch andern Menschen dienen, und gehören daher schon zu einer höhern Rangordnung in dem Charakter des Menschen.

Aber es giebt auch einen Egoismus, der nur in einem persönlichen Stolze besteht,

und unter gewöhnlichen Menschen, nach Zeit und Umständen, sehr gewöhnlich ist. Ich habe es daher wagen dürfen, den National-stolz unter den Egoismus zu rangiren, und sogar bisweilen nothgedrungen die Ausdrücke: Stolz und Egoismus in einem Sinne zu nehmen. Der Egoist ist freylich nicht immer stolz; aber der Stolze ist allemahl Egoist, weil er dann alles auf sich selbst, nähmlich auf sein Universum, auf seine vermeintliche Ehre, bezieht. — Da die Ehre und der öffentliche Ruhm des Mannes, in so fern sie ihm als Manne zukommt, vom Weibe nicht gesucht und nicht erreicht wird, das Weib auch, ihrer Natur nach, eigentlich mehr eitel, als auf Großthaten stolz seyn darf; so hat man ihr auch nicht den ausschweifenden Egoismus des Mannes zuschreiben dürfen.

Es ist sogar ein sehr widerlicher Gedanke, einen Mann ohne Muth und Selbstständigkeit, und dagegen ein Weib zu denken, welches in allen ihren weiblichen Verhältnissen nur die Heroine machen will. — Uebrigens ist es kaum nöthig, hier dem Einwurfe zu

begegnen, daß es in allen Ständen auch egoistische, muthige, selbstständige, sogar seelengroße Frauen giebt, und ihrer tausende gegeben hat; — denn die Charakteristik eines Geschlechts kann sich nur auf die allgemeinern Erscheinungen des Charakteristischen selbst einlassen, und erlaubt gern so viel Ausnahmen, als man nur irgend anzuführen Lust hat. Noch weniger soll dem andern Geschlechte dadurch ein Vorwurf seiner Schwäche gemacht werden: daß es nicht den Egoismus, den angreifenden Muth und die Festigkeit des Mannes besitzt. — Dafür hat es von der Natur große Entschädigungen erhalten. Diese gütige Mutter hat, indem sie das Leben unter zwey für einander geschaffene Wesen vertheilte, keins von beyden vernachlässigen können, und jedes wird dadurch in seiner Art am besten und zweckmäßigsten belohnt, wenn jedes in seinem ihm heiligen Naturbezirke bleibt; jedes bestraft, wenn es aus seiner Naturbestimmung heraustritt.

Das schwächere, sympathetische Gefühlsvermögen — [die dritte Hauptoriginalität des

Mannes] scheint eine Negation seiner Humanität zu seyn, und ihn unter den gefühlvollern Charakter des Weibes moralisch zu erniedrigen; allein dieß kann doch nur so scheinen, weil die Natur keine Ungerechtigkeit kennt. Denn auch jene Gemüthshärte des Mannes geht eben so, wie sein Egoismus, sein Muth und seine Selbstständigkeit, aus dem größern Gefühle seiner Kraft hervor, die Theils physisch, als Naturanlage, Theils moralisch durch Pflicht und Vernunftgründe, weniger zärtlich und empfindsam, als die weibliche Natur, seyn soll. — Auf die Art ist durch drey Grundvesten die sichtbarste Consequenz in den Gemüthscharakter des Mannes gelegt worden, damit er sich, als solcher, vom Weibe originell unterscheide; — aber auch eben durch diesen Unterschied dem Weibe ewiglich angehöre. —

Der natürlichste Abschluß eines Gemäldes des männlichen Gemüths ist die Temperamentslehre des Mannes; indem man ihn vorher in seinen allgemeinern Grundzügen, als Geschlechtscharakter, abgebildet hatte, und nun zu seiner engsten, d. i. persönlichen

Individualität hinüberschreitet. Bisher ist jene Lehre nur immer im Allgemeinen, ohne Vergleichung beyder Geschlechter, vorgetragen worden. Der Herausgeber dieses Werks hat dagegen schon im ersten Bande seiner Charakteristik des Mannes die Unterschiede zwischen der sinnlichen Natur beyder Geschlechter aufzustellen gesucht. In der Temperamentslehre hat er Winke gegeben, wie man diese Abweichungen durch alle übrige Temperamente anthropologisch abbilden könne. Aber eben dieser Stoff ist so unendlich reichhaltig und zu vielseitig, als daß er in diesem Bande ganz erschöpft werden konnte.

Da endlich dieses Werk kein Handbuch der Anthropologie seyn soll; so wird man auch hier keine vollständige Literatur dieser Wissenschaft erwarten, die der Herausgeber vielleicht bald in einem Handbuche der gesammten philosophischen Literatur abhandeln wird. Auch wird man hoffentlich den Verfasser mit dem Vorwurfe verschonen, — daß er zu wenig die Kunstsprache der critischen Philosophie gebraucht hat. Da dieses Werk zu einer allgemeinern Lectüre, und mithin für ein ge-

mischtes Publicum geschrieben wurde; so hat der Verf. in einer unter allen gebildeten Ständen verständlichen Sprache reden müssen, und eine affectirte Dunkelheit in empirischen Darstellungen, wie die der Anthropologie seyn müssen, würden nur der Absicht und dem Eindrucke, den diese Schrift vielleicht machen kann, nachtheilig gewesen seyn. Es ist auch wirklich nur eine Ziererey unserer Zeiten, das, was man mit logischer Deutlichkeit in der veredelten Volkssprache ausdrucken könnte, — in einem fremden — Wortgeklingel nur unverständlich und ungenießbar zu machen. Hierdurch soll aber keinesweges die Kunstsprache der critischen Philosophie selbst getadelt werden. Jene gehört dieser als etwas Nothwendiges und Wesentliches an, wie der Algebra die Zeichensprache. Aber — den critischen Weltweisen in allen nicht-metaphysischen Abhandlungen metaphysisch — reden zu lassen, — ist sonnenklarer Unsinn, Unkunde unseres — vaterländischen Sprachreichthums, und eine pedantische Beleidigung des guten Geschmacks.

Uebersicht

des zweyten Bandes.

Gemüthscharakter des Mannes.

Bestimmung dieses Begriffs. — Größere Willenskraft des Mannes überhaupt, als Naturzweck. S. 1.

Allgemeine und wesentliche Bestandtheile seines Gemüths.

I.

Egoismus des Mannes, als individueller Geschlechtscharakter.

Ideal des edlern Egoisten. Vielfache Abweichungen von demselben in den gewöhnlichen Egoisten. Schwärmerische, — devote, — despotische, — singulaire. — Egoismus der Gilde. S. 12.

XIV

Nationalegoismus der Griechen, — Römer, — Italiäner, — Spanier, — Franzosen, — Engländer, — und Deutschen. S. 52.

Weiblicher Egoismus; seine Abweichungen von dem männlichen. — Gelehrte, — sentimentale und gekrönte Egoistinnen. Weibliches uneigennütziges Wohlwollen, besonders in der zärtlichen Mutterliebe. S. 103.

II.

Muth, Tapferkeit, Festigkeit des Mannes. —

Niedere Stufen des Muths: a) der bloß animalische; b) die Tollkühnheit; c) der berauschte; d) der fanatische; e) die Unempfindlichkeit und Geduld. S. 124.

Der wahre Muth. — Friedrich der Große. — Der Heldenmuth. Warum gilt Tapferkeit mehr, als ein gutes Herz? Abhängigkeit des Muths von den Schwächen der menschlichen Natur. S. 158.

Selbstständigkeit des Mannes. Sein Charaktergemälde in Vergleichung mit weiblicher Festigkeit und Tugend. S. 200.

Feigheit und Wankelsinn. Darstellung beyder in ihren verschiedenen Phänomenen und Formen

unter allerley Menschen. — Der schwankende und schlaue Hof- und Weltmann. S. 218.

Seelengröße des Mannes. Bestandtheile dieser höchsten und menschlich-vollendeten Willensnatur. S. 259.

III.

Sympathetisches Gefühlsvermögen des Mannes.

A. Allgemeine Gründe, warum es im Manne schwächer, als im Weibe ist. Kälte, — Gefühllosigkeit, — Grausamkeit des Mannes. — Affectirter Stoicismus. S. 277.

Der Misanthrop und Menschenverächter in mehrern Gestalten. S. 303.

Religionshaß. S. 319.

B. Besondere Gründe der schwächern Sympathie des Mannes: a) seine Erziehung ist härter und strenger; b) sein Geschäftskreis vielseitiger; c) seine Erfahrungen machen ihn vorsichtiger und ökonomischer mit seinem Wohlwollen; d. e) seine Zerstreuungen und seine größere Leidenschaftlichkeit beengen sein sympathetisches Gefühl. — Empfindler. S. 331.

Sympathie zwischen Aeltern und Kindern, Geschwistern und Eheleuten, in mehrern Ansichten. — Eine cultivirte weibliche Furie als Gattin. S. 357.

IV.

Temperamente des Mannes als Charaktere der Person.

Des sanguinischen, süßlichen, genußsuchenden Mannes; das unedle sinnliche, und schuldlos joviale Weib. S. 395.

Phlegmatisches, kaltblütiges, affectloses Temperament. Das phlegmatische Weib. S. 418.

Cholerisches, warmblütiges, feuriges Temperament. Weiber dieser Art. S. 433.

Melancholisches, schwerblütiges, finsteres Temperament. S. 452.

Mischung der Charaktere. — Charakter der Gemeinheit, als Erbfeind aller Charaktere überhaupt. S. 467.

Gemüthscharakter

des

Mannes.

Einleitung zur Bestimmung dieses Begriffs. — Männliche Willenskraft. Ihre Originalität und Bestandtheile.

Weit über die bloß sinnliche Natur des Menschen hinaus — erhebt sich, als ein höheres Princip seiner Kraft und seines Wirkens, — das Gemüth, — und mithin auch sein Gemüthscharakter, als seine schon viel geistigere Originalität. Die sinnliche Natur des

Menschen ist vollkommen thierisch, nur daß sie in eine edlere, äußere Form gegossen wurde, und darum in einzelnen Momenten liebenswürdiger erscheint, weil sie an jener edlern Form hängt, — oder weil auch schon das Thierische im Menschen die zarten Vorgefühle seiner höhern Natur vernimmt. Seine Sinnlichkeit hat es blos mit Zwecken seines physischen Lebens zu thun, damit sein Geschlecht nicht untergehe, sondern als ein nothwendiges Glied in der unendlichen Kette sichtbarer Wesen ewig bleiben möge. Seine Fortdauer ist also, vermöge eines Naturgesetzes, auf seine Sinnlichkeit berechnet, so daß sie als die erste und letzte Grundlage seines ganzen fernern Daseyns betrachtet werden muß. Darum gab ihm die Natur die Liebe, — — als die erste getreue Mutter und Pflegerin seiner Angelegenheiten in der sinnlichen Welt, — darum gab sie ihm den unersättlichen Hang zu den mannigfaltigen Genüssen der übrigen Sinne, weil unter dieser Bedingung der Zweck seines Lebendigseyns erhalten werden konnte. Ueberall wäre ohne die Sinnlichkeit für uns nichts vorhanden, — überall könnte ohne

sie in unserm Geiste nichts geschaffen werden. *)
Wo sie aufhört, da ist der schauerliche Tod, —
da ist die fürchterliche Grenze alles Empfindens,
alles Denkens und Handelns, — so wie ihr
leisester Funke schon das gewaltigste Leben in
der Natur ankündigt.

Aber sie ist, nach einem andern Naturgesetze, nur automatisch. Die Freyheit des Willens und Wirkens fehlt ihr; sie ist nur Instinct, und soll nichts anderes seyn, weil der Mensch auf keine andere Weise erhalten werden konnte. Es mußte sich zu ihr eine höhere Natur, die Natur der Freyheit, gesellen, wenn der Mensch seine Menschwerdung erkennen, und sich ihrer erfreuen sollte. Seine sinnliche Leidenschaftlichkeit mußte einem verständigen Willen gehorchen lernen, oder wenigstens einem solchen, der nicht ohne Nachdenken handelt, und sich, als solcher, durch die Freyheit selbst gebie-

---

*) Dieß geben selbst die Idealisten zu, und die critische Philosophie läugnet nur die innere Nothwendigkeit und strenge Allgemeinheit der Erfahrung, indem sie selbst die Erfahrung ehrt.

thet. Wir nennen dieses sich selbst schaffende und sich selbst bestimmende Willensvermögen in seinem ganzen Umfange das **Gemüth**. — Der Mensch hat also auch darum einen Gemüthscharakter, indem er seine Neigungen, aus Gründen, so und nicht anders, einrichtet, — und sich dieser Einrichtung und Oeconomie seines Wollens, als einer Handlung seiner Freyheit, bewußt ist. Das Gemüth unterscheidet sich also in seinem Grundstoffe von dem Instincte, und zum Theil auch von dem bloßen Naturell — durch seine freywillige Constitution; dahingegen der Instinct nur blindlings und mechanisch wirkt, auf seinem Wege zwar sicherer zum Ziele schreitet, aber doch allemahl unendlich tief unter dem Gemüthe steht, weil er eigentlich nichts wollen kann, sondern nur getrieben wird, — weil er sich seiner nicht bewußt ist, und sich also auch nicht selbst schafft.

Die Eintheilung der menschlichen Natur in Sinnlichkeit, — in das Gemüth, — und weiterhin in ihre intellectuelle Originalität, ist daher keine müßige und willkührliche Zerspal-

tung ihres Wesens, die aus dem Lieblingshange des Menschen, alles in Abschnitte zu theilen, hervorging, — sondern eine ihr ewig zukommende Einrichtung, die nicht zerstört werden darf, wenn der Begriff einer Individualität des Menschen seine anthropologischen Gerechtsame behalten soll. —

Gehen wir nun zu der angefangenen Vergleichung beyder Geschlechter der Menschenspecies zurück; so wird zugleich die Frage entstehen müssen: ob es nun auch in Absicht des Gemüthscharakters eben solche, oder doch ähnliche Unterschiede zwischen Mann und Weib, als in Absicht der gräßern und geringern Sinnlichkeit beyder, gebe? — Und der Anthropolog würde weder eine Charakteristik des Mannes, noch des Weibes fertigen können, wenn diese

Unterschiede nicht vorhanden wären. Ist alles in beyden Geschlechtern eins; so giebt es keinen Unterschied der Geschlechter selbst, oder allenfalls nur ihrer körperlichen Formen [wenn die Verschiedenheit derselben nicht schon selbst wieder auf einen Unterschied des Geistigen im Menschen hindeutet]. Sind sie aber in ihrer Originalität, vornehmlich aber in ihrem Willenscharakter, von einander verschieden; so muß die Bestimmung dieses Unterschiedes eine unermeßliche Ausbeute für die wahre Menschenkenntniß geben, indem hierdurch ein Geschlecht das andere allein richtig erklären kann.

Durch die verschiedene Art relativer Sinnlichkeit beyder Geschlechter — wollte die Natur für ihre desto innigere gegenseitige Annäherung sorgen, indem sie den sinnlichern Mann zum angreifenden Theile des schamhaften Weibes machte, und hierdurch wollte sie ferner die Verschiedenheit des Instincts begründen, welcher, als eine in beyden Geschlechtern gleich-stark lodernde Flamme, die Menschheit nur zerstört haben würde. — Geben sollte der Mann; —

empfangen sollte das Weib; eine tiefgegründete Naturbedingung, welche nur unter einer Aehnlichkeit, aber nicht durch eine vollkommene Gleichheit ihrer physischen Liebe möglich war. — Diese Liebe sollte unter einem veredelten Charakter des Willens nicht nur zur höhern Natur werden, sondern der Mensch sollte sich auch noch durch eine ganz andere Einrichtung seines Wesens, nähmlich durch die Verschiedenheit der gesammten Leidenschaftlichkeit beyder Geschlechter, in's Unendliche vervielfältigen. Der Mann sollte in allen seinen Ansichten durch seinen Gemüthscharakter eben so nothwendig zum Manne werden, wie der Gemüthscharakter des Weibes das Weib schafft. Eins sollten sie seyn in den Bedingungen, unter welchen wir uns nur ein menschliches Gemüth denken können; aber verschieden in der Kraft, in der Spannung und Vielthätigkeit, mit welcher das menschliche Gemüth in die Welt hineinwirkt.

Das erste, was wir an dem Manne in seiner physischen Natur wahrnahmen, und worauf sich seine weitere Ausbildung zur Liebe und Thätigkeit überhaupt gründen mußte, war

sein individuelles physisches Kraftgefühl, wodurch er sich über das Weib erhebt, und als Oberherr des schwächern Geschlechts sanctionirt wird. — Das erste, was wir in dem Gemüths-charakter des Mannes wahrnehmen, und mithin dem Geschlechte originell angehört, ist wiederum seine größere Willenskraft und Willensstärke, als die Grundlage seiner gesammten Willensnatur. — In wie weit dieser höhere Grad des thätigern Lebens in dem Manne, dieser überfließende Strom seiner Leidenschaften und Begierden, dieses schnellere Aufstreben und Emporglühen seiner Empfindungen, dieser ganze männliche, oft unüberwindliche Männersinn, — mit seiner größern Körperkraft zusammenhängt, und daraus fliegend hervorgeht, läßt sich nicht genau bestimmen, da wir zwar im Allgemeinen den Zusammenhang des Materiellen mit der freyen Willenskraft des Menschen beobachten, aber die Grade ihrer gegenseitigen Einwirkungen, als etwas ausserhalb der Erfahrung Liegendes, nie anschaulich machen können. So viel ist wol ausgemacht, — es muß in der ganzen innern Organisation des

Mannes, in seinem Nervenbaue, in seiner phy-
sischen Bestimmung zur Mannheit, in seinem
thierischen Ehrgefühle etwas liegen, vermöge
dessen sein Wille gewöhnlich stärker und leben-
diger, als der des Weibes wirkt, — und ge-
wiß wirken würde, wenn auch die Weiber mit
den Männern eine vollkommen gleiche Erzie-
hung erhalten könnten. Dieß ist so ausgemacht,
daß dem Manne, ehe er noch in die eigentlichen
Jahre seiner Mannheit tritt, die Idee seiner
Ueberlegenheit des Geschlechts vollkommen deut-
lich geworden ist.

Diese Idee spricht sich schon im Jüng-
linge nicht nur dadurch mit practischer Gewiß-
heit aus, daß er bey der Entwickelung seiner
sichtbar-größern Körperkraft einen hohen Natur-
zweck entdecken mußte, — sondern auch dadurch,
daß ihm das schwächere Geschlecht, als ein sol-
ches, in seinen meisten Handlungen, besonders
aber beym Erwachen der weiblichen Liebe, mit
völliger Ergebung und einer von der Natur ge-
botenen Unterwürfigkeit entgegenkam. — Der
Mann mußte es bald bemerken, daß der Wider-
stand des Weibes in der Liebe gemeiniglich nur

ein künstliches, taktisches, Gegenwirken zeigt, daß die hier und da noch hervorschimmernde Stärke des weiblichen Willens und der Schamhaftigkeit selbst keinen langen Kampf mit der Ueberlegenheit des Mannes aushalten könne, — und daß das weibliche Herz sich sogar unwillkürlich, aber immer gern an den stärkern Mann anschließe. Endlich mußte der stärkere Mann seine Herrschaft über das zartere Geschlecht und seinen Rang in der sichtbaren Welt noch dadurch bewährt finden, daß dem von Natur körperlichstärkern und, vermöge seines Willens, selbstständigern Wesen von Rechtswegen auch ein größerer Wirkungskreis zukomme, und daß ihm eben daher, kraft eines Naturgesetzes, ein höherer Thätigkeitsberuf auferlegt sey.

Dieses Gefühl seiner größern physischen und größern wollenden Kraft, oder doch seiner Bestimmung hierzu, begleitet den Mann, als eine unauflösliche Individualität, durch sein ganzes Leben, so lange er sich seiner noch als Mann bewußt ist, und erhält seinen gesammten vielthätigern Charakter in einem fortgehenden, wohl gar steigenden Getriebe. — Die Sinn-

lichkeit sammelt für ihn nur die Materialien zu dem unermeßlichen Baue seiner Menschheit, ohne jemals stillzustehn; aber diese Materialien würden nichts als thierische Eindrücke auf seine Organe, oder höchstens nur auf seine Einbildungskraft seyn, wenn sie nicht ein verständiger Wille zu ordnen, zu beleben und für seine höhere Bildung zu verherrlichen wüßte. — Alle Vielthätigkeit geht nur aus dem Willen hervor, der nicht instinct-artig, sondern überall nur durch sich selbst unterhalten und befriedigt wird.

I.

Egoismus des Mannes,

als

individueller und als Volkscharakter.

Was wir nun zuerst in dem Willenscharakter des Mannes unterscheiden müssen, was aus ihm unmittelbar selbst hervorgeht, und worauf sich das ganze Spiel seiner größern Thätigkeit zurückführen läßt, ist — sein größerer Egoismus, — er mag sich nun entweder durch wahre — oder scheinbare Gründe belebt fühlen. Genug, er ist vorhanden — und muß als der Hebel seiner Kraft und seines Wirkens, und oft selbst derjenigen Handlungen betrachtet werden, die er aus reiner uneigennütziger Sympathie für andere auszuüben scheint.

Man kann dem Menschen überhaupt, da er sein nächster Blutsfreund, seine eigene Welt, gleichsam sein Schöpfer und sein eigenes Geschöpf ist, keinen Vorwurf machen, daß er bey allem, was er thut, denkt und treibt, nur immer zunächst von sich selbst ausgeht, und immer wieder zu sich selbst zurückkommt; — daß ihm sein Ich mit allen seinen Fehlern und Gebrechen lieber, als alles andere in der Welt ist, und daß er eben darum lebenslang mit sich selbst so liebreich, säuberlich und nachsichtig umgeht. Der Egoismus ist eine von der Natur selbst geheiligte Constitution, und sie konnte ihr großes Werk in dem Menschen nicht vollenden, wenn sie ihn nicht durch die Vorstellung des Ich und seiner Persönlichkeit so fest und zärtlich an sich selbst ankettete, — ihn nicht alles in Hinsicht auf sich selbst treiben und beschicken ließ.

Absichtlich hat sie daher die Organisation unseres Geistes und unserer Willenskraft so eingerichtet, daß wir uns in dem unermeßlichen Raume unseres Lebens und unserer Bestimmung nicht verlieren oder verirren sollen, weil wir immer auf den großen Zweck unseres Selbst zu-

rückkehren, und uns da, wie an einem Anker, festhalten müssen, wenn unsre Thätigkeit und das stürmische Leben in uns über die bestimmten Grenzen des Handelns hinausschwärmen, — oder auch einschlummern will. Durch uns selbst ist daher die Demarkationslinie alles Wirkens mit hoher Naturweisheit abgesteckt worden, — und wir dürfen uns eben darum die rechtmäßigsten Bürger der Welt nennen, weil wir der Welt, vermittelst unserer Selbstliebe, unablässig dienen müssen, indem dieser Grundtrieb der menschlichen Seele nie untergehen kann.

Die hellsten Köpfe, die größten und bewundernswürdigsten Menschen, waren daher von jeher die größten Egoisten. Ihre größere und lebendigere Selbstliebe, ihre freyere Willenskraft, ihr hohes Ehrgefühl, ihr reger Thatensinn dehnte das Gebiet ihres Handelns fast ins Unendliche aus, und dieses wirkte dann auf die Erweiterung ihres Egoismus wieder zurück. Aus Achtung gegen sich selbst und ihre Kraft, aus Enthusiasmus für ihren Selbstwerth, wodurch sie die Menschheit zu erwärmen und zu erleuchten glaubten, aus einem innern mächtigen Antriebe,

ihr Ich gleichsam im Universo zu vervielfältigen, und in ihm auch nach dem Tode auf einer glänzenden Bahn des Lichts fortzuleben, thaten sie alles Große und Herrliche, — verrichteten sie die Wunder des Muthes, der Kraft und der Aufopferung, welche sich die Jahrtausende einander verkünden. Sie würden ohne jenen hohen Schwung ihres Egoismus, der nicht wie der Alltagsmensch nur in sich hinein, sondern aus sich hinaus in die große Welt wirkt, wenig oder nichts gethan haben, und ihr Grab hätte auf ewig die unbedeutenden Nahmen verschlungen.

Da nun der Mensch nichts ohne sich selbst thun kann, nichts ohne sich selbst thun soll, da er nach seinem ganzen Denk- und Willensvermögen, und zwar, kraft des strengsten Befehls der Natur, mit dem Weltall unzertrennlich zusammenhängt, da sich ferner seine Moralität, als die höhere Bedingung seines Daseyns, in der sichtbaren Welt üben und zeigen muß; so würde der Mensch, dessen Egoismus regelmäßig mit dem Laufe der Natur zusammenstimmte, der Weiseste und Tugendhafteste genennt werden können. Das reine Verhältniß zwischen

ihm und andern sittlichen Wesen gäbe uns dann einen veredelten Begriff moralischer Harmonie, und einer, bey den Gebrechen der menschlichen Natur, möglichen Vollendung unserer Humanität.

Der Egoist in diesem großen idealen Sinne des Worts würde den möglichst hohen Grad sittlicher Vollkommenheit zu erreichen suchen, damit sein Zusammenhang mit der übrigen Welt der Vernunftwesen der rechtmäßigste und allgemein nützlichste für sich und andere bleibe. Er würde sich als ein durchaus nothwendiges Kettenglied der Natur zur Vervollkommung seines Geschlechts und sein Ich als den höchsten Naturzweck seiner selbst zum Glücke des Ganzen betrachten. Die Welt würde sich daher mit ihm in dem besten Einverständnisse finden; denn der, welcher nur das Vollkommene sucht, würde für sich selbst nichts thun, was nicht auch andern nützte. Indem er sich mit Kenntnissen und Einsichten bereichert, würde er aus reiner Liebe zum Nützlichen auch andern das Reich der Wahrheit verkündigen und sich des allgemeinern Lichtes erfreuen; indem er sich sittlich ausbildet und veredelt, würde er auch alles um sich her zur

Tugend einladen, und für sie begeistern. Er würde, indem er die vernünftigste Lebensphilosophie übt, diese hohe Kunst auch andere lehren; er würde keinen Schritt thun und keinen Gedanken fassen können, der nicht, durch eine hochveredelte Selbstliebe, Beziehung aufs allgemeine Beste hätte; er würde über das moralische Gute, in so fern er es als seinen Selbstzweck ehren muß, nicht blos vernünfteln, sondern sich auch gern den zarten Sympathien für andere überlassen, weil das Wohlwollen das Himmelreich seines veredelten Gemüths ist. — Das Heil der Welt würde sein höchster und liebenswürdigster Eigennutz seyn, weil er sich allein durch das Gute beglückt fühlte, — und dieß könnte er nicht fühlen, wenn er sich nicht selbst liebte.

Allein die Erfahrung lehrt, daß der Mensch mit nichts einen so großen und verkehrten Mißbrauch, — als mit sich selbst, treibt; er wird aus blinder Eigenliebe meisten Theils sein eigener Verräther, und sein Egoismus, der ihn mit seinem eigenen Geschlechte auf ewig befreunden sollte, macht ihn entweder zu einem hämischen

Feinde, oder zu einem lächerlichen Schauspieler der geselligen Welt. Die Freyheit lehrt ihn seine Kräfte; aber, da sie ihn fast immer nur egoistisch beschwatzt und für sich selbst einnimmt, so wird die Kunst, sich selbst zu leben, eine — feile Wissenschaft, die den Menschen tief entehrt, indem er in seiner eigenen Persönlichkeit die Welt um sich her vergißt, oder zur Begünstigung seines Egoismus mißbraucht. Seine Selbstbewunderung macht ihn gegen das allgemeine Beste gleichgültig und kalt, denn seine Verbindung mit der Welt wird nun nicht mehr durch wohlwollende Gefühle unterhalten. Er setzt sich auf einen Thron, den nicht die echte Selbstliebe [die Neigung, aus sich her alles zu beglücken], sondern nur Habsucht und Eigendünkel erbauet haben. Er hat nur sein Leben für sich, und lebt nur für andere, wenn ihm dieß gute Zinsen bringt. Darum hat er auch in seinem Innern die Freundschaft zwischen sich und andern geistigen Wesen aufgerufen; sein Herz kann sich nicht mehr aus Wohlwollen anschließen, weil er den Zweck seiner Veredlung nicht mehr fühlt, — und diesen kann

er nicht mehr fühlen, weil er voll gieriger Eigenliebe nur sich selbst leben will*).

Aber kein menschlicher Charakter fällt uns auch wegen seiner schneidenden Ecken so sehr in die Augen, keiner empört so sehr unser Herz, als der Egoist im verächtlichen Sinne des Worts, und keiner wird uns wohl lästiger, als er. Dieß ist sehr natürlich. — Eine so weit ausgedehnte Begehrungskraft, ein Wille, der allein für sich alles will, überall oberherrlich ab-

---

*) „Der moralische Egoist heißt der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in dem, was ihm nützt, auch wohl als Eudämonist, blos im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt. Denn, weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von dem macht, was er zur Glückseligkeit rechnet; so ists grade der Egoism, der es so weit bringt, gar keinen Probierstein des echten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemeingeltendes Princip seyn muß. — Alle Eudämonisten sind daher practische Egoisten." J. Kants Anthropologie. 2te Aufl. 1800. S. 8.

spricht und aus seinem Mittelpunkte ringsherum despotische Befehle in die Welt sendet, muß das Leben und die Verhältnisse, wie auch die Schwächen anderer Menschen, unzählig oft durchkreuzen, denn der Egoist ist immer wieder von Egoisten anderer Art umgeben. Sein ganzes System ist auf Einnahmen, nicht auf Ausgaben berechnet; er kann andern das Ihrige entziehen und ruhig ihre Gerechtsame schmälern, wenn er nur gewinnt; er ist ungerecht in seinen Forderungen und Ansprüchen, weil er immer zu viel haben will, weil er fast nie gesättigt wird, weil er seinen Selbstwerth als eine unendliche Größe denkt, und da nur allenfalls gnädig ist, wo er menschlich und herzlich seyn sollte. — Wir finden daher, daß dergleichen Charaktere die meisten Stimmen gegen sich haben, wenn sie sich auch sonst durch ein regelmäßiges Leben und durch Talente des Geistes auszeichnen sollten. Sie sind wie die Eule unter den Vögeln, und die bleibende Zielscheibe des Witzes und der Spötterey. Begegnet ihnen ein widriger Zufall, so werden sie wenig bedauert, und das erzählende Publicum vergrößert gern die Lächerlich-

keiten des Egoisten. Selbst ihre Freunde werden nicht sehr durch sein widriges Geschick gerührt, — man glaubt allgemein, daß dieß eine kleine Züchtigung sey, die der Stolz verdiene, und daß so etwas nicht schaden könne. Der Egoist hat sich auf ein zu hohes Piedestal gestellt, und die Welt zieht ihn gern wieder herunter.

So weit läßt aber doch die Natur ihr Lieblingskind, den Menschen, nicht leicht sinken, daß er sich in allen seinen Eigenschaften wie ein radical Blinder, und mit Ausschluß aller übrigen größern Menschen, allein anbetet und bewundert, — so daß ein Universal-Egoist sogar etwas anthropologisch-Widersinniges zu seyn scheint. Es sind gewöhnlich nur einzelne Seiten und individuelle Rücksichten, worauf sich der Egoismus anbauet und worauf er sein kleines Universum einschränkt. Aber hier läßt er sich nun auch nicht ein Jota von seiner Größe rauben, sondern bringt sein ganzes Leben mit einem Numeriren dieser Kleinodien zu, womit er sein liebes Ich umgiebt. Dieß ist die Seite des Uebermenschlichen und Göttlichen, was der

Egoist in sich zu bemerken glaubt, — ein Glaube, von dem er, als ein Gemüthskranker, und fast wie ein Wahnsinniger, der nur einer fixen Idee folgt, — nicht leicht geheilt werden kann. Ihr bemerkt auch gar leicht, an welcher Stelle dieser Charakter gern gekitzelt seyn möchte, und welche Blumen er am liebsten zu seinem Kranze sammelt. Kein Schild ist sicherer zur Kunde dessen, der es aushängt, als das Schild des Egoisten, und kein Mensch offenherziger, als er in der Ausstellung seines geliebten Bildes. Die allerschlauesten und allerfeinsten dieser Charaktere können mit aller ihrer Kunst den Punkt nicht verstecken, woran sie krank liegen. Es kann seyn, daß sie sich lange subtil genug zu verbergen wissen, oder daß sie euch nicht für würdig genug halten, ihr Licht vor euch leuchten zu lassen; aber entwischen können euch diese Thoren nie. Ehe ihr es vielleicht glaubt, werden sie mit dem ganzen Apparat ihres Egoismus vor euch stehen; — aber nun laßt sie reden, und ihr habt sie, wie ihr sie haben wollt. Der Strom ihrer Rede verräth sie; sie hören sich selbst gern, das Ich liegt in

jedem Worte, wenn es sich auch nicht selbst ausspricht.

Laßt euch nicht blenden, wenn sie bisweilen geflissentlich einen Schatten auf ihre eigenen Verdienste werfen, und wohl gar [wie Rousseau in seinen Confessionen] ihre Gebrechen selbst öffentlich andeuten. Dieß ist weiter nichts, als ein Kunstgriff der Coquetterie, um sich interessanter zu machen, und das Auge des gutmüthigen Beobachters, vermöge des Contrasts, desto mehr für den bessern Theil des Gemäldes einzunehmen. In der Regel sind die bescheidenen Egoisten die wärmsten Verehrer ihrer eigenen Gottheit. Ihre Bescheidenheit, ihre Demuth, ihre Resignation auf große Einsichten [wie des Socrates stolz-demüthiges: „ich weiß nur das, daß ich nichts weiß"], ihre affectirte Verachtung aller Celebrität, ihre Ziererey, im Tone der großen Welt unkundig zu erscheinen, — sind Gaukeleyen eines subtilen Stolzes, der in seiner Demuth bewundert seyn will, und grade hier seinem Egoismus neue Opfer bringt. Sie gleichen den Schönen, die ihre eigene Liebenswürdigkeit recensiren, um den

Beobachter desto mehr in Bewunderung zu setzen, oder den Blick desselben auf ihre anderweitigen Vorzüge nur desto mehr zu schärfen*).

---

*) Es giebt sogar eine Physiognomie des Egoismus, die selten triegt. Der Egoist hat gewöhnlich etwas Gebietendes, Kaltes, Stolzes, Gnädiges, Herabblickendes, auch wohl Satyrisches im Ausdruck seines Auges. — Seine Sprache ist nicht selten gekünstelt, affectirt, oder auch dictatorisch mit imponirenden Accenten, fast nie melodisch; — sein Periodenbau gesucht, auch wohl rednerisch, — sein Benehmen verlegen, wenn er in die Gesellschaft größerer Männer tritt, weil er sich hier verdunkelt glaubt. Sein Gang ist gewöhnlich bedachtsam und ernst, als ob die Last des Staats auf ihm ruhe, oder sein Geist sich mit wichtigen Gedanken beschäftige. Kleine Leute sind gemeiniglich Egoisten, weil das Blut in ihnen schneller umläuft, und die Empfindlichkeit ihrer Natur alles so gern auf sich beziehen möchte. Es giebt Egoisten, die gleichsam ihren ganzen Körper als den Verräther ihres Selbstdünkels zur Schau tragen, — schon durch ihre Figur imponiren wollen; aber eben dadurch in den Augen aller Vernünftigen lächerlich werden, — indem sie so gern ihrer physischen und geistigen Kürze — eine Elle zusetzen möchten. —

Wir müssen aber hier billig diejenigen Egoisten ausnehmen, die, aus einer wirklich furchtsamen Bescheidenheit, oder aus Armuth eigener Willenskraft und Selbstachtung, in sich selbst ein bleibendes Mißtrauen setzen, und in dieser ängstlichen Stimmung sogar ihre guten Seiten verkennen und vernachlässigen. Es giebt wieder andere, die aus Mangel eigener Energie fast nicht mehr an sich denken, sondern immer nur andere für sich denken lassen, — ob dieß gleich auch bisweilen ein wirklicher Egoismus der Gemächlichkeit seyn kann, welcher sich aus Stolz gern bedienen läßt, und, indem er Dienste und Wohlthaten annimmt, nur desto sicherer über andere herrscht. — Endlich giebt es noch gewisse schlaffe Gemüther, in denen, durch eine ihnen aufgedrungene oder gleichsam angeborne Dependenz von kraftvollern und klügern Leuten, fast aller selbstständige Egoismus untergegangen ist, weil er seine Freyheit eingebüßt hat. Es giebt einen gewissen Sclavensinn gemeiner Seelen, der sich über nichts erheben kann, der zu einer ewigen Unterjochung verdammt ist, dem alle Organe zum Selbst-

denken und Selbsthandeln fehlen, und der sich nur immer dem Egoismus und dem Muthwillen anderer Menschen mit devotester Ergebenheit zum Opfer bringt.

Aber alle diese Charaktere, in welchen der Egoismus erstorben ist, wo also auch der größte Hebel unserer sittlichen Wirksamkeit, — die Selbstachtung, fehlt, sind denn doch auch meisten Theils sehr unbrauchbare und armselige Subjecte, wenn sich in ihnen die Selbstständigkeit, der Muth und die Kraft des Mannes zeigen soll. Ihr fortwährendes, kriechendes und unterwürfiges Hinblicken nach irgend einem Souverain, der sie wie Automaten behandelt, macht sie uns zu widerlichen Geschöpfen, oder ihre Schwäche, nur für andere durch eine mechanische Gutmüthigkeit zu leben, oder sich ihnen wohl gar blindlings aufzuopfern, erscheint als ein Handlungstrieb ohne Werth, weil der Mensch eigentlich nur durch die Selbstkraft seiner sittlichen Freyheit — Verdienste haben kann.

Unter allen Arten des Egoismus ist der — der Devotion und Schwärmerey der

versteckteste, aber auch unheilbarste, weil er von einem tiefliegenden geistlichen Stolze genährt und belebt wird. Der Andächtler und Schwärmer scheint ganz seiner Secte oder seiner erdichteten Geisterwelt zu leben, während er, bey der frommen Mimik der heiligsten Demuth, seinem Ich die größten Opfer bringt. Indem er meint, daß der Herr in den Schwachen mächtig sey, betrachtet er sich selbst als ein geheiligtes Werkzeug, als einen Tempel, den die Gottheit zu bewohnen würdigt, — und, indem er doch immer mehr und besser, als andere Menschen, zu seyn glaubt, erscheint er sich selbst als ein mit besonderer Kraft ausgerüsteter Liebling des Himmels. — Darum besteht er auch nun so egoistisch auf seinen Meinungen, weil sie ihm den Begriff seiner Größe und Auserwählung so anschaulich machen; — eine Größe, die sich zwar, nach seiner Meinung, gegen den Allvater wie ein Atom verliert, aber doch wiederum über die sogenannten Kinder der Welt unendlich weit erhaben ist. Er ist also nur im Anschauen der Gottheit demüthig; im Anschauen der Menschheit fühlt er sich um desto

größer, und mag nicht einmahl Gemeinschaft mit ihr haben, weil er sich durch den Umgang mit ihr entehrt glaubt, also mit seinem Egoismus sogar über die sichtbare Welt hinaus fliegt, um sie desto tiefer unter sich zu erblicken.

Die Natur des schwärmerischen Egoismus führt uns zu einer psychologischen Erscheinung, die sich aus der Beschaffenheit des menschlichen Willens erklären läßt, — nähmlich zu dieser: — daß der Egoismus, der unmittelbar aus der Willenskraft hervorgeht, gemeiniglich stärker und unbiegsamer, als jener Egoismus ist, der seinen Stolz von der Denkkraft ableitet. Das Gefühl des Wollens ist, als eine leidenschaftliche Stimmung unsers Gemüths, fast allemahl lebendiger und gleichsam durchdringender, als das Gefühl der Verstandeskraft, die gemeiniglich erst successive angestrengt werden muß, ehe sie wirken kann; dahingegen die Willenskraft sich augenblicklich selbst erzeugt, und durch die Freyheit in ihren Wirkungen gehoben wird. Auch wirkt das Wollen gemeiniglich in die

Welt hinein, und lehrt uns unsere Kräfte von mehreren Seiten kennen und gebrauchen, anstatt daß das Denken sich gern in sich selbst verliert, und unsere Thätigkeit für den Weltgebrauch wenig anfeuert. Der Egoist beruft sich auch immer mehr auf das, was er will und durch sein Wollen kann, als auf das, was er durch seinen Verstand hervorgebracht hat, und bezieht alles mehr auf sich durch den habsüchtigen Willen, als durch den Verstand, — da dieser letztere ohnehin den Egoismus nicht immer gelten lassen darf. — Leute, die sich fühlen, das heißt, — wissen, was sie und wie viel sie wollen, — der Muthige, der in den Weltgeschäften Geübte, der zur Ausdauer Geschaffne, der Cholerische, wie auch das Kraftgenie sind daher immer Egoisten, sogar schon dann, wenn ihnen eine größere Körperkraft, als andern, zu Gebote steht, ohnerachtet dieser thierische Vorzug keinen verdienstlichen Werth hat. Aber die meisten Männer berufen sich bei ihrem Egoismus nicht selten auf dieses Gefühl, und benutzen es als eine Ueberlegenheit ihrer Kraft, um andern zu gebieten.

Der Wille ist ursprünglich allemahl egoistisch, und sein ganzes Geschäft läßt sich analytisch in dieser Originalität auflösen. Er ist allemahl früher als die Vernunft da, und besteht auf seiner Kraft, weil er sie [wie zum Beweis in der Kindheit, und nachher in tausend andern Fällen] instinctartig braucht, ohne die Vernunft zu befragen. Dieß ist der Grund, daß die meisten Menschen ohne Kopf die ärgsten, obgleich verächtlichsten Egoisten zu seyn pflegen. Ihr stupider Wille ist ihr Gesetz, weil er durch das Nachdenken und eingebildetes Ehrgefühl nicht veredelt worden ist. Ihre Begriffe sind dunkel, unreif und aus Mangel an Weltkunde und Geistesthätigkeit an dem kleinen matten Ich des Persönlichen hängen geblieben; sie können aus ihrer armen eingeschränkten Individualität nicht herausgehen, und werden in ihrem kleinen Wirkungskreise Despoten oder Pedanten und Verächter des Verdienstes, weil dem Geiste und dem Willen alles Große unbekannt bleibt. Der größere Kopf achtet doch gemeiniglich den Werth anderer Köpfe, und sein Egoismus findet da oft ein Gleichgewicht, was ihn sogar bis zur Be-

scheidenheit herabstimmen kann; — dahingegen der kleine Geist sich oft für das Non plus ultra seines Geschlechts und seiner Wissenschaft hält, und nie geheilt werden kann, wenn er sich unglücklicher Weise für ein Genie hält.

Der Egoismus pflegt in dem Grade zu steigen, je mehr ihm gehuldigt und Weihrauch gestreuet wird, — und darum ist er in höhern Ständen, auch bey wenigen Talenten, oder sogar beym Mangel aller Talente, am herrschendsten. Die Erzieher der großen Welt haben daher nichts Angelegentlicheres zu thun, als die Kinder der Großen vor jenem Eigendünkel zu bewahren, der alles auf sich bezieht, und für sich die Welt bestimmt glaubt. — Wer kann die Geschichte der Regenten, vornehmlich der Eroberer, lesen, ohne fast überall die Bemerkung zu machen, daß er die Geschichte des höchsten, oft auch — des niedrigsten Egoismus liest *). — Alle die erstaunlichen Menschen, die

---

*) Wenn man die Geschichte Alexanders des Großen nicht mit einer blinden Vorliebe für denselben liest, so kann man sich oft des Gedankens nicht erwehren.

wir in der alten und neuen Welt bewundern, und die zum Theil wegen ihrer fast übermenschlichen Thätigkeit und Seelengröße unsere Bewunderung verdienen, sind wol ohne Ausnahme von einer hochgespannten Selbstsucht beherrscht worden, so daß sie oft, wie ein Alexander, auch den kleinsten Verstoß gegen ihre Größe nicht mehr ohne blutige Rache hingehen ließen. Auf den hohen Standpunkten der Welt wird der Mensch leicht ein einseitiges, eintöniges, nur sich selbst lebendes Wesen, ohne daß er sich selbst kennen und richtig schätzen lernt. Sein Wille geht nach und nach in ein mechanisches und brutales Absprechen über, weil ihm nicht widersprochen werden darf, und weil er keinen Widerspruch vertragen kann. Die geträumte Gottheit will sich wol gar nicht einmahl zu der Mensch-

---

daß der bekannnte Curtius Rufus seinen Heros habe in einem satyrischen Romane darstellen wollen, — gleichsam wie einen irrenden Ritter, um alle künftige Regenten der Erde vor den lächerlichen Ueberspannungen einer übermenschlichen Heldengröße zu warnen.

heit herablassen, weil sie gleichsam die Menschen zu verachten verdammt ist, und, ihrer selbstsüchtigen Meinung nach, der Befehlende nur frey seyn kann. — Unmenschlich wird vollends aller Egoismus, wenn er nur einer schimmernden äußern Größe huldigt, ohne die Pflicht der Humanität zu kennen; — er sieht nur sich, und die Welt möchte untergehen, wenn er nur bleiben könnte.

Fast bis zu einer Art des Wahnsinns pflegt der Egoismus in denjenigen Männern zu steigen, welche, bey mittelmäßigen Talenten, in einem niedern und obscuren Stande geboren, zufällig zu einer großen politischen Höhe und Wichtigkeit empor stiegen, oder sonst durch ihre Nahmen sehr berühmt wurden. — Das, was das Glück ihnen zuwirft, die Höhe, die ihnen der Zufall oder die Schwächen der Menschen erlauben, den Ruhm, welchen sie sich durch geschickte Köpfe um sich her erringen, — pflegen sie sich als ihr eigenes Verdienst anzurechnen, und, indem sie sich eine unermeßliche Selbstkraft andichten, alle Menschen neben sich

zu verachten *). Durch diese blendende Vorstellung entsteht in ihnen ein Schwindel der Vernunft, welcher die Größe des Mannes anstaunt, ohne dessen Zufälligkeiten zu zergliedern. Menschen dieser Art können daher, und weil sie ihre Größe wol gar für eine ihnen zukommende Schuld der Natur betrachten, sich gar leicht vergessen, und Thorheiten begehen, die sogar aller Größe widersprechen. So wird der **Parvenu** der Welt fast immer ein lächerliches Schauspiel des kleinlichsten Egoismus geben, wozu sonst

---

*) „Die Herrschsucht des aristocratischen Stolzes beruhet in Dünkel und Einbildung, Theils von Eigenschaften, Theils von Verhältnissen, welche das Vorrecht zu herrschen begründen sollen, und in einem vollendeten Egoismus, der Andere zur Unterwürfigkeit gemacht und der Freyheit unfähig glaubt. Sie ist ehrgeitzig mit Eifersucht, eifersüchtig mit List und Gewalt, dreust und anmaßend mit Hochmuth, so lange sie der Gewalt gewiß ist. — Der Despotismus des aristocratischen Stolzes ist entweder gestützt auf Härte des Charakters und Grobheit der Sitten: und dann ist er ungerecht mit kaltem Blute, tyrannisch im Affect; stets eigensinnig und mürrisch und besessen von einem nie ruhenden Plagegeiste,

kein Mensch von guter Erziehung fähig wäre. Wieder ein Beweis, daß die größere Willenskraft, wenn sie auch nur bloßer Despotismus des Befehlens und der Rechthaberey ist, immer den größern Egoismus weckt, — und ohne Menschenliebe allemahl den Menschen in sich selbst untergehen läßt.

Eben darum artet der Egoismus bey den schwächsten, aber oft auch bey den größten Köpfen so leicht in Despotismus, oder in diejenige Unart des Willens aus, da er, ohne Rücksicht auf die Menschenrechte anderer, willkührlich

---

fähig der größten Ungebührnisse, unfähig der Reue und Vergütung; rachgierig und straflustig mit Schadenfreude, wenn auch nicht immer gewachsen dem herzhaften Widerstande der Rechtschaffenheit. Oder er beruhet nur in Eitelkeit und Vorwitz, und dann ist er pedantisch-aufmerksam auf die kleinsten Rechte seiner gebiethenden Person, kindisch bedacht, — Authorität zu zeigen, schnell in Anordnungen, dictatorisch im Befehlen und Verbiethen, voreilig in Verweisen, leidenschaftlich in der Bestrafung" u. s. w. E. Platners philos. Aphorismen, 2r Theil. 1800. S. 564 u. f. S. ebendaselbst die Charakterzüge des groben und feinen Adelstolzes.

und hartherzig über sie herrschen, und ihnen seinen Willen, als die alleinige Norm ihrer Handlungen, aufdringen will. — Der Despotismus besteht daher in einem egoistischen Mißbrauche des Befehlens, und einer sich selbst gegebenen Macht, wodurch er alles um und neben sich bis zur Sclaverey hinab zu unterdrücken sucht. Je weiter sich nun das wahre oder eingebildete Interesse des Despoten ausdehnt, je heiliger und allgemeiner er sich seine Größe denkt, desto eifersüchtiger und egoistischer wird er in Ausübung seiner Macht seyn, desto größer wird ihm jedes Verbrechen gegen seine Majestät aus wirklicher Schwäche der Seele erscheinen, weil die wahre Größe nicht beleidigt werden kann. Denn, wo es eine wirkliche Majestät eines sittlich-großen Regenten giebt, da muß doch ein sogenanntes Majestätsverbrechen in den Augen der Vernunft allemahl wie ein Unding erscheinen.

Die Bestandtheile des Despotismus sind, da er aus einem zügellosen Egoismus — hervorgeht, fast immer lächerlicher Stolz und unersättliche Habsucht. — Der Thor will das nicht nur bleiben, was er sich zu seyn einbildet, son-

dern er will auch willkührlich und eigenmächtig über das Eigenthum aller andern schalten und walten; — er wird daher leicht ein politischer Räuber, der alle Rechte der Natur und des geselligen Vertrages mit Füßen tritt. Diese Art zu handeln kann aber auch noch von einem andern im Hintergrunde liegenden Motiv geleitet werden, — indem der Despot durch die Verarmung seiner Sclaven eines Theils sicherer auf dem Throne zu sitzen glaubt, — und andern Theils das Volk, wenn es Noth thut, durch königliche Wohlthaten zu electrisiren und auf diese Art noch abhängiger zu machen denkt. So spendeten die römischen Dictatoren ihrer Nation ungeheure Summen aus, und verblendeten ihren Sinn durch öffentliche Vergnügungen und glänzende Spielereyen, bis alle Selbstkraft der Nation untergegangen war und nun alles mit stumpfer Sclaverey ohnmächtig zu den Füßen der Tyrannen lag.

Wie sich der Egoismus, nach allen seinen Formen, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten, unter den Menschen, — unter den Thoren und Weisen dieser Erde, unter höhern und niedern

Ständen, in der Jugend und im Alter, überall zeigt und äußert, — ist ein zu weitläuftiger Stoff, als daß er nach allen seinen Abtheilungen in diesem Gemälde des Mannes aufgenommen und erschöpft werden könnte. Denn da er alle Farben des Naturells, des Temperaments, des Geistes und Herzens, der Zeiten und Umstände eigenmächtig in sich verschmelzt, und unter allen Formen des Willens möglich ist; so läuft seine Ansicht fast in's Unendliche hinaus, und wir können hier nur die Vorzüglichsten nachholen.

Es giebt Egoisten, die gewöhnlich nur gegen Leute ihres Ranges und Standes ihre lächerliche Eigenliebe zeigen; und gegen Niedere die herablassendsten und gütigsten Menschen von der Welt sind, weil diese ihnen nicht vor den magischen Spiegel ihrer Selbstbewunderung treten. So klagen die höhern Stände gewöhnlich über den unter ihnen selbst herrschenden Stolz, so wie der ältere Adel auf den jüngern überall mit schnöder Verachtung herabsieht, dagegen der ehrsame Bürger die Leute von oben herunter oft allerliebst findet, aber wiederum seinen

Stand selbst des Stolzes beschuldiget. — Andere Egoisten prunken mit ihrem Einflusse auf wichtige Geschäfte, auf die Angelegenheiten des Staats und auf Staatsmänner, mit ihren Conversationen unter den Großen, wenigstens ihren Obern, und verlangen durch ihre bedeutungsvolle Persönlichkeit, worunter sie ihre Nullität verbergen, eine besondere Aufmerksamkeit und Achtung. Dieß ist der leidige Egoismus der sogenannten Unterbedienten, — eine Art von Domestiquenstolz, welcher die Regierung im Hause zu besitzen glaubt, und vorlaut, dummdreist und ohne alle Delicatesse überall mit einspricht. — Wieder andere bleiben bey ihrer einmahl angenommenen Weise, zu leben und zu handeln, mit eiserner Willenshärte stehen, und die Gewohnheit ist ihre einzige Gebietherin. Sie verachten alles Neue, wie ein Gebrechen des guten Geschmacks und der Sittlichkeit; bewundern dagegen die vergangene goldene Zeit, und glauben, in der gegenwärtigen um so mehr despotisiren zu können, da sie in ihren Augen nichts taugt. Dieß ist der gewöhnliche Egoismus des Alters, der alles besser weiß, alles durchschauet hat, alle Entdek-

kungen in den Wissenschaften für längst bekannte Dinge hält, und überall wegen seiner Jahre, und schon blos darum mit zarter Schonung behandelt seyn will.

Noch andere Egoisten sind — Sonderlinge in ihrer ganzen Denkart, in ihrem Wissen und Glauben, in ihrem Handeln und Nichthandeln, oft bis zur lächerlichsten Eigenthümlichkeit hinab. Sie möchten die ganze Natur umkehren, um sich an dieser Verwirrung der Dinge zu ergötzen, und sich über das ängstliche Benehmen der Menschen hierbey lustig zu machen. Nichts ist ihnen widerlicher und unausstehlicher, als das alltägliche und gewöhnliche Hinundherschwanken des menschlichen Lebens; der schlichte natürliche Mensch ist in ihren Augen eine seelenlose Natur, die keine Kraft, sich selbst einen ungewöhnlichen Wirkungskreis zu schaffen, besitzt, und den Weg aller Thoren geht. Diese verschrobenen Geister, die mit verdrehten Augen am besten zu sehen glauben, werden sich sehr selten mit der Menschheit aussöhnen, weil sie dieselbe für ein Gemisch ewiger Bizarrerien halten, und den Lauf der Dinge selbst nach ih-

ren eigenen Paradoxien leiten wollen. Sie sind wie verzogene Kinder, deren Wille nicht mehr zu brechen ist. Sie sind verschlossen, — offenherzig, — wehmüthig, — felsenhart, — verliebt, — Weiberhasser, — träge, höchst lebendig, — liebkosend, — satyrisch und hämisch, wie es das verkehrte Gemüth befiehlt. Sie wechseln ihre Studien, verkehren den Tag in Nacht, und die Nacht in Tag; können einmahl des geselligen Tumults nicht genug haben, und verkriechen sich ein andermahl in eine dunkle Einsamkeit *). Sie tadeln alles, sie bekritteln alles, — ihre ganze individuelle Verkehrtheit ist

---

*) Noch giebt es eine Art dieser wunderlichen Selbstler [so nennt sie die Schule der Puristen], welche man die sentimentalen nennen könnte; — Männer, die einen unbeschreiblichen Selbstwerth auf die Verfeinerungen ihres Geschmacks und ihrer Gefühle legen, — alles subtiler, inniger, herziger zu empfinden glauben, was schön und liebenswürdig ist, und in diesem Glauben und diesen Ueberspannungen ihres Egoismus überall Pöbelsinn und eine brutale Gemeinheit um sich her zu erblicken glauben.

die Tochter des hartnäckigsten Egoismus, den es unter Menschen geben kann. Es giebt Leute dieser Art, deren paradoxer und bizarrer Charakter durch nichts in der Welt, als — durch ein böses Weib geheilt werden könnte.

In England sind die Sonderlinge zu Hause. — Menschen dieser Art giebt es überall unter armen und reichen Britten, — natürlich unter den letztern am meisten, weil der Reichthum die Bizarrerien aller Art begünstigt — und gleichsam vor den Augen des staunenden Pöbels adelt. Einer dieser Sonderlinge war der Lord Camelford, Baron von Bocconoc. „Ein Wüthrich, — der aber in guter Gesellschaft bey seiner Schwester, der Lady Grenville, bey seiner Mutter, bey seinen Freunden der artigste und feinste Mann seyn konnte, dagegen die Formen, Gebräuche und Genüsse der großen Welt, in der er geboren war, als eine dem Manne unwürdige Ziererey verachtete. 20000 Guineen waren seine jährlichen Einkünfte, und er konnte das glänzendste Leben eines Britten führen, während er sich dem mühseligsten See-

dienste widmete, und allem Luxus und Wohl-

leben seines hohen Standes entzog. Die mütterliche und schwesterliche Liebe wollte ihn von seinem kühnen Vorsatze zurückziehen; aber umsonst. Das Gewühl der Matrosen bey einem Sturme, der fürchterliche Wirrwarr, der alsdann herrscht, und der entsetzliche Kampf einer Hand voll Menschen mit dem gewaltigen Meere, waren es, was er zu sehen wünschte; mitten unter einer so grausenvollen Scene eine handelnde Person zu seyn, das Schiff auf allen Seiten krachen zu hören, und die Wasserströme zu allen Oeffnungen hereinstürzen zu sehen, — das war die Wollust, die er suchte; Abentheuer, Schwierigkeiten und Wunder des Weltlaufs, das war es, wonach er dürstete, und diesen sonderbaren Durst zeigte er in seinem ganzen Leben als ein herculischer Renomist. So ging er auch gekleidet einher; sein Huth hatte eine ungeheure Form, sein ganzer Anzug glich der Salopperie eines Schlägers; man hielt ihn für ein wenig verrückt, und sein Nahme war in ganz England berühmt. Von seinen Bedienten forderte er ähnliche Talente, — starke, männliche Gesichtszüge und Kunde im Boxen. Wenn er einen

neuen Domestiken angenommen hatte; so suchte er die erste beste Gelegenheit zu einem Gezänke mit ihm auf, — und both ihm Reden, die den Diener erbittern mußten. Hatte er ihn dahin; so ging er weiter, und schlug ihn. Dieß leidet kein Engländer, — der Kerl schlug wieder, — und es entstand nun ein förmlicher Zweykampf mit der Faust. War der Bediente ein gewiegter Klopffechter, und seiner Herrlichkeit gewachsen, rief der Lord zuletzt: „halt! ich habe genug; ich wollte dich blos prüfen; du bist ein braver Kerl, du wirst nicht zulassen, daß Jemand deinem Herrn zu viel thue; hier ist eine Banknote von 20 Pfund für deine wohlgeführten Püffe"! Uebrigens waren seine Bedienten fürstlich bezahlt, gespeiset, gekleidet und logirt. Camelford blieb in einem Duell mit Herrn Best im 29sten Jahre seines Alters. Den Vollstreckern seines Testaments trug er besonders auf, seinen Körper nach der von ihm so sehr geliebten Schweiz zu bringen, und ihn dort bey Bern unter einigen angezeigten Bäumen begraben zu lassen." [S. London und Paris, 7ter Jahrgang, Nro. 1.]

Man hat schon vor mehrern Jahren: Originalzüge aus dem Charakter Englischer Sonderlinge *) gesammelt, die zum Theil einem Bulletin aus einem Tollhause gleichen. Der Geisteskranke kann nicht immer ein Sonderling genannt werden, weil seine Originalität in mechanischer Unvernunft besteht, — der Sonderling hingegen, wie wir ihn hier nehmen, sich durch einen paradoxen Gang seines Handelns und Denkens, aus Egoismus, auszeichnen will. Wenn man diese querfinnigen Naturen, — diese Irrsterne, welche sich aus der Bahn des Gewöhnlichen in so mancherley Formen herauswinden, näher beleuchtet; so finden wir fast immer, daß ein stolzer und nicht sehr gebildeter Freyheitsgeist der nächste Grund ihrer egoistischen Sonderbarkeiten ist. Daher sie auch in England, unter einer frey geglaubten Constitution, und bey einem freyen Nationalcharakter, so häufig angetroffen werden. Indem der Son-

---

*) Leipzig 1796. S. mehrere Beyspiele solcher excentrischen Köpfe in Hüttners Engl. Miscellen.

derling sich selbst das Privilegium, aus den gewöhnlichen Lebensverhältnissen eigenmächtig herauszutreten, ertheilt, dehnt er auch seinen Eigenwillen über die Grenzen hinaus, und arbeitet mithin, obgleich oft auf eine sehr lächerliche Art, für seinen Egoismus. Ein Mensch, der sich über das Gebräuchliche hinwegsetzt, seine Zeit anders, als die übrigen Menschen, eintheilt, die Conventionen der Gesellschaft, die Familienverträge, die herrschenden Moden, das Mechanische in den Wissenschaften, so wie alles, was System heißt, lächerlich findet, der die Großen der Erde unter sich erblickt, und das glänzende Weltleben für ein erbärmliches Possenspiel hält, — ist in seinen Augen gewiß eben so frey und wol noch freyer, als der Weise, der sich die Verachtung aller dieser Dinge erst anraisonniren muß, und der Gewalt des Ueblichen doch immer wieder nachgiebt. Der Sonderling, der sich einmahl auf die Art genug geworden ist, wird seine Philosophie immer als ein Meisterstück betrachten, wozu tausend Menschen weder Kraft noch Willen besäßen. Aber er wird dieß auch andere Menschen empfinden lassen, — und die

bescheidene, gütige Philantropie wird selten eine seiner Haupttugenden seyn, wenn sie keinen Weihrauch erhält. So waren alle Sonderlinge, die ich auf dem Wege meines Menschenstudiums kennen lernte, — trotzige, arrogante, eigensinnige, — den Umständen nach sogar unbarmherzige Egoisten, die überall befehlen, nirgends gehorchen, — Aufsehen und Bewunderung par force erregen wollten, und selbst ihre Freunde, so wie alle übrige Menschen, Lastvieh der Gewohnheit nannten; oder es waren verschlossene Einsiedler, die ihre Perlen nicht vor das armselige, sclavische Menschengeschlecht hinwarfen, und sich, wie ausserordentliche Wesen, lieber in ihren feyerlichen Selbstanschauungen verlieren, als den Forderungen des geselligen Lebens und einer gesunden Logik nachgeben wollten. Der Ueberschritt dieser Seelenkrankheit zu einer wirklichen Manie ist etwas sehr Gewöhnliches, und die meisten wahnwitzigen Männer wurden es aus — überspanntem und unbefriedigtem Stolze.

Der Egoismus des Ranges, der selbstsüchtige Geist der Gilde, herrscht durch die ganze Welt in allen Volksclassen fast mit gleicher Wuth und gleicher Lächerlichkeit. — „Alle Stände, sagt Zimmermann in seiner Abhandlung vom Nationalstolze, verachten sich unter einander nach den Begriffen, die sie sich selbst von der Vorzüglichkeit ihres Standes machen. Der Bürger verachtet den Bauer, der Seeofficier den Landofficier, der Landofficier den Civilstand, der Civilstand den geistlichen Stand; ein Orden in dem geistlichen Stande den andern, — und die Höfe [aus Mangel an Selbstkenntniß] alles." — „Die Weisen und Gelehrten der Nationen machen es nicht besser. Die meisten halten ihre Lieblingswissenschaft für den Mittelpunkt alles Wissens. Der Naturforscher bekümmert sich im geringsten nicht um die Meinungen und Muthmaßungen des Sprachgelehrten. Der Kräuterkenner betrachtet den Sternkundiger als ein Wesen, das seines Anblicks unwürdig ist. Der Rechtsgelehrte hört den Nahmen eines Arztes nicht ohne Verachtung nennen. Er, der groß und glücklich durch das Electrisiren einer Flasche

wird, verwundert sich, daß die Welt ihre Zeit mit einem leeren Geschwätz über Krieg und Frieden vertändelt. — Bey einem Landwirth gelten alle witzigen Köpfe nicht den Werth eines Bauern. Der Naturbeschreiber bricht in ein lautes Hohngelächter über den Moralisten aus, der die Beobachtung des Menschen und seines Thuns wichtiger findet, als die Beobachtung der Frösche und ihres Thuns. Der Mathematiker verachtet alles, und der Metaphysiker verachtet den Mathematiker. Man fragte einst in Frankreich: was ist ein Metaphysiker? Ein Mathematiker versetzte: Ein Mensch, der nichts weiß. Fragt man in unsern Zeiten die Chymisten, die Naturlehrer, die Aerzte, die Moralisten, alle empirische Gelehrte: was ist ein Mathematiker? So versetzen sie: ein Mensch, der nichts weiß. — Die Prosaschreiber verachten sich unter einander. Die meisten sind auf ihre Weitläuftigkeit stolz. Sie schleppen auf Karren in ihre Werke zusammen, was man seit der Sündfluth gewußt hat. Der Verfasser eines Folianten scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist; der Ver-

fasser eines Duodezbändchens ein Geck *). Unsinn ist es in ihren Augen, wenn man von dem Wesentlichen nur gerührt, nicht mehr sagt, als gesagt zu werden verdient. Ungelehrtes, tändelhaftes, flüchtiges, leichtes, französisches Zeug nennen sie alles, was mit Wahl, Anmuth und Richtigkeit geschrieben ist. Sie verhöhnen den Witz, wie Verschnittene die Liebe. Der gelehrte Haufe nennt die Classe, die Verstand hat, die Classe der Stutzer; die Classe, die Verstand hat, glaubt hingegen, zu einer trotzigen Weisheitsmiene schicke sich vorzüglich die Kappe mit Schellen."

„Die Dichter verachten die Proseschreiber, weil alle Menschen Prose reden. Sie verachten ihr ganzes Jahrhundert, wenn ihre der Ewigkeit geweihte Werke auf der Zündpfanne abgehn; sie verachten sich aber auch unter einander, und dieß ist diejenige unter allen ihren Schulden,

---

*) Ein großer Rechtsgelehrter fragte den Dichter Bürger, als er ihn zum erstenmahl sahe: „Sind Sie der berühmte Bürgerus, der die — Kleinigkeiten geschrieben hat?"

die sie am liebsten bezahlen. Da ihre Köpfe viel reitzbarer sind, als aller andern Menschen Köpfe, so begnügen sie sich nicht, für sich allein zu verachten, was ihnen verachtungswürdig scheint; wer mit den Wölfen leben will, muß mit den Wölfen heulen. Wer seine Ehre lieb hat, muß von ihrer Sekte seyn; oder sich die Vollstreckung eines Gesetzes des Solon belieben lassen, der alle diejenigen für ehrlos erklärte, die bey einer gefährlichen Empörung keine Partey ergriffen, und folglich bey dem allgemeinen Unglück des Vaterlandes unempfindlich waren, oder vollends sich aus dieser Unempfindlichkeit ein Verdienst machten. Hochachtung und Verachtung quellen aber auch wechselsweise derselben Person von den Lippen der Dichter entgegen; — je nachdem man ihre poetische Eigenliebe schmeichelt oder reitzt, ist man heute ein Genie und morgen ein Duns." [Welch ein treffendes Bild unserer heurigen ästhetischen und philosophischen Sectirereyen! — inclusive der Zündpfanne, kann nichts Treffenderes von unsrer schönen Literatur gesagt werden.]

National-Egoismus.

Ferner giebt es einen gewissen Nationalegoism, welcher die Grundlage alles sogenannten Nationalstolzes ist, und jeder Nation als etwas Charakteristisches, wie dem einzelnen Menschen die Sünde, anklebt. Jedes Volk hat gewisse allgemeine Lächerlichkeiten, gewisse erträumte oder auch wirkliche Vorrechte, gewisse in seiner Regierung, seiner Sittencultur, seiner Religion, in seinen Gebräuchen und Einsichten gegründete Eigenthümlichkeiten, aus denen es eben so wenig, wie der individuelle Mensch aus seinem Privatcharakter und aus seiner Coquetterie mit sich selbst, herausgehen kann und herausgehen mag. — Indem den einzelnen Volksgliedern ihr liebes Selbst aus ihren meisten Landsleuten schmeichelhaft entgegenstrahlt, und sich gleichsam ein Thor in dem andern zu seiner Satisfaction und Aufmunterung wiederfindet, — bildet die Eigenliebe jenen blinden Nationalhochmuth, der jedes andere Volk tief unter sich erblickt, — jene sich schmeichelnde Selbstbeschauung, die dar-

um infallibel zu seyn glaubt, weil sie mit der National-Unart, alles Nachbarliche zu verachten und zu verkleinern, muthwillig zusammenstimmt.

Der Egoismus der Griechen dichtete ihnen einen übermenschlichen Ursprung an, und bis zu ihrem endlichen Verschwinden hob sie ihre Phantasie über alle Nationen der Erde empor. „In den ältesten Nachrichten Griechenlands, sagt Goldsmith *), findet man fast nichts, als geheime Künste und Unternehmungen der Götter und Halbgötter [die erdichteten Ahnen ihrer Vorzeit], Abenteuer der Heroen und Riesen [gleichfalls ihre Oncles und Vettern], Verheerungen der Ungeheuer, kurz alle Macht der Zauberey und übernatürlicher Kräfte. Der Mensch, der Mann der Geschichte, scheint an dem Gemälde gar keinen Theil zu haben; der Leser durchwandert nichts als Scenen, welche die Einbildungskraft darstellt, und sieht fast

*) Geschichte der Griechen. Aeltester Zustand Griechenlands.

nie Handlungen eines Geschöpfes, das ihm gleicht.“ Eben diese Griechen nannten im Taumel ihres Egoismus alle Nichtgriechen — Barbaren, und sahen, kraft ihrer stolzen Griechheit, mitleidig selbst auf die Völker herab, welche sie zuerst aus griechischen Thieren in griechische Menschen verwandelt hatten. Sie prunkten mit ihren Orakeln, mit ihrer Sprache, ihren Sitten, ihren Volksspielen, ihren Gelehrten, ihren Feldherren eben so keck, wie mit ihren Nationalgebrechen und Nationallastern. Sie betrachteten ihre Academie zu Athen als die Academie der ganzen Welt; sie verkündeten ihre Siege mit schwülstigen Uebertreibungen, wie neuerlich die Franzosen ihr Waffenglück in prunkvollen — Zeitungsgemälden zu übertreiben pflegten.

Ihrem unermeßlichen Egoismus brachten sie ihre glänzende Baukunst, ihren Gemeingeist, ihre Liebe zum Vaterlande, ihre Wunder der Kunst, ihre Kriege und ihre Gesetze zum Opfer. Sparta staunte sich in seiner eigenen rauhen Lebensweise, in der Felsenhärte seiner Regierungsform, bey seiner schwarzen Suppe, bey seinen

blutigen Peitschenhieben als ein wunderbares Wesen an; kannte keine erhabneren Ehrenzeichen, als seine Waffen, und ließ sich, um vollends allen Annehmlichkeiten des Luxus zu entsagen, ruhig seine eiserne Münze aufdringen*). Dieser Egoismus ging sogar zu dem schönen Geschlechte über, und nie hat dieses sich in einem männlichern Sinne, als hier, gezeigt. Als einige fremde Damen sich einst in der Gesellschaft der Gemahlinn des Leonidas äußerten: „daß die spartanischen Frauen allein die Kunst, ihre Männer zu beherrschen, verstünden, erwiderte sie mit griechischem Stolze: aber die spartanischen Weiber bringen auch allein Männer zur Welt!“ — Und eine andere Mutter reichte ihrem Sohne, als er ins Treffen ging, seinen Schild mit der kräftigen Ermahnung hin:

---

*) Diese Münze war so schwer, daß ein Wagen mit zwey Ochsen bespannt zum Transport von 120 Thalern kaum hinreichend war, und wegen ihrer zu großen Vollwichtigkeit fast gar nicht mehr gebraucht wurde.

„komm mir nicht anders, als mit ihm oder auf ihm zurück!“ d. h. lebendig oder todt. —

Ein spartanischer Staatsbürger zu seyn, war in dem Sinne dieses Volks der erhabenste Rang, den ein Sterblicher besitzen konnte. Natürlich blickte ein so durchaus militairisches Volk, das nur für den Krieg und dessen blutige Zeitvertreibe lebte, das die Künste und Wissenschaften als Verweichlichungen der menschlichen Natur aus seinem Staate verbannte, mit stolzer Verachtung auf das üppigere und elegantere Athen herab. Der Spartaner betrachtete sich als einen Hercules, während er den Athenienser meistentheils als einen Stutzer bemitleidete, und nur die allgemeine Noth des von Feinden bedroheten Mutterlandes konnte ihn an den athenienſischen Soldaten anschließen.

Der Athenienser hielt dagegen den Spartaner für eine rohe und ungesellige Natur, dem alles Gefühl für das Humane und Schöne fehle, und der zu nichts, als zu den Plackereyen des Krieges tauge. Indessen zeigte Athen bey mehrern Gelegenheiten und zum Erstaunen der ganzen Welt, wie hoch sein patriotischer Egoismus stei-

gen konnte, und wie sehr es die Achtung der Spartaner verdiente, wenn es zu großen und rühmlichen Thaten und kühnen Unternehmungen hervortrat. — Als der Perser Darius seine Herolde nach Griechenland schickte, um von den griechischen Provinzen schon im Voraus zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit — Erde und Wasser zu begehren, gaben die übrigen Städte, außer Athen und Sparta, nach. Die muthigen Athenienser, die sich aufs Aeußerste zu vertheidigen entschlossen waren, warfen einen der Gesandten in einen Brunnen, den andern in eine Grube, und baten sie nun spöttisch, „sich nach Gefallen Erde und Wasser zu nehmen." — Auch in Athen war die Ehre des Bürgerrechts die größte und so geachtet, daß selbst Könige für sich und ihre Kinder diesen Rang suchten.

Nie zeigte sich Athen in seiner Selbstheit und Entschlossenheit größer und erstaunenswürdiger, als beym Eindringen des Xerxes in Griechenland. Der persische Verwüster kam mit einer ungeheuren Armee, und Athen würde das schrecklichste Opfer seiner Rache geworden seyn,

wenn sich dieser ehrwürdige Staat nicht zu einer bewundernswürdigen Resignation entschlossen hätte. Sein Held, Themistocles, rieth dem bedroheten Volke: sein Land, seine Wohnungen, sein Eigenthum auf eine Zeit lang den Barbaren zu überlassen, — und sich selbst auf ihre hölzernen Mauern [nach ihrer Flotte] zu begeben, welche sie nach irgend einer ihrer Colonien hinüberschiffen sollte. Ganz Athen zitterte vor diesem verhaßten Gedanken. Das Volk hielt sich für verloren, wenn es erst einmal die Tempel seiner Götter und die Gräber seiner Vorfahren und Lieblinge verlassen hätte. Aber Themistocles siegte durch die Gewalt seiner Rhetorik und durch die seltene Kunst, wodurch er den Freyheitsgeist seiner Mitbürger zu begeistern verstand. Er stellte ihnen vor, „daß weder die Mauern, noch die Häuser und Tempel, sondern die Bürger — Athen ausmachten, und daß die Rettung dieser die wahre Rettung des Staats sey.“ Dieser gewaltige Gedanke stimmte alles zu einer muthigen Emigration, und nun erging die Verordnung: daß Athen dem Schutze der Götter anvertrauet, und alle seine Einwohner, Freye

und Sclaven, auf die Flotte eingeschifft werden sollten. Bey dieser traurigen Auswanderung sah man den Cimon, der damahls noch ein Jüngling war, die Bürger durch seine Beredsamkeit und sein Beyspiel aufmuntern. Er selbst trug die Geräthschaften seines Hauses in den Tempel der Minerva, und brachte sie als eine ihm unnütze Sache der Göttinn zum Opfer dar; dann eilte er an die Küste, und stieg frohen Muthes zuerst an Bord. Als der übrige große Theil der Einwohner ihm nachfolgte, preßte ein so rührender und melancholischer Anblick selbst den Allerhärtesten wehmüthige Thränen aus. Ein tapferes, edles, aufgeklärtes und altes Volk, jetzt gezwungen, seine väterlichen Wohnungen zu fliehen, sich allen Schicksalen und Gefahren der See zu überlassen, fremde Staaten um Zuflucht anzuflehen und sein mütterliches Land dem Verwüster hinzugeben, war ein höchstbewegliches Schauspiel*); — und dennoch verließen eben

---

*) Goldsmiths Geschichte der Griechen. Vom Tode des Miltiades, bis auf den Rückzug des Xerxes aus Griechenland.

diese Athenienser zum zweytenmahl ihren Staat, als der Perser Mardonius Griechenland überschwemmte. Auch in diesem Zustande der Verbannung und der Dürftigkeit blieb ihnen ihr froher patriotischer Sinn, weil sie ihnen die Freyheit versüßte. Als daher der Senator Lycidas den Vorschlag that, daß man sich unterwerfen sollte, — wurde er zu Tode gesteinigt, und seiner Frau und Kindern wiederfuhr eben das von den griechischen Weibern, — so heftig war der Abscheu der Athenienser gegen alle Knechtschaft und gegen alle Gemeinschaft mit den Barbaren*).

---

*) Jetzt ist das ehemals so stolze und so kunstgebildete Griechenland unter einer despotischen Regierung in eine tiefe Ohnmacht und Obscurität hinabgesunken, und kein Schatten seiner ehemaligen Charaktergröße in seinen modernen Sclaven mehr vorhanden, — und dennoch nennt sich dort auch jetzt noch der armseligste Landjunker, der einige Thaler mehr, als sein Nachbar einzunehmen hat: — Archonta (Fürst), und sein Weib Archontissa (Fürstinn).

Die Römer waren in allen Ausschweifungen und Prätensionen eines überspannten Nationalstolzes den Griechen vollkommen ähnlich. Auch sie leiteten ihren Ursprung von den unsterblichen Göttern ab. — Alle Nationen schämten sich ihrer Kindheit, und füllten daher diesen leeren Raum ihrer Geschichte mit erdichteten Genealogien aus. Rom verehrte in der sehr zweydeutigen Göttinn der Liebe seine älteste Stammmutter, und Romulus mußte die alte Sippschaft mit den Göttern von neuem anknüpfen, indem ihm der gewaltige Mars zum Vater gegeben wurde. So verehrte ferner das römische Volk seinen Numa, als einen Vertrauten der Gottheit, indem es seine Volks- und Religionsgesetze als heilige Eingebungen seiner Egeria betrachtete, und stolz auf diese Erdichtungen war. Mit dem erstaunlichen Hinaufschwung der römischen Republik zu ihrer politischen Riesengröße, die in sich zuletzt das Interesse der ganzen bekannten Welt verschlang, wuchs ihr Egoismus bis zum beyspiellosesten Uebermuth hinan, und sahe in seiner Regierungsform das höchste Muster der Staatskunst, so wie in jedem seiner

Bürgermeister einen unüberwindlichen Feldherrn. Schon bey der ersten Gründung der Republik glaubte der Egoismus des römischen Volks, daß es den Selbstmord eines überkeuschen Weibes rächen müsse, welches sich, nach St. Evremonds sehr naivem Ausdruck, das Verbrechen eines andern nicht verzeihen konnte. Eben dieser Schriftsteller macht die Römer zu Egoisten im ganzen Sinne des Worts, wenn er sie also beschreibt: „Les Romains etoient des voisins facheux et violens, qui vouloient chasser les justes possesseurs de leurs maisons, et labourer la force à la main les champs des autres“ *).

Seine Vorfahren, seine Siege, seine Legionen, seine den Feinden abgenommene Beute beschäftigten den Egoismus des Römers Tag und Nacht. Kaum hatte er seine Grenzen über den Raum eines kleinen deutschen Herzogthums ausgedehnt, als er sich schon den Herrn der Erde nannte, und ihre Könige vor seine Schranken forderte.

---

*) Réflexions sur les divers génies du peuple romain. Tom. I. 151. Londres 1709. 4.

Alle Republiken haben sich von jeher durch einen übermäßigen Nationalstolz ausgezeichnet, und diese Erscheinung ist sehr natürlich. Der Republikaner hält sich für ein freyes, folglich für ein höheres Wesen, als der Unterthan einer Monarchie je seyn und werden könne. Er sieht in diesem einen Sclaven, der von der Willkür seines Regenten abhängt, während er selbst sich als einen kleinen Befehlshaber betrachtet, der wenigstens seine Stimme geben darf. Der Geist der Freyheit ist immer ein stolzer Geist, und schon darum ist in der Regel der Mann ein übermüthigeres Wesen, als das Weib, weil er sich freyer fühlt. Aber was den Nationalegoismus aller Republiken noch mehr spornt und unterhält, — ist der stolze Rückblick auf ihre Entstehung, die gemeiniglich durch große Thaten und große Männer bewirkt wurde. Jeder noch so obscure Nachkömmling glaubt nun, vermöge seines republikanischen Ahnenstolzes, daß in ihm eben jener Thatengeist wohnt, weil er in der Hütte seiner Vorfahren lebt, und daß der Staat untergehen würde, wenn er nicht seine Grundveste hielte und beschirmte. —

Vorzüglich prunkten die Römer, wie die Griechen, mit ihrem Heldenmuthe und ihrer Tapferkeit. Dieß ist der Anfang alles Egoismus unter kriegführenden Nationen. Der gebildetste Grieche glich hierin dem rohesten Scythen; und der geschliffenste Römer dem ungeschliffensten Germanen. Der wahre Muth ist sich hierin, als ein Erzeugniß der Willenskraft, fast überall gleich, und zeigt sich unter rohen und gebildeten Völkern gewöhnlich unter einerley Form. — Auf seine Kraft und seine Tapferkeit stolz, verachtete der Römer nicht selten jedes andere leichtere Mittel, um zu seinem Zwecke zu gelangen, wenn er ihn durch Entschlossenheit zu erreichen hoffte. Die Geschichte erzählt uns hievon ein erstaunliches Beyspiel. — Der König Pyrrhus hatte die Römer geschlagen, und ihr weiteres Schicksal blieb im hohen Grade bedenklich und zweifelhaft. In dieser Lage bot der Arzt des Königs den Römern die Vergiftung seines Herrn an, wenn man ihm dafür eine angemessene Belohnung geben wollte. Der römische Charakter fühlte sich durch dieses niederträchtige Anerbieten gleichsam beschimpft und be-

leidigt; man entließ den Arzt mit tiefer Verachtung; großmüthig warnte man den Pyrrhus, für die Sicherheit seiner Person zu sorgen, und deutete ihm an, daß man sein Leben den Römern überliefern wollen, aber das römische Volk wolle nicht durch verrätherische List, sondern allein durch seine Waffen siegen. — Dieser mächtige Geist des römischen Stolzes herrscht durch alle Jahrhunderte seiner Geschichte unter tausend verschiedenen Formen; aber auch oft, vornehmlich bey dem Hinsinken der römischen Größe, unter der Gestalt eines kleinlichen und lächerlichen Egoismus. So ließ Rom seine sehr unbedeutenden Siege über die muthigen Deutschen immer noch auf pralerischen Münzen andeuten, als es sich von eben diesen Deutschen mit eben dieser Münze oft und theuer genug den Frieden erkaufen mußte.

„Die heutigen Italiäner setzen sich keck den alten Römern an die Seite, — uneingedenk, daß die Nation, die ehemals die Erde bezwungen, nunmehr die Sclavinn aller andern ist,

und daß in ihren sonst blühendsten Städten jetzt das Gras auf den Straßen wächst. Viele kleine Städte in der Campagna Romana waren Geburtsorte römischer Kaiser, und diese werden von den nunmehrigen Kleinstädtern immer noch als Landsleute und Vettern behandelt. Der in ihrem Städtchen geborne Kaiser ist in den Augen dieser armseligen Schildbürger allemahl der größte Kaiser, der je gelebt hat. — Der Senator von Rom, der in Kleinigkeiten und Zänkereyen unter dem Pöbel ohne Appellation erkennt, also eigentlich nur gewöhnlicher Policeymeister ist, macht jetzt das Tribunal aus, worauf sich in dem heutigen Rom die Majestät des ehemaligen Senats und römischen Volks einschränkt. Er hat vier Beysitzer, und diese werden eben so, wie der Policeymeister selbst, kürlich vom Pabste gewählt. Dessen ungeachtet glauben dieser Senator und diese Beysitzer, daß sie alle Ansprüche und Rechte des Raths in dem alten Rom besitzen, und daß es rühmlich für den Pabst sey, eben diesen ehrwürdigen Rath vor seinen Füßen zu sehen, welcher so viele Könige vor den seinigen gesehen hat.

„Die Trastaveriner, d. i. die erbärmlichste Bürgermiliz aus dem Quartiere von Trastavera in dem heutigen Rom, halten sich vollends für Abkömmlinge der alten Trojaner, und in ihren Augen sind die Einwohner in den übrigen Quartieren Roms nur ein zusammengelaufener Pöbel. — Alle heutigen Römer von geringem Ansehen sind auf ihre eingebildete Herkunft äußerst stolz, und dieser Stolz macht selbst die Armuth unter ihnen äußerst ehrgeizig. In einem Tumult, der in Rom wegen Theurung des Getreides entstand, ward der Sohn einer Bäckerswitwe erschlagen; der Pabst, welcher von diesem Zufalle die schlimmsten Folgen befürchtete, sandte sogleich einen Cardinal und einige Edle an die Witwe ab, und ließ sie fragen: was sie für eine Genugthuung verlange? Die stolze Römerinn gab zur Antwort: „Ich verkaufe mein Blut nicht!" — — Bey Annäherung eines öffentlichen Festes bricht sich in Rom eine ganze Familie an ihrem Leibe und selbst am Brote so viel ab, als nöthig ist, um in einer Kutsche spatzierenfahren zu können. Diejenigen Familien, bey welchen dieses Hülfsmittel, eine Kutsche zu

miethen, nicht hinlänglich seyn würde, ergreifen andere Maßregeln; die Mutter begleitet, als eine Kammerfrau gekleidet, ihre Tochter in ihrem völligen Putze, und der Vater folgt in der Kleidung eines Bedienten mit langen gekräuselten Haaren hinter drein" *).

Jeder Italiäner, der in Deutschland seine Murmelthiere zeigt, und in Paris die Camine fegt, würde mit stolzer Approbation das Lob unterschreiben, welches seinem Volke von einem neuern deutschen Schriftsteller gegeben wird: — „daß es nähmlich noch jetzt das edelste der Erde**), groß und kühn in jedem Unternehmen, wo es frey handeln darf, und Größe der Seele der Hauptzug seines Charakters sey"; aber der Italiäner würde auch mit einer Art von Erstaunen auf den deutschen Autor herab-

---

*) J. G. Zimmermann vom Nationalstolze. 3. Cap.

**) Bis zur lächerlichsten Uebertreibung sagt Oxenstirn in s. Pensées: „ce qu'est le lion entre les animaux, l'aigle entre les oiseaux et l'homme entre les creatures de la terre, tel est l'Italien entre les hommes.

sehen, — daß der Deutsche so viel Verstand gehabt, so etwas zu fühlen und zu sagen. Der Unbefangene wird dem Italiäner seine guten Eigenschaften nicht absprechen; aber er darf doch auch hierbey fragen: ob eine Nation, die sich selbst mehr Feinheit und Prudenz, als Ehrlichkeit, zuschreibt, die den Meuchelmord duldet, und dem Meuchelmörder in ihren Kirchen einen Zufluchtsort gestattet, die sich von dem habsüchtigsten Pfaffendespotismus fast erdrücken läßt, deren Heere noch neuerlich überall als Feige aus einander liefen *), — das edelste Volk der Erde genannt werden könne, wenn man nicht mit den Worten spielen will?

Noch bis diesen Augenblick hält der Italiäner sein Land für die heilige Pflegemutter des

---

*) Ein italiänischer Seigneur suchte die Feigheit seiner Landsleute auf folgende komisch-ernsthafte Art zu vertheidigen. „Die Italiäner, sagte dieser Großsprecher, besitzen eine solche subtile Schlauheit und eine so erstaunliche Ideenlebhaftigkeit, daß sie die gefährlichen und widrigen Begegnisse eines — Krieges weit vorauswittern, und daher auf ihre Sicherheit denken, ehe sie noch die Ge-

Catholicismus, weil der Pabst in Rom wohnt, und sich den Statthalter Gottes auf Erden nennt, obgleich der römische Pöbel eben diesen Statthalter Gottes oft muthwillig genug behandelt. Der Italiäner fühlt sich erstaunlich groß, daß die Pilgrimme aus allen Enden der Erde in sein gelobtes Land kommen müssen, während er seine wunderthätigen Madonnen, seine ächten Reliquien und den ganzen Apparat des Wunderglaubens so ganz in der Nähe hat. — Aber er ist auch auf seinen ästhetischen Geschmack, auf sein Kunstgefühl, auf seine antiquarischen Kleinigkeiten stolz, und ist mathematisch überzeugt, daß es nirgends einen ächten und wahren Künstler geben könne, der nicht in Italien gewesen, und von ihm gelernt hätte. — Kaum hat der Fremde

---

fahr anschaulich erkannt haben. Die Franzosen und Spanier wären nicht so verschlagenen Geistes, — und müßten die Gefahr erst gleichsam mit den Händen greifen, ehe sie davor zurückbebten. — Vollends die plumpen und einfältigen Deutschen und Schweizer kämen dann kaum zur Besinnung, wenn sie schon zu Boden geschlagen wären."

Essais de Montaigne. Tom. II. L. 2. chap. 11.

die italiänischen Grenzen betreten; so werden ihm auch schon mit römischer Süffisance alle die glänzenden Herrlichkeiten, die er hier in den abgeschmacktesten Carnevals und Masqueraden, in ihren seelenlosen Conversationen und ihren bejammernswürdigen Processionen finden wird und selten findet, wenn er noch richtig sehen und hören kann.

Die Lazeroni, die Hefen des neapolitanischen Stadtpöbels, nennen sich die Leibwache und die Schutzheiligen ihres Königs, ob sie gleich kaum ihre Blöße bedecken können, und des Nachts, wie das Vieh, unter freyem Himmel auf der Erde liegen. — Der italiänische Adel wiegt seine Ahnen gleichsam mit der Goldwage ab, und sieht den Neugeadelten oder auch fremden Adel kaum mit dem Rücken an, während er zu Hause Band, Feigen und sauren Wein verkauft. Der kläglichste Landjunker läßt sich Excellenz nennen. Solche Excellenzen spatziren, wie ein Freund Herrn Zimmermann erzählte, häufig in Neapel auf den öffentlichen Plätzen, mit alten goldenen Westen, aber ohne Strümpfe. — In den Gebirgen von Piemont und der Graf-

schaft Nizza findet man Ueberreste großer adlicher Familien, die jetzt weiter nichts, als gemeine Bauern, aber immer noch auf ihren Adel unendlich stolz sind. Ein Reisender, der in gedachtem Gebirge, in der Hütte eines solchen zum Bauer herabsunkenen Edelmannes, einige Zeit hatte zubringen müssen, hörte, daß ein Vater seinen Sohn fragte: „Ritter! hast du die Schweine gefüttert?"

Die italiänischen Literatoren halten sich, wie die italiänischen Edelleute, für die vorzüglichsten unterm Monde. Weil die Wissenschaften dort, nach einer langen finstern Barbarey, wiederum zu blühen anfingen; — so müsse noch jetzt die gesammte gelehrte Welt diesem Hochverdienste huldigen. Nichts sey entschiedener, als der Werth ihrer Academien und gelehrten Gesellschaften, — obgleich diese Academien die allersonderbarsten Hirngeburten hervorbringen, und ihre sämmtlichen — Humoristi, Lincei, Fantastici, Imperfecti, Occulti u. s. w. noch kein bleibendes gelehrtes Werk aufzuweisen haben. Ein italiänischer Schriftsteller sagte in seinem plumpwitzigen Uebermuthe von den Deut-

schen: — „sie haben nicht, wie andere Menschen, die Seele im Kopfe, sondern auf dem Rücken, und ihre Universitäten wären Ställe, wo die Minerva ihre Maulthiere füttere.“ Noch bis auf den heutigen Tag wird es den allermeisten italiänischen Gelehrten schwer, — zu glauben, daß es in Deutschland wirkliche Dichter, Aerzte und Philosophen giebt, weil die nur ein milderes Clima hervorbringen könne.

Alle südliche Länder Europa's machen sich kleinliche Begriffe von den nördlichern, und betrachten sie und ihre Einwohner als verkrüppelte Stiefkinder der Natur. Die Italiäner, die Franzosen, die Spanier, sogar die seelenlosen Türken meinen, daß gegen Norden das Gehirn des Menschengeschlechtes zu erstarren anfange, und daß da oben die permanente Uncultur wohnen müsse. Alle diese Nationen halten die Deutschen, die Engländer, die Dänen und Schweden für nordische Barbaren, — die sich nun erst successive durch den Umgang mit den feinern Südländern zu bilden und aufzuklären anfingen.

Der Spanier Huarte sagt in seinem Buche: Prüfung der Köpfe, mit stolzer Frechheit: „homines sub septentrione degentes totos intellectu destitui, qui autem sunt intra septentrionem et zonam torridam Hispannos ac eorum vicinos *prudentissimos* esse."

Der Egoismus, welcher sich mit einem lächerlichen Hochmuthe paart, — herrscht unter keiner Nation gewaltiger, als unter der spanischen. Die Ursache hiervon liegt in einer gewissen ihnen angebornen Feyerlichkeit, die sich alle Thorheiten erlauben kann, wenn sie nur befeyert wird, — in einem steifen und ausgetrockneten Charakter, der sich selbst bewundert, weil er die benachbarten Franzosen für Luftspringer und Comödianten hält, — und in einer gewissen Nationalehre, die sie wiederum auf das Alter ihrer Sitten und Verfassungen, und auf die Lobreden der Geschichte gründen, womit diese die vormahlige Tapferkeit dieser Nation nicht ohne Grund beehrte. Der nationale Selbstdünkel dieses in der Aufklärung immer noch so weit zurück gebliebenen Volks wird noch durch den Umstand gehoben, daß der Spanier sich selten durch Rei-

sen und ausgebreitete Lectüre von den Vorzügen anderer Nationen unterrichtet, sondern sich in seiner feyerlichen Selbstbeschauung, und aus Mangel der Länder- und Völkerkunde, für den Mittelpunkt aller Nationen hält, und sich auf seinem Lodderbette zum erhabenen Richter und Critiker derselben aufwirft.

Alle Einwohner von Biscaya nennen sich Hidalgos, oder Edelleute. „Nur in Biscaya, sagen sie, hat sich der alte cantabrische Adel unvermischt von maurischem und fremdem Blute erhalten; selbst der König, setzen sie hinzu, ist nicht so adelig, — als ein Biscayer" *); und der ärmste Bettler setzt sich daher mit der angesehensten Familie auf eine Stufe des Ranges. — Dieser eingebildete Adel erlaubt einem spanischen Bauer nicht, — seinen Acker zu pflügen. Die Arbeit schickt sich, seiner Meinung nach, nur für Sclaven, und er hält denjenigen für adeliger, — welcher mehrere Stunden des Tages, als der andere, faullenzen kann.

---

*) C. A. Fischers Reise. Berl. 1799. S. 100.

Er überläßt daher die Bearbeitung und Benutzung seiner Aecker fremden Händen, während er sich zu Hause mit seiner heulenden Laute die Zeit vertreibt. Wenn aber auch ein so hochwohlgeborner Bauer seine Hände bis — zum Pfluge erniedrigt; so weiß er doch dieß pöbelhafte Geschäft zu veredeln; — er steckt ein Paar Hahnenfedern auf den Huth, schwingt den Mantel über die Schultern, faßt den Degen unterm Arm, streicht den Stutzbart, läßt den Pflug und seine Ochsen stehen, und thut, als ob er wie ein Cavalier auf dem Felde spaziere, wenn ein Reisender vorübergeht. — *).

Unter ihren Gelehrten und Honoratioren spukt der Nationaldünkel in keinem geringern Grade. Spanien zeugt in seinem heissen und trockenen Clima zwar einzelne feine und scharfsinnige Geister; allein der noch immer bey dieser Nation herrschende Lieblingsgeschmack für das Abentheuerliche verdreht die Natur, das Urbild alles Schönen und Edeln, — und die

---

*) Zimmermann vom Nationalstolze. 4te Auflage. 1768. S. 85 u. f.

Wissenschaften liegen noch in tiefem Schlummer. Gleichwol glaubten die Spanier lange: Gott habe mit Moses auf dem Berge Sinai — spanisch geredet, und ihnen vor allen Völkern der Erde alles entdeckt, was anderswo die wissensbegierigsten Geister noch suchen. *)

Von der feyerlichen Grandezza des spanischen Hofes und dem gleichsam geheiligten Ceremoniel desselben haben uns vornehmlich die witzigen Franzosen, denen jene abgezirkelte Bedeutsamkeit und Zurückhaltung noch lächerlicher, als dem phlegmatischen Deutschen, vorkommen mußte, — die sonderbarsten Anekdoten erzählt. Die Person der Königin ist ein Heiligthum, — das nur von den Händen des Königs berührt werden darf, — wenn eben diese geheiligte Person auch in Todesgefahr schweben sollte. Eine Prinzessin von Orleans, die an den König von

---

*) Ebendaselbst S. 146. Sie rühmen sich der sonderbarsten Dinge. — Weil sie wenig, und nur immer gravitätisch reden; so glauben sie, die einzige Herrensprache [celle qui est la plus propre à commander] zu besitzen.

Spanien verheirathet war, stürzte vom Pferde, und wurde nur noch mit genauer Noth von zwey herbeyeilenden Cavalieren gerettet. — Allein nun hatten eben diese ihre Schutzengel auch einen Hochverrath an ihrer Person begangen, weil sie die Königin berühren mußten; — ihr Urtheil war ihnen schon von der gravitätischen Nationalsitte gesprochen, — sie mußten als Majestätsverbrecher fliehen, — und konnten endlich nur durch die dringendsten Vorstellungen der geretteten Königin — Pardon erhalten. *) Philipp IV. gerieth in Wuth, als Carls II. Mutter, die noch eine junge Dame war, einst im Schauspiele bey einer comischen Stelle laut auflachte, weil dieser natürliche Ausbruch der Fröhlichkeit, nach Philipps Meinung, die Würde einer Königin von Spanien entehre. Philipp III. wäre beynahe das Opfer eines in seinem Camin entstandenen Feuers geworden, weil der Feuercommissarius grade nicht bey der Hand war, und die Grandezza des Königs ihm selbst das Auslöschen

---

*) Voyage de Madame D'Aunoy. P. III. 227.

des Feuers verboth. Dieser steife und lächerliche Hofzwang verboth einer Königin von Spanien, des Nachts im Neglige aufzustehen, und im Zimmer ihr Hündchen zu suchen. — Carl II. verlohr seinen ganzen spanischen Gleichmuth, als seine Gemahlin einst diesen Versuch machte. Der König von Spanien selbst ging sonst ohne seinen königlichen Mantel und Degen, das Kammergeschirr in der Hand, nie zu Bette. Einer freyern und gebildetern Nation könnten diese Dinge übertrieben scheinen; allein sie sind von den glaubwürdigsten Schriftstellern erzählt worden, und sind durch die Nationalsitte — geheiligte Gewohnheiten.

Der spanische Nationalstolz läuft durch's ganze Volk, von seinem Regenten bis zum Bettler herab. — Der elendeste Maulthierwärter redet von sich in der dritten Person, und will so angeredet seyn. Das Wort Du würde ihn rasend machen, und ist in ganz Spanien etwas Unerhörtes. Ein spanischer Soldat, den ein französischer Herr mit Du anredete, — erthielte die Antwort: — „und wer bist Du, Unverschämter, der du mich so ehrlos anredest? —

es giebt in der ganzen Welt keinen andern Du, — als Du!" Die zerlumptesten Pferdeknechte nennen sich unter einander: Vuestra Merceda, Vuestra Sennoria, Ihro Gnaden, Ihro Herrlichkeit. So nennt man sogar den Bettler, und fügt noch andere Complimente hinzu, wenn man ihn abweisen muß. Bey einem geringern Grade der Höflichkeit würde er laut sagen: — „ich habe so gut ein spanisches Herz, wie ihr." Barclai, ein scharfer Menschenbeobachter und gereifter Erzähler, theilt uns über den gravitätischen Hochsinn des gemeinen Spaniers ein Paar interessante Anekdoten mit. — Ein armer Schuster lag auf dem Sterbebette, — neben ihm stand sein Sohn, gleichfalls ein Schuster, und bath den sterbenden Vater noch um einige Lebens- und Klugheitsregeln, wonach er sich nach dessen Hinscheiden richten solle. „Bemühe dich, sagte der sterbende Schuster, dich zu — der Höhe — emporzuschwingen, die deiner Familie würdig ist!" — Noch charakteristischer ist Folgendes. Eine spanische Bettlerin kam, von drey Kindern begleitet, in dem armseligsten Bettleraufzuge nach Frankreich, und suchte ihr

Brot vor den Thüren. Ein Menschenfreund wurde durch dieses Jammerbild tief gerührt, und erboth sich, den ältesten ihrer Knaben zu sich zu nehmen, und ihn dereinst eine ihm beliebige Kunst lernen zu lassen. „Gott behüthe, antwortete die stolze Bettlerin, daß ich meinen eigenen Sohn zu einem so tiefen Range herabwürdigen sollte. Weißt du es, weiß ich es, zu welchem hohen Berufe mein Kind geboren seyn, — durch welche glänzende Verdienste es noch seinem Vaterlande nützen kann? Es ist besser für ihn, — daß er, wenn es das Schicksal will, den Hungertod stirbt, als in einer, — edelgebornen Menschen unwürdigen, — Knechtschaft dahinlebt!“ *)

Die Franzosen sehen alle Nationen der Erde zu ihren Füßen, weil sie, vermöge ihrer geistigern Leichtigkeit und Gewandtheit im Umgange, alle andere Völker weit zu übersehen glauben.

---

*) J. Barclaii Icon. Cap. VII. Hispanorum genius et mores.

Sie witzeln mit gleicher Frivolite, über die lächerliche Gravität des Spaniers, als über die Nationalplumpheit des Britten und Deutschen, — und erblicken nur in sich das Bild eines veredelten und liebenswürdigen Volkscharakters. Sie gaben einst den nordischen Nationen ihre bessere Schreibart, ihre galanten Sitten, ihren feinern Geschmack, ihre geistreiche Lectüre, ihre veredelten Schauspiele, und ihre Svade, und bis diesen Augenblick, glauben sie, — gingen alle diese Dinge immer noch von Frankreich, dem einzigen Vaterlande des wahren Geschmacks, aus. Kein Franzose kann sich überreden, daß Friedrich der Große der unsterbliche Mann geworden wäre, wenn er nicht Französisch gesprochen, — und eine Französin zur Gouvernante gehabt hätte.

„Die Franzosen halten sich für die einzigen denkenden Wesen in der Welt, und lassen sich mit Fremden nur wie mit untergeordneten Naturen [êtres secondaires] ein *). Vorzüg-

---

*) Herr Zimmermann erzählt hiervon eine interessante Anekdote. Als einst am Celliſchen Hofe der

lich beleidigen sie durch das Mitleiden, — und durch die gnädige Billigkeit derjenigen unter ihnen, die anderer Völker Genie und Tugenden zwar noch etwas gelten lassen, — aber so, daß man deutlich merkt, wie andere Völker dieses für sie so geneigte Urtheil nicht ihren Verdiensten, sondern allein der Nachsicht eines so ausnehmend höflichen Volks zuschreiben sollen." *)

„Man höre, man lese den französischen Egoismus, und er wird sich überall so äußern: daß ausserhalb des französischen Reichs nichts Schönes, nichts Großes, nichts Tapferes anzutreffen sey, und daß anderswo nichts Vollkommenes erscheint. Die Franzosen halten sich für berechtigt, die Gesetzgeber aller Nationen zu seyn,

---

letzte Herzog, die Herzogin aus der Familie d'Olbreuse, und einige französische Herren an der Tafel saßen, rief einer unter ihnen mit französisch-lebhafter Süffisance aus: „das ist doch drollig!" „Was?" fragte der Herzog. „Daß Ewr. Durchlaucht hier der einzige Fremde sind," war die Antwort.

*) Vom Nationalstolze.

weil ganz Europa von ihren Modehändlerinnen und Köchen Gesetze annimmt."

Patin sagte: „die Britten sind das unter den Menschen, was die Wölfe unter den Thieren sind, — und das Wort: ein Deutscher hat eine Menge lächerlicher Nebenbegriffe in der Seele eines jeden Franzosen. *) Den deutschen Gelehrten halten sie für einen geistlosen Foliantenschreiber, und gestehen uns fast nichts, als das Verdienst des Sammelns zu. Der berühmte Baillet sagte mit egoistisch-französischer Wegwerfung: „les Allemands sont toujours Allemands." Der Pater Bouhours meinte auch, „daß in solchen Schläuchen und viereckigen deutschen Maschinen nie ein schöner Geist wohnen könne." — Die Franzosen halten ihre Sprache für die einzige Conversations- und Theatersprache in der ganzen Welt, und ihre Ideen — darum

---

*) In allen französischen Dictionnairen heißt: Allemand ein einfältiger Tropf, — ein grober Mensch, — ein Säufer. Das: Vous me prenez pour un allemand kann der Franzose ohne Nasenrümpfen nicht aussprechen.

für die naivsten und witzigsten, weil sie in dieser Sprache ausgedruckt werden. Sie hören den Deutschen, in Paris mitleidig an, wenn er, um Französisch zu reden, in Schweiß geräth, während sie selbst in Deutschland — das Deutsche als eine barbarische Sprache verachten, und uns ihre Sprache dafür aufdringen. Wer kennt nicht eine Menge alter Franzosen und Französinnen, die ein halbes Jahrhundert in Deutschland gelebt, und sich kaum die Mühe gegeben haben, die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse deutsch auszudrücken!

Die Deutschen haben seit der Revolution den Nationalegoismus der Franzosen durch die Heerscharen ihrer Emigrirten noch viel näher kennen gelernt. — Diese Leute fanden in Deutschland fast überall ein gütiges und warmes Asyl; man behandelte sie mit einer ausgezeichneten Menschenliebe, — mit einem zärtlichen Entgegenkommen, das man nie ausgewanderten Deutschen auf dem Boden des Vaterlands zeigte; — man wetteiferte, ihnen die wehmüthige deutsche Gutmüthigkeit so anschaulich, als möglich, zu machen, — man fing endlich sogar zur Vertheis-

digung ihrer Rechte und ihres französischen Stolzes blutige Kriege an, — und schickte hunderttausende zur Ehrenrettung dieses armseligen Stolzes dem Tode entgegen. Die ausgewanderten Flüchtlinge betrachteten dabey ganz Deutschland und ganz Europa wie eine politische Maschine, die willkürlich von der gereitzten Rachsucht des Adels geleitet werden müsse, — der nun endlich einmahl durch gerechte Lorbeeren verherrlicht werden könne. Deutschland müsse sich aufopfern, um Frankreich, das hieß die Entflohenen, zu retten, — es könne jetzt keinen andern Staatszweck seiner Existenz, als diesen, haben, — es könne kein Deutscher einen Becher französischer Weine leeren, ohne es lebendig zu fühlen, daß er sein und seiner Kinder Blut dafür hingeben müsse. Alle Länder der Erde würden in ihre Trümmer zusammenfallen, — wenn man nicht die müßigen Priester zu ihren Pfründen, und die Ritter des heiligen Geistes zu ihren Maitressen zurückführen wollte, — eine allgemeine Anarchie würde gegen alle Regierungen den Todesstreit führen, wenn man die ausgebrochenen Funken der Freyheit des

menschlichen Willens nicht in der Geburt ersticke. — Mit diesem lächerlichen Nationalegoismus kündigten sich alle Emigrirten den deutschen Regierungen an, und forderten ihre Unterstützung, nicht als eine nachbarliche Großmuth, sondern als ein heiliges Recht, was ihnen als Franzosen von den — halbsehenden Deutschen zukomme. Dabey zeigten sie selbst gegen den deutschen Adel eine Grandezza und eine Wegwerfung, die nur unser originelles und geistloses Phlegma — so geduldig ertragen konnte. — „Als Auxiliartruppen sind sie noch gut genug!" sagten die übermüthigen französischen Ueberläufer, als sie unsere braven Heere nach Frankreich eilen sahen, um sich für diese lächerlichen Egoisten morden zu lassen.

Alle Franzosen sind in Absicht ihres Selbstdünkels bald mehr, bald weniger dem Bilde ähnlich, welches uns ein geistreicher Sittenzeichner von dem — Gascogner entworfen hat. „Der Gascogner spricht immer in Hyperbeln; sein eigenes Verdienst erscheint ihm in dieser Figur. Er muß immer von sich selbst reden, er muß überall repräsentiren, wenn er an sei-

nem Platze seyn soll. Er weiß alles, er hat alles gesehn, er war sogar bey Erschaffung der Welt zugegen. Der Gascogner lügt, ohne es zu wissen; er schneidet auf, ohne es zu wollen; er widerspricht ohne Bitterkeit; er beleidigt ohne Absicht. Sein Charakter ist possierliche Eitelkeit und arglose Windbeuteley" *).

„Die Engländer gestehen es selbst ein, daß sie von ihren Vätern ein unsinniges Vorurtheil wider alle Nationen der Erde ererben. Sobald der Britte mit einem Fremden im Gezänk begriffen ist, nennt er den Franzosen einen französischen Bäbler, den Italiäner einen italiänischen Monkey, den Holländer einen holländischen Ox, und den Deutschen ein deutsches Schwein." So nennt er uns nicht nur, sondern bildet uns sogar in seinen satyrischen Kupferstichen so ab. „In England ist das Wort: Franzose, allemahl ein Schimpfwort; aber man

---

*) C. A. Fischers Reise, S. 37.

würde sogar einen Fremden, den man dort einen Hund nennt, nicht genug beschimpft glauben, wenn man ihn nicht einen französischen Hund nennte." Alle Nationen von Europa werden von dem vornehmen und nicht vornehmen John Bull hochmüthig verachtet. „Der Fuchsjunker in Yorkshire glaubt, er sey der Herr der ganzen Erde, weil er in Yorkshire der Herr aller Füchse ist*). Tausendmahl haben sie den Deutschen den Vorwurf gemacht: daß sie das traurige Vorrecht besäßen, viele Bücher zu schreiben und nur wenig darin zu sagen, und daß jeder deutsche Kopf nichts, als ein lebendiges Schriftmagazin sey, — immer lese, und niemahls gelesen werde. — Nach einer langen Reise durch Asien, Afrika und Europa fand doch die reizende Lady Wortley Montagüe nur den ehrlichen brittischen Landjunker glücklich, bey dem es keine Frage ist: ob sein Märzbier nicht vortrefflicher sey, als die besten griechischen Weine." — Jeder Fremde sogar, der in London

---

*) Zimmermann vom Nationalstolze.

nicht Englisch gekleidet geht, ist immer in Gefahr, von dem brittischen Egoismus mit Koth geworfen zu werden, weil man ihn für einen Franzosen, — oder überhaupt schon darum für einen Geck hält, weil er nicht in England geboren ist.

Die Britten, — diese wegen ihrer erstaunlichen Industrie und ihrer ausgedehntesten Staatsverhältnisse so achtbare Nation, haben den Gebrechen ihres originellen Nationalcharakters um so weniger ausweichen können, da sie sich als die Gottheit der Meere betrachten, und die beste aller Regierungsformen in ihrer Constitution zu besitzen glauben. — Dieser Glaube hat von jeher den hohen Egoismus genährt, womit seit Jahrhunderten England alle andere Nationen zu behandeln und zu drücken pflegte. Diese Nation kann es wirklich nicht begreifen, wie sich irgend ein anderes Volk der Erde neben sie stellen dürfe, da ein goldenes Ostindien, ein durch die ganze Welt gehender Handel und der mit seinen Flotten bedeckte Ocean zu ihren Besitzungen gehöre. Sie hält sich für das unendliche Band, woran das Interesse des ganzen Weltalls hängt, und

betrachtet alle übrigen Völker nicht viel besser als Bettler, weil Europa von dem Auswurfe brittischer Reichthümer leben müsse. Die weniger feurige Einbildungskraft des Engländers spannt seine Pralereyen zwar nicht so hoch, wie der Franzose seinen Egoismus ausdruckt; aber jener ist gemeiniglich mehr Egoist, als dieser, und glaubt fest daran, daß sich seine Größe allemahl schon von selbst verstünde.

Der Engländer hält sich für ein freyes Wesen, und bezahlt seine ungeheuren Abgaben, seine Taxen auf seine Fenster, seine Hunde und Hüte, seine Kutschen und Rosinen, seine Testamente und Ziegelsteine mit brittischer Großmuth. Wenn er auch seine Regierung, wie es die Opposition täglich beweist, nicht als infallibel bewundert; so meint er doch mit stolzer Gutmüthigkeit, daß sie nichts Böses, sondern nur Gutes thun könne, und denkt nicht daran, daß seine Geschichte tausend evidente Beweise des Gegentheils enthält. Eben so raisonnirt er über die ewige Dauer seiner Constitution, und weissagt ihr den Sieg über alle ihre Gegner mit prophetischer Indolenz, ohne daß es ihm nur einfällt, — daß

ein kühner und kriegerischer Regent jenen Glauben in seinen Grundfesten erschüttern, und daß jede Regierungsform durch den mächtigen Zusammenstoß der Zeiten und Umstände in einer Stunde einstürzen kann. — Der brittische Egoist glaubt steif und fest, daß allein unter seiner Regierungsform alle Nationen der Erde glücklich seyn würden, und ganz England wünschte dem nachbarlichen Frankreich Glück, als dieses, in den ersten Momenten seiner Staatsumwälzung, sich nach dem alten Modell der brittischen Constitution zu bilden schien.

Der Engländer hat ferner eine erstaunliche Idee von einer ihm ganz eigenthümlichen Originalität, vom seinem Humor, seiner Nationalgrillenfängerey, seinen originalen Köpfen, und repetirt sich so am liebsten in seinen Zerrbildern und Possenspielen, in seinen Comödien und Zeitungen, und in der Aufstellung hypochondrischer oder jovialer Sonderlinge, die das Volk anstaunt und sogar liebgewinnt. In seinem Auge ist keine Nation so originell, als die seine. Sein brittischer Witz könne eben so wenig nachgeahmt werden, wie das fertige Segeln seiner Caper;

der Engländer könne sich allein eines festen Nationalcharakters rühmen, obgleich sein größter historischer Schriftsteller, Hume, meint, „daß, wenn in einer Nation jeder Einzelne seinen besondern Charakter anzunehmen beflissen ist, wie unter den Engländern, die Nation selbst keinen Charakter habe." Selbst der vortreffliche Sterne glaubte nur unter seiner Nation Originalcharaktere zu seinem Tristram Shandy angetroffen zu haben. „Warum nicht auch in Frankreich?" fragte man ihn einst. "Nein! war seine Antwort, die Menschen gleichen dort dem Gelde, dessen Gepräge durch's viele Reiben verwischt ist."

Keine Nation, dieß bezeugen alle Reisende, empfängt die Fremden mit größerer Kälte und Gleichgültigkeit, als der Engländer, weil er sie meisten Theils für arme Leute hält, wol auch von andern Nationen nicht viel mehr weiß, als daß sie existiren. Aber eine Nation, die ihre Größe vornehmlich nach dem Reichthume abmißt, und darum auf die minderreichern Nachbarn stolz herabsieht, kann in ihren Unternehmungen groß, tapfer, großmüthig, ehrlich, gottes-

fürchtig und gelehrt seyn; allein liebenswürdig hat sie noch kein unbestochener Menschenkenner nennen wollen. Ihre Erziehung ist immer mehr kaufmännisch, als philanthropisch gewesen, und das Interesse hat bey ihr immer mehr, als feine Sitten gegolten. Der Egoismus des Reichen ist darum auch immer der drückendste, weil er sich selten durch ein gütiges Entgegenkommen zu empfehlen sucht, sondern nur Respekt vor seinen Guineen fordert. Die demüthigsten und dringendsten Empfehlungsschreiben, womit Deutsche, vornehmlich deutsche Gelehrte, in England sich Umgang und Unterstützung zu verschaffen suchen, bewirken auch selten mehr, als eine Einladung zu einem Mittagsbrot, oder zu einer steifen Landpartie. Zuvorkommend, offen und herzlich ist der Engländer gegen sehr wenige Menschen, und die schwachsinnigen Deutschen, welche ihn copiiren, pflegen in dieser Kunst, hölzern zu seyn, ihre Originale am glücklichsten zu erreichen. — Selbst seine Denkwürdigkeiten zeigt der Engländer den Fremden mit einer kalten Undienstfertigkeit, und fordert auch noch dafür sehr bedeutende Trinkgelder. „Diese kleinliche Erwerbsamkeit, sagt

ein würdiger deutscher Gelehrter, macht mit der sonstigen Großmuth eines Volks, welches so reich und so mächtig ist, einen seltsamen Abstich. Wie liebenswürdig erscheint dagegen die französische Artigkeit zu Paris, wo den Fremden alle Werke und Gegenstände der Künste und Wissenschaften, und welche Schätze gegen diese! unentgeldlich gezeigt werden, so oft er es verlangt.

„Selbst die edle Vaterlandsliebe und der Vaterlandsstolz der Engländer hat wenigstens bey vielen einen Auswuchs bekommen, wodurch sie sich in Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit gegen andere Völker und in eine unrühmliche Leidenschaft verwandeln, deren Aeußerungen oft sehr ins Kleinliche und Alberne fallen. — Aus Vaterlandsliebe und Vaterlandsstolz achtet und liebt der Engländer in der Regel nichts, als was englisch ist, — englische Sprache, englische Kunst, englische Erzeugnisse aller Art, englische Speisen, englische Sitten, Lebensart und Gebräuche, und es ist ihm oft schon genug, zu merken oder zu erfahren, daß etwas nicht in England entstanden ist, es sey Person oder Sache, um es nicht blos weniger zu schätzen, sondern auch gradezu auf

gut-Abderitisch zu verachten. In Rücksicht auf einige Dinge mag er allerdings Recht haben, daß er das Englische dem nicht-Englischen vorzieht, weil jenes in der That oft besser ist, als dieses, z. B. seine Nahrungsmittel und die meisten Erzeugnisse seines Kunstfleißes; in Ansehung anderer hingegen, die man anderswo, wo nicht besser, doch eben so gut, als in England hat, schmeichelt er sich zu sehr, und verräth dabey nur Vorurtheil und Unwissenheit. Diese Unwissenheit in Bezug auf andere Länder geht bey vielen Engländern, die nicht gereiset sind, oft bis zur Lächerlichkeit weit. Diese in ihrem unwissenden Selbstdünkel so großen und seligen Herren trauen uns andern armen Menschen vom festen Lande, weil wir keinen ächten Rostbeef und Plumppudding zu machen verstehen, beynahe gar nichts zu, und sie glauben noch recht milde mit uns zu verfahren, wenn sie nur über die Schulter auf uns herabblicken, und uns bemitleiden, da sie uns doch gar wohl zu verachten berechtigt wären. — Das möchte indeß noch hingehen; aber daß sie in ihrer übertriebenen Schätzung dessen, was Englisch und

nicht-Englisch ist, und in der Verachtung des Letztern gar so weit gehen, von jedem ihre Insel besuchenden Ausländer zu verlangen, daß er in allem, — in Sprache, Kleidung, Sitten, Gebräuchen und Lebensart, — bis auf die erbärmlichsten Kleinigkeiten hinab sich ihnen völlig gleichstellen soll, — daß sie jeden, der dieß nicht thut, lächerlich und verächtlich finden, und ihm dieses oft auf die unartigste Weise zu erkennen geben: das verräth doch in der That eine Unerzogenheit und einen Dünkel, den man sonst nur barbarischen Horden verzeiht, die von dem, was bey gebildetern Völkern Gebrauch und Sitte ist, nie etwas gehört hatten. Und diese Forderung einer gänzlichen Ablegung alles dessen, was ausländisch ist, und einer knechtischen Nachäffung der englischen Sitten, Gebräuche und Moden machen eben die Menschen an uns, die, wenn sie selbst zu uns ins Ausland kommen, auch hier nichts als Engländer seyn, und nichts, als was Englisch ist, sehen, hören, tragen und genießen wollen!" *)

---

*) J. H. Campe's Reise durch England und Frankreich. Neunter Brief. Braunschw. 1803.

Es ist eine sehr auffallende Erscheinung, daß sich der National-Egoismus unter den gebildetsten und unter den rohesten Völkern gleiche Lächerlichkeiten und Absurditäten erlaubt, — ein Umstand, der die Blindheit der Selbstsucht bis zur höchsten Evidenz beweist. Die Vernunft pflegt ihn selbst nicht gern zu unterdrücken, sondern nur zu verhüllen, indem sie sich selbst in ihrer eigenen Beschauung gefällt, mit der Eitelkeit des menschlichen Herzens gern gemeinschaftliche Sache macht, und eben so gern ihren eigenen Lächerlichkeiten einen gefälligen Anstrich zu geben sucht. Darum reichen sich auch hierin die Menschen in allen Zonen der Erde brüderlich ihre Hand, ohne daß sie es wissen. Diese Gemeine ist die wirklich universelle Brüderschaft, welcher sie den ewigen Eid der Treue schwuren, — der einzige, welchen sie noch nie gebrochen haben.

„Der Grönländer, der mit seinen Hunden aus einer Schüssel isset, und den größten Theil seines Lebens wie ein unvernünftiges Thier verschlummert, nennt alle Europäer — Dummköpfe. Fragt man die Cariben an dem Oronoko-Strome,

woher sie ihren Ursprung haben? so erwiedern sie stolz: „nur wir sind Menschen.“ Der Canadier weiß dem Fremden kein größeres Compliment zu sagen, als wenn er spricht: „er ist ein Mann, wie ich.“ Die Einwohner der Marianischen Inseln glauben, daß ihre Sprache die einzige Sprache in der Welt sey, und darum halten sie alle Nationen der Erde für stumm. Die Einwohner von Paraguay nennen den Mond ihre Mutter, und schießen bey einer Mondfinsterniß, die sie für eine feindliche Belagerung halten, eine Menge Pfeile gegen ihn ab, um ihre uralte Stammköniginn zu retten. Der Luisianische Adel der Natches in Amerika nennt den armen Pöbel: Miche Miche Guipi, das ist Stinker; er selbst bestehet aus Sonnen, Edelleuten und hochgeehrten Herren; Sonnen sind diejenigen, die von einem Manne und einer Frau abstammen, welche vorgeben, daß sie unmittelbar aus der Sonne entsprungen sind. — Die Türken sind fest überzeugt, daß Adam, Noah, Moses, alle Propheten und Christus selbst Muhamethaner gewesen sind. — Wenn man die Aussage eines Türken bezweifelt und ein Miß-

trauen in seine türkische Treue setzt; so erwiedert er insgemein: „glaubst du, daß ich ein Christ sey?“ Alle Ungläubigen sind in seinen Augen Hunde, die durch ihre bloße Annäherung einen rechtgläubigen Muselmann beschimpfen *).“

Aber, — werden vielleicht meine Leser denken, — noch kein Wort über den besungenen und getadelten Nationalstolz des Deutschen? und ich möchte fragen: ob ein solcher Nationalegoism wirklich noch unter uns existirt? — Auf seine sogenannte Biederkeit ist ein jedes Volk stolz, und überstolz, weil man unter diesem Worte vielerley Schimmer, statt der mangelnden Realität, aufstellen kann. Man darf also jene Coquetterie des Deutschen mit seinem Selbstlobe, welches sonst noch etwas galt, nicht als einen originellen Zug des germanischen Egoismus

---

*) Zimmermann vom Nationalstolze.

gelten lassen. — Auf die Schätze seiner Wissenschaften, seiner Künstler, seines Kunstfleißes, seiner religiösen Aufklärung könnte der Deutsche stolzer seyn, als irgend ein Volk der Erde; aber — er ist es nicht; oder sollte sein Nationalstolz, durch eine Verirrung der Natur, wol nur darin liegen, — nur das Fremde zu schätzen und zu bewundern, und sich in dieser hingebenden Stimmung selbst zu vergessen? Denn seit Jahrhunderten weiß man nur zu gewiß, daß diese demüthige Submission unter die Gewalt noch so thörichter und ausschweifender Sitten des Ausländers ein hervorstechender Charakterzug deutscher Originalität war. Wie viel tausende meiner Landsleute würden sich zu Tode langweilen und ihres Lebens satt und müde werden, wenn sie nicht von Frankreich und England her ihre Neuigkeitsgier befriedigen könnten, und sich von diesen beyden Nationen nicht dürften mißbrauchen lassen! Nationale Selbstheit, die keiner Nachahmung eines fremden Geschmacks bedarf, scheint also nichts weniger, als die Grundveste des deutschen Charakters zu seyn; — er ist ein Stück mosai-

scher Arbeit, die zwar ziemlich fest verkittet, aber aus einer Masse der heterogensten Theile zusammengesetzt ist. — Sonst konnten denn doch die Deutschen auf ihre Tapferkeit stolz seyn, und die Geschichte gab diesem Stolze Nahrung; Rom, die stolze Beherrscherinn der Welt, war durch die Deutschen gefallen, und Jahrhunderte lang kämpften diese oft unsinnig genug für den Ruhm ihrer alten Tapferkeit. Aber die neuern Zeiten haben es nur zu deutlich bewiesen, daß dieser Heldenruhm nicht unüberwindlich war, — und daß unsere Heere überall von einem Volke geschlagen wurden, welches man vornehmlich seit dem siebenjährigen Kriege nur mit Hohnlächeln — die Franzosen nannte. Also auch dieser letzte deutsche Nationalstolz ist dahin, und es bleibt uns nun fast nichts mehr Originelles, — als die Geduld übrig, indem wir zwar über den erstaunlichen Zeitgeist raisonniren dürfen, aber auch mit frommer Unterwürfigkeit das erwarten müssen, was der deutsche Muth nicht mehr zu ändern vermag. Hierdurch soll der deutschen Nation ihre Tapferkeit nicht abgesprochen werden;

aber sie soll nur jetzt nicht mehr auf ihre Deutschheit pochen, und am wenigsten darauf stolz seyn, daß ihre Ahnen groß und tapfer waren, sondern, wenn ihre Geduld ausgeschlummert hat, endlich einmahl wieder zu ihrer Selbstheit und ihrem alten Thatensinne glorreich erwachen!

Weiblicher Egoismus.

Endlich müssen wir noch auf die Unterschiede des männlichen und weiblichen Egoismus merken, wenn diese Charakteristik ein vergleichendes Gemälde der Geschlechter genannt werden soll. — Und da wird uns denn sogleich einleuchten müssen, daß der Egoismus des zweyten Geschlechts in der Form, sich zu äußern und sich selbst zu befriedigen, etwas ganz anderes, als der männliche ist, — daß von hieraus die sichtbarste Differenz des weiblichen und männlichen Charakters bewirkt wird, und daß hier das doppelte Ich

der Menschheit am lautesten seine Originalität ausspricht.

Unter allen Verschiedenheiten des männlichen und weiblichen Egoismus leuchtet die hervor, — daß der Mann, als ein wirksameres und zu einer größern Wirksamkeit bestimmtes Vernunftwesen, mehr **stolz***), das Weib hingegen, als eine zur Einsamkeit und zum Gefallen eingerichtete Natur, mehr **eitel** ist. Der Egoismus des Weibes geht also, wegen ihrer — beschränktern Körper- und Willenskraft, nicht leicht in den Uebermuth, in die selbstsüchtige Willkür und in den alles verschlingenden Despotismus des Mannes über. — Das Weib fühlt seinen untergeordneten Rang als eine Naturbestimmung, und kann nicht auf die Art Herr seyn, wie es der Mann ist; es will darum auch nicht, wie der Mann, gebieten, sondern ihm nur

---

*) Das Weib hat keine andere Ehre, — als die Ehre ihrer Tugend. Der Mann aber will auch noch für den viel ausgedehntern Beruf der Kraft geehrt seyn.

vornehmlich mit Liebe angehören. Hat daher das zarte Geschlecht seinen Naturberuf, dem Manne zu gefallen, erreicht, ist diese ihre höchste Tendenz und Eitelkeit befriedigt; so wird sie sich selten nach höhern Gegenständen und Regionen umsehen, wo der männliche Stolz seine Befriedigung sucht. Hier ist ihr Wirkungskreis nicht, hier würde sie sich nur unbehaglich fühlen, und aus ihrer Bestimmung muthwillig herauszutreten glauben. — Sie sträubt sich, vermöge ihrer innern Organisation, gegen einen männlichen Stolz, welcher nur Aufsehen in der großen Welt machen will, und in dem unruhigen Getriebe dieser Welt seine Kronen aufsucht. Das unverdorbene, unverschrobene Weib fühlt sich nur in den stillen Siegen ihrer Liebenswürdigkeit glücklich. — Dieß ist ihr Egoismus, und die Zierde der weiblichen Natur, wenn der Egoismus des Mannes ihn meisten Theils zum Geck oder Tyrannen macht.

Das Weib hat dennoch so gut ihre Selbstheit, als der egoistische Mann, — die wir die Grundlage ihrer Weiblichkeit nennen, so wie die Selbstheit des Mannes seinen ganzen männlichen

Charakter organisirt. Das andere Geschlecht spielt mit seinem Ich, wie mit einer Puppe, — es coquettirt mit sich selbst, es liebkoset sich selbst, anstatt, daß der selbstsüchtigere stolze Mann sich bewundert, anstaunt und auf seine Mannheit trotzt. — Das Weib bittet gleichsam um die Gunst, — durch ihre kleine Eitelkeit gefallen zu dürfen; — der Mann fordert mit einer Art von Zudringlichkeit, daß wir ihn anstaunen sollen, oder will dieses Anstaunen, wenn er Gewalt besitzt, wol gar ertrotzen. Der Egoismus des Weibes ist kindlicher, der Egoismus des Mannes herrischer Natur; der weibliche hascht nach persönlichen Liebenswürdigkeiten, der männliche nach Größe, Ruhm und glänzendem Verdienst. Gerühmt will das Weib nicht seyn, — wie der Mann gerühmt wird. Sie verlangt nur Liebe und Achtung, und diese ist die schönste Befriedigung ihres Egoismus. Sie liebt nur die stille häusliche Größe; der Mann will

jene Größe, die ihm sein Wirken in die Welt hinein giebt, und seiner Eigenliebe so etwas von Unsterblichkeit vorplaudert.

Da ferner der Egoismus des Weibes bescheidener Art ist, und selbst durch die allerkleinsten Opfer des ihm gezeigten Gutmeinens überglücklich werden kann; so sind die Weiber in der Regel mit viel geringern Beweisen des Beyfalls, — als der Mann, zufrieden. Diesen macht sein Glaube an Männerkraft und Männerwerth oft zum unersättlichsten Egoisten, — und zum lobgierigsten Thoren unter der Sonne. Die weibliche Eigenliebe kann ein kleines Schmeichelwort Jahre lang glücklich machen und zufrieden stellen; — der Mann kann die überspanntesten Lobreden auf seine Verdienste verschlucken, wenn das Weib vor einer übertriebenen Schmeicheley erröthet, und sie als eine Satyre zurückweist. Unter einer höhern Cultur pflegt der Stolz des Mannes und sein Egoismus zu wachsen; stolze Frauen hingegen trifft man mehr unter den niedern und unwissenden Ständen, als in der ge-

bildeten Welt an, — und die man hier findet, sind überall die Zielscheibe des Gespöttes. —

Daher wird es nun auch den sogenannten gelehrten Frauen oft so schwer, sich Achtung und Liebe zu erwerben, weil sie aus ihrer weiblichen Natur herausgegangen, und männliche Egoistinnen geworden sind. Die höhere Kraft, die sie in sich wahrzunehmen glauben, und die ihnen wegen Mangel des intensiven Denkvermögens übermenschlich erscheinen mag, macht sie gemeiniglich stolzer, als den Mann, der freylich mit einer solchen Masse weiblicher Kenntnisse — nicht einmahl ehrenvoll genug auftreten könnte. Aber das gelehrte Weib betrachtet sich unter der zahllosen Menge ihrer ungelehrten Schwestern als ein einzelnes Gestirn, das den unendlich leeren Raum sämmtlicher Weiberköpfe erleuchten, und nebenher den Mann von der Größe weiblicher Urkraft belehren müsse. Absprechend, vorlaut, bedeutsam [aber auch fast immer affectirt — zur Widerlegung seiner eigenen Originalität] ist daher der Ton fast aller gelehrten Frauen, hochhinaus, ohne Penetration; aber stolz auf sein Selbstgefühl, das sich in dem

Schwachen so mächtig fühlt, und darum den weiblichen Egoismus nur desto eiferſüchtiger auf sich selbst macht.

Eine andere Art des weiblichen Egoismus, ihre sogenannte Rechthaberey, kann man nicht einmahl ganz so nennen, weil er oft nur eine blinde Neigung zum Widerſpruche ist, wobey nichts gedacht und nichts ausgerichtet wird. Aber egoistisch bleibt er doch immer, wenn man ihn in sein klares Bewußtseyn auflöst. — Das weibliche Bestehen auf einer Meinung, in so fern es wirklicher Egoismus, nicht blos eine kindische Angewöhnung und Verzogenheit ist, läßt sich nach mehrern Ansichten deuten. — Einmahl kann es nähmlich als ein bloßes Vertheidigungsmittel des Weibes gegen die zu weit um sich greifende Gewalt des Mannes betrachtet werden, welcher durch dieses Beharren eines taktischen weiblichen Eigensinnes doch noch einige Grenze gesteckt, — oder ein Ziel zur Ermüdung vorgehalten wird. In diesem ersten Falle handelt das selbstständige Weib nach einem gerechten Selbstgefühle, das, vermöge seiner freyen Natur, alle willkürliche Unterdrückung von

außem verabscheuet, und dem Manne zeigen will, daß er nicht eigenmächtig über das Wollen und Denken eines schwächern Geschlechts entscheiden könne und dürfe. Zweytens kann das Weib auch in einzelnen Fällen mit ihrem Blick und ihrem feinern Lebenstakt weiter hinausreichen, als der nicht so hellsehende Mann; und in diesem Falle tritt sie gleichsam als seine Lehrerin und Wegweiserin auf. Hier ist ihr Egoismus wiederum gerecht, wenn sie wirklich heller, als der Mann, siehet, die Folgen der Dinge genauer berechnet, die Menschen tiefer durchschauet, und den Gebrauch der Klugheit und Vorsicht weiser berechnet. Hier kann sogar oft die weibliche Rechthaberey — Pflicht werden, wenn der Mann mit seinem plumpen Egoismus durchfallen will, und vielleicht nur durch den beharrlichen Widerspruch des Weibes gerettet werden kann. Oder drittens ist auch wol der Glaube des Weibes an ihren Selbstwerth so groß, — daß sie ihn im Widerspruche zeigen, und mit sich selbst coquettiren will. Auf dieser Stufe des Egoismus erblicken wir meisten Theils diejenigen Frauen, welche, ohne eine ausge-

zeichnete Bildung des Denkvermögens, sich dennoch eine hohe Bildung ihrer gesammten Ichheit andichten, und, weil sie das Einzelne nicht veredelt hatten, sich in dem Helldunkel ihrer Größe nun für desto vollendeter halten. — Dieß sind die Halbgebildeten und Halbgescheidten, die es mit jedem Widerspruche aufnehmen, und im Egoismus am tiefsten sinken.

Eben so sind fast alle sentimentale Weiber die größten Egoistinnen ihres Geschlechts, und gemeiniglich auch die zurückstoßendsten. Ihr kränkliches, weinerliches, wehmüthiges und romantisches Gefühl fordert überall Delicatesse, Schonung und Achtung, auch da, wo sich der gesunde Menschenverstand nichts Delicates und Subtiles hindenken kann. Ihr Ich gleicht einem Organe, das nur durch schmeichelhafte Töne befriedigt wird, — und sich nur in dieser Musik glücklich fühlt. Da Frauen und Mädchen dieser Art einen unendlichen Weg in der Seelencultur vorausgemacht zu haben glauben, — und ihr weniger gebildetes Geschlecht nur zum Troß ihres Gefolges zu gehören scheint; so denken sie sich als die Königinnen des Geschmacks, und

fordern ungebürliche Huldigungen, — und, da in der Regel ihre Empfindungen und Leidenschaften lebendiger, als ihr Geist, sind; so fordern sie jene Huldigungen sogar oft mit einer Art von Trotz und Impertinenz. Daher ist aber auch jede zu weit getriebene Verfeinerung des weiblichen Gefühls diesem Geschlechte meisten Theils nachtheiliger, als dem unsrigen, weil sich jenes dann zu leicht in seiner Selbstbewunderung, wie in einer unermeßlichen Tiefe, verliert, und, weil es sich nun nicht mehr unter seinem eigenen Geschlechte orientiren kann, auch für uns Männer oft mit allen seinen Liebenswürdigkeiten untergeht.

Die neuere Lectüre idealischer Romane, worin die menschliche Natur einen unsichern Schritt geht, — und über ihre Zwecke hinausgeschleudert wird; die sogenannten metaphysischen Beleuchtungen des innern Menschen, der nicht wirklich da ist, sondern nur in irgend einem Winkel des Bewußtseyns construirt wird; — der gesuchte Scharfsinn in dämmernden Phrasen und mystischen Formeln, — die matten Ver-

deutlichungen der critischen Philosophie von Knaben, die nimmer in den Geist dieser hohen Schule eingedrungen waren, — bilden nichts, als Egoistinnen unter den lesenden Frauen.

Man kann sicher annehmen, daß der reine, einfache weibliche Sinn, die stille Ergebenheit und Nachsicht des andern Geschlechts, seine höhere Liebenswürdigkeit und seine ungekünstelte Moralität abgenommen hat, seitdem es durch die Lectüre jener Schriften phantastisch geworden ist. Die sich selbst hingegebene Phantasie ist die allergefährlichste Leiterin eines Geschlechts, welches so sehr von seinen lebendigen Gefühlen beherrscht, und dagegen so wenig in den höhern Uebungen des Geistes unterrichtet wird. Die Welt, welche sich die romantische weibliche Einbildungskraft bildet, liegt allemahl tief unter der wirklichen, weil diese den weiblichen Prätensionen vielleicht zu wenig einräumt, und das alltägliche Menschenleben einem zu vergeistigten Weibe nimmer gefallen kann. — Der sentimentale Egoismus des Mannes wird doch noch in dem Getriebe der Welt zerstreuet, geschüttelt und gestoßen, bis er sich selbst be-

ſinnt; allein der müßige Egoismus des ſenti-
mentalen Weibes, die nichts zu thun hat, als
phantaſtiſche Bücher zu leſen, und wol gar über
aller Empfindſamkeit ihre heiligſten Pflichten ver-
geſſen kann, iſt ein chroniſches Uebel der Seele,
das vielleicht nur durch körperliche Züchtigungen,
wie der Stolz eines Wahnſinnigen, geheilt wer-
den könnte.

Ich kann hierüber meinen Leſern eine Er-
fahrung aus dem Leben eines jungen deutſchen
Frauenzimmers mittheilen, die ſich einſt von
einer ihrer herzigſten Jugendfreundinnen trennen
mußte. Mit unendlicher Liebe ſchieden ſie von
einander, und von neuem ſchwuren ſie ſich eine
ewige Freundſchaft. Beyde Mädchen hatten ſich
in der gemeinſchaftlichen, aber einfachen und
unromantiſchen Bildung ihrer guten Eigenſchaf-
ten liebgewonnen; beyde ſtanden auf einer nicht
zu hohen und nicht zu niedern Stufe der Cul-
tur, ſie waren ſich, als gleichgeſtimmte weib-
liche Herzen, einander nothwendig geworden, —
und ſo dauerte ihr zärtlicher unverſchrobener
Briefwechſel mehrere Jahre lang in den ſchön-
ſten Ergießungen ihrer einfachen zarten Liebe

fort, bis auf einmahl die Zurückgebliebene nicht mehr schrieb. Die liebe Entfernte erinnerte ihre nachläßige Briefstellerin an ihre Pflicht, sie bath herzlich um die Fortsetzung ihrer Correspondenz; sie erinnerte sich nicht, ihre Freundin beleidigt zu haben, und fühlte sich unglücklich, daß die Herzgeliebte so hartnäckig schwieg. — Endlich kam das lang ersehnte Schreiben: es war eine festliche Stunde für die Empfängerin; — aber welch ein unsinniger Brief war das! Die Briefstellerin, welche sich unglücklicher Weise in den sogenannten romantischen Romanen verirrt, und sich über eine sichtbare Welt in eine bloß ideale hinausraisonnirt hatte, schrieb: — — „sie müsse ihre alte Freundschaft abbrechen; alles habe sich geändert, — sie, die Entfernte, sey mit dem genialischen Schritte der genialischen Literatur nicht fortgegangen, — zwischen zwey so ungleichen Individualitäten könne nichts Reingeistiges geschaffen werden, — man würde sich ihr, der Abwesenden, doch nicht mehr verständlich machen können, — denn nur unter Gleichfühlenden und Gleichscharfblickenden sey der Einklang einer höhern Natur möglich" u. s. w.

Daß alle Frauen, — die Kronen trugen *), Egoistinnen waren, selten mit weiblicher Humanität, desto öfter hingegen mit einem zügellosen männlichen Despotismus regierten, ist allen Geschichtslesern bekannt. — Allein dieß war nicht sowol die Schuld der sanften weiblichen Natur, die dem Egoismus, als etwas Herzverhärtendem, ausweicht, sondern gemeiniglich die Schuld der Umstände und der Männer, von welchen sie geleitet und verleitet wurden. Die Staatskunst und die Nationalehre, — wäre es auch nur die Ehre des Hofes und seiner Minister, — gebiethet den Regentinnen, selbst denen von der sanftesten und edelsten Gemüthsart, — einen gewissen Staatsegoismus, damit die Regierung nicht ein Spiel fremder Cabalen werde, und durch weibliche

---

*) Semiramis, Cleopatra, Zenobia, Brunehild, Maria und Elisabeth von England, Christina von Schweden, zwey Catharinen von Rußland, und alle jene merkwürdigen Frauen in der Geschichte, unter deren Scepter — — Regenten standen.

Nachsicht untergehe. Die Regentin muß daher aus politischen Rücksichten gleichsam Mann werden; — aber ihr Egoismus wird dann auch selten eine Grenze kennen, weil sich nun im Weibe Stolz und Eitelkeit zugleich zu Beherrschern des weiblichen Willens machen.

Es läßt sich also gar leicht denken, — daß der weibliche alternirende und schwache Wille in einer so hohen Region, und unter so vielen Versuchen, ihn zu gängeln und zu leiten, — [und doch bey dem Glauben, — alles allein zu thun] unzählige Ausschweifungen dieses Egoismus begehen müsse. Die originelle Selbstständigkeit des — Geschlechts fehlt; folglich ist unter solchen Regierungen das Meiste schwankend, — das Wenigste consequent und zuverlässig. Die ruhige Ueberlegung fehlt; folglich wird Vieles übertrieben, präcipitirt; alles soll so dastehen, wie es der erste Eindruck auf den weiblichen Sinn verlangte; — das Reifen großer Plane ist hier selten zu suchen. Der männliche Muth, die Tapferkeit zu regieren, — die größte unter allen, — fehlt; folglich wird Vieles nicht auf dem graden Wege des Muths,

sondern durch Künste und Cabalen eingeleitet und ausgemacht, — wo die Regierung des wirklich männlichen Fürsten edel und kräftig durchgreift. Man hat in solchen weiblichen Regierungen, — selbst unter besseren Fürstinnen, — fast immer alle Greuel eines orientalischen Despotismus angetroffen, — weil — der Egoismus so vieler Menschen den guten Willen der Fürstin zu mißbrauchen suchte. Oft lag aber auch der Grund mit darin, — daß sich eben die Fürstinnen, welche der Zufall zum Throne erhob, so selten einer wahrhaft veredelten Erziehung rühmen konnten.

Wenn es endlich in dem Menschen ein wirkliches Princip, — uneigennützig zum Wohlseyn eines andern menschlichen Wesens — zu handeln, geben kann; so würde man es wol noch am ersten in dem veredelten Willen des Weibes aufsuchen müssen. — In diesem stillen liebenswürdigen Willen, der sich der Zufriedenheit und den Wünschen seiner edeln Freundinnen so ganz, und mit den größten Re-

signationen hingeben, ganz in der Seele des andern leben und wirken, sich ganz in dem Glücke derselben sättigen und verlieren kann, — in dieser herzigen weiblichen Güte, die am Morgen mit den freundlichsten Entschlüssen zum Wohlseyn der ihr anvertraueten Lieblinge frohsinnig erwacht, und am Abend trauert, wenn sie ihr schönes Tagwerk nicht ganz vollenden konnte, — in diesem zärtlich-heroischen Willen, der schon tausendmahl das Leben selbst in einem heiligen Diensteifer für andere hingab, und, im Bewußtseyn seiner Redlichkeit, mit philosophischer Entsagung alles Eigennutzes, muthig den Undank und die Lieblosigkeit der Menschen trug.

In diesen Rücksichten hat man es wagen können und dürfen, das weibliche Geschlecht bisweilen das bessere zu nennen *), weil es im Allgemeinen weniger egoistisch ist, und, ohne seinen Charakter zu verlieren, aus reinem Gut-

---

*) Das andere Geschlecht das bessere Geschlecht. Ein Versuch zur richtigen Würdigung des andern Geschlechts. Berlin 1798.

meinen — sich selbst hingebend, gleichsam in einem zweyten und dritten Wesen wohnen kann. Vermöge der Lebhaftigkeit seiner Gefühle und seiner ganzen auf die Liebe berechneten Natur kann es zu einer Theilnahme und einem zärtlichen Wohlwollen aufglühen, die in dem Maße uns Männern nicht ganz bekannt ist, weil wir immer mehr unsere Vortheile oder unsere Ehre in Rechnung bringen, und schwerer zum Wohlwollen bewegt werden, — weil wir mit unsern guten Handlungen gern Aufsehen erregen möchten, und der Stolz, die Erbsünde des Mannes, sich überall zu unserer Moralität mischt, — während das unverdorbene Weib sich in ihrer stillen Wohlthätigkeit unendlich glücklich fühlt, und wol gar bey einer lauten Achtung ihrer Verdienste — eine edle Verlegenheit äußert.

Der Egoismus des Weibes geht fast allemahl ganz unter, wenn er zarten und liebevollen Bewegungen des Gemüths weichen muß, — und darum ist die Mutterliebe die allerhöchste und schönste Stufe eines vollkommen uneigennützigen Charakters. Der edle, selbst der unedle Vater kann für seine Kinder auch unendlich viel

empfinden, und sogar in seiner Liebe zu ihnen Blindlings ausschweifen; — aber das trauliche Hingeben der Mutter, die zärtliche Sorgfalt für die Ihrigen, die nie rastende Wachsamkeit über deren kleinste Bedürfnisse, das sich selbst erwärmende, nie erkaltende Mutterherz, diese mit jedem Pulsschlage neugeschaffene Liebe — kann nur in dem innern Heiligthume des weiblichen Gemüths und des weiblichen Wohlwollens aufgesucht werden. [S. unten: über die Sympathie der Mutterliebe.]

Eben darum giebt es in der Schöpfung kein liebenswürdigeres und achtbareres Wesen, als eine edle Mutter im ganzen Sinne des Worts, und ihr Rang ist daher der erhabenste in dem Reiche wohlwollender Geister. Sie lebt mit reiner Besonnenheit ihrer Pflicht nur für ihre Kinder. Die ganze Selbstständigkeit ihrer Natur ist in einen heiligen Beruf übergegangen, dessen Seligkeit sie allein zu empfinden weiß. Sie kennt nichts, als ihre Pflicht; sie will alle die Ihrigen in diesem reinen Himmel des Lebens versammeln. Das Glück des Kindes ist ihre Welt; alle ihre Empfindungen und Ideen gehö-

ren dieser Welt an, für die sie geschaffen wurde; alle Belohnungen der Liebe kommen ihr daher; alle Schläge des Schicksals treffen sie nicht, wenn sie ihre Kinder wie eine heilige Veste um sich her erblickt, und jedes als einen Abgesandten der Vorsehung an ihr Mutterherz umarmt. — Die Opfer, welche sie oft dem Glücke ihrer Kinder bringt, würden Wunder der Liebe genannt werden müssen, wenn sie nicht eben hierdurch die natürlichste Probe der uneigennützigen Weiblichkeit abzulegen pflegte. —

Die mütterliche Liebe geht in ihren süßen Phantasien so weit, daß sie, aus hohem Uneigennutz der Seele, nicht einmal ihr eigenes Bild in den Kindern aufsucht [wie es so gern die Väter zu machen pflegen], sondern nur immer und frohsinnig den Vater in ihnen zu erblikken glaubt, — ein höchst feiner Zug der weiblichen Natur, indem sie nicht ihr eigenes Bild, sondern das des geliebten Mannes in das geliebte Kind hinüberträgt, und also sich uneigennützig sogar zwischen zwey Wesen vertheilt. Die liebenswürdigen Eigenschaften des Vaters sollen die Kinder sogar in einem erhöhetern Grade be-

ſitzen; — er ſoll verklärt und verſchönert in dem Knaben und in dem Mädchen wieder aufſtehn; — hier will ſich das Mutterherz ſo groß fühlen, weil ſie das Glück ihrer Lieben gleichſam in's Unendliche fortpflanzt, — denn wie könnte ſie den Gedanken ertragen: daß ihr gutes Geſchlecht, wenn es Gott will, — nicht auf alle Zeiten hinaus bleiben ſolle.

II.

Muth, — Tapferkeit. Festigkeit.

Untersuchung ihrer positiven und negativen Natur, in ihren vorzüglichsten Erscheinungen. Selbständige — seelengroße Charaktere.

Der Egoismus ist zwar die allgemeinere Bedingung des menschlichen Willens, in sofern er durch seinen unvertilgbaren Grundtrieb immer wieder von neuem gereitzt werden muß; aber er kann doch selbst nicht immer als reiner Actus des Wollens betrachtet werden, weil er sich auch oft allein auf den Verstand bezieht, und sich nicht blos fragt: was er kann [als Willens-

kraft]? sondern auch sehr oft: was er weiß [als Geisteskraft]? — Er ist auch darum nicht immer das specielle Kennzeichen wahrhafter Willensstärke, weil er auch wol nur eingebildet und ungegründet seyn kann, in welchem Falle er sich sogar über das wirkliche Verdienst weit hinaussetzt, und den eigenen Mangel seiner Kraft nicht wahrnimmt. — Dagegen sind Entschlossenheit, Muth, Tapferkeit, Festigkeit des Gemüths, Standhaftigkeit und Selbstständigkeit die echten und achtbarsten Bestandtheile der Willensstärke, als originelle Bezeichnungen des männlichen Sinnes, und als Grundzüge seines großen Gemäldes.

Der Muthige ist darum muthig, weil er es in sich fühlt, daß ihn ein lebendiger Wille treibt, und daß dieser Wille nicht leicht in den Gefahren und Beschwerlichkeiten eines angefangenen Weges untersinken wird. — Es ist ein mit Zutrauen zu sich selbst verbundenes Bewußtseyn, wie weit entweder seine Thätigkeit allein ausreichen, oder, wie viel durch die Vereinigung mehrerer Kräfte auf einen Punkt unternommen und ausgerichtet werden

kann. Die erste finstere Ansicht der Dinge, die das weichere Geschlecht so leicht niederschlägt, weil ihm jenes Kraftgefühl und die Gewandtheit in dem Weltleben mangelt, und weil es fast immer den ersten Eindrücken mehr, als einer festen Beurtheilung der Dinge, folgt, — wird den Mann vielleicht erschrecken, aber nicht zu Boden werfen, wenn er kein gelähmter Alltagsmensch, oder geistloser Weichling ist. Ja, selbst der Trotz des Mannes in Gefahren, seine Tollkühnheit und Unbiegsamkeit documentiren eine in ihm wohnende höhere Willenskraft, wenn sie auch nicht immer mit einer ähnlichen Stärke der Ueberlegung und Besonnenheit verbunden ist, und ihm daher mehr zu schaden, als zu nützen pflegt. — Daß jener lebendige Muth des Mannes, sein Feuer, seine Lebhaftigkeit im Angriff, seine Lust zum Kampfe, sein Hinandringen zum Ziele ein Originalzug seines Willens ist, beweist die Natur aller noch nicht verweichlichten Nationen, — und die Achtung, worin überall der Muthige, so wie die Verachtung, worin überall der Feige lebt. Unter allen Völkern der Erde ist jener selbst von den Frauen am meisten ge-

achtet, und dieser von ihnen fast immer total verachtet worden, denn in ihm fand das Weib den Mann nicht mehr *).

---

*) Unter den meisten tapfern Völkern der Erde war es sogar Sitte, daß sich der junge Mann das Herz seiner Geliebten durch allerley ausgezeichnete Proben seines männlichen Muthes erringen, und gleichsam erkaufen mußte. — In den Tourniren wurden nicht selten die zärtlichsten Herzensvereinigungen geschlossen, wenn die Damen von ihren Tribünen herab die Tapferkeit ihrer Ritter erprobt hatten. In vielen Ländern barbarischer Nationen darf sich noch jetzt nicht der Bräutigam dem geliebten Mädchen anbiethen, wenn er ihr zur Ratification seiner Tapferkeit nicht die Schedel einiger von ihm gemordeten Feinde vorzeigen kann. — Die Geschichte liefert uns tausend Beyspiele muthiger Frauen. Als Friedrich V, dem die Böhmen im dreißigjährigen Kriege ihre Krone antrugen, unschlüssig — hin- und herschwankte, ob er sich in diesen Ocean politischer Unruhen hineinwagen sollte, — sagte ihm seine Gemahlin, Jacobs des I. Tochter, mit kühnem Ehrgeiz: „Konntest du dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freywillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürstlichen Tische schwelgen!“ Man darf

Ferner ist die Beharrlichkeit des Mannes in seinen Planen und Entwürfen, in seiner Freundschaft, seiner Lebensweise, so wie die ganze Con-

---

hier die muthigen Frauen nicht nennen, die mit ihren Männern in den Krieg zogen, denn bey der Bagage waren sie gemeiniglich sicher. Aber folgendes Beyspiel eines hohen weiblichen Muths verdient alle Achtung. In Guadaloupe befanden sich im Jahr 1796 vierzehnhundert englische Gefangene, nebst einer großen Menge von Officieren, alle in dem elendesten Zustande, in Gefängnißschiffen über einander gehäuft, größten Theils krank, an Allem mangelleidend und in Lumpen. Unter den Gefangenen war der Major Shipley, dessen Gattin ihn aus Europa nach diesem Kriegsschauplatze begleitet hatte. Diese Dame brannte vor Begierde, ihren unglücklichen Mann zu ranzioniren, und vermochte den Admiral Laforey, sie dabey zu unterstützen. Dieß konnte aber nicht anders, als durch ein kleines mit fünf Mann besetztes Fahrzeug geschehen, das mit diesen Seeleuten preisgegeben wurde, da es ohne Friedensflagge und Schutzbriefe den erbitterten Feinden gradezu in die Arme lief. Das heroische Weib hatte alles zu fürchten; die Oberbefehlshaber beyder feindlichen Nationen waren in einem so hohen Grade gegen einander gespannt, daß sie alle Communication zwischen sich aufgehoben hat-

sequenz seines Charakters, als eine Erscheinung seiner stärkern Willenskraft angesehn worden. — Diese Beharrlichkeit ist oft zwar nichts anderes, als ein mechanischer Eigensinn, und mithin gewöhnlich ohne moralischen Werth; aber sie soll doch, kraft eines Naturgesetzes, in dem Manne stärker, als im Weibe seyn, weil jener, außer seinem physischen Kraftgefühle, noch durch einen andern sehr mächtigen Antrieb seines Willens, nähmlich durch das männliche Ehrgefühl, gelei-

---

ten. Aber der berüchtigte Victor Hughes erstaunte über den Muth dieser Frau und über die ungewöhnliche eheliche Treue. Er wurde so sehr dadurch gerührt, daß er sie nicht allein außerordentlich wohl behandelte, sondern auch ihren Mann sofort ohne alle Ranzion in Freyheit setzte. S. v. Archenholz Annalen der Brittischen Geschichte, 17r Bd. S. 348 u. f. Tübingen 1798. — Die griechische Leäna, die, um ihre Vaterlandsfreunde nicht zu verrathen, die größten Folterqualen erduldete, und, um nichts zu entdecken, — lieber ihre Zunge abbiß, — und die neuere erstaunliche Corday, die heldenkühne Mörderin des fürchterlichen Marat, werden in der Geschichte des Muthes unvergeßlich bleiben.

tet wird. Hierdurch werden offenbar alle Kräfte des Mannes zu einer höhern Thätigkeit und längern Ausdauer gestimmt; hierdurch wird der Mann fester und gemüthsstärker gemacht. Er ist eine öffentliche Person; er muß sich an seine eigene Stärke lehnen; Thätigkeit ist sein Beruf; die Natur hat ihn an diesen Platz gestellt, und die Welt, seine hohe Schule, beobachtet ihn genau, ob man sich auf die Kraft seines Charakters und seines Ehrgefühls verlassen könne, — — oder sie peitscht ihn dahin, wo er als ein selbstständiges Wesen stehen muß. Wir läugnen dagegen nicht, daß es auch in dem Weibe eine hohe Beharrlichkeit des Willens und des Charakters geben kann, eine Beharrlichkeit, die bisweilen den männlichen Starrsinn selbst zu übertreffen scheint, — so, daß sogar der weibliche Eigenwille, der aber doch als solcher von der Willenskraft noch unterschieden werden muß, in ein Sprichwort überging. Am wenigsten möchten wir aber zur weiblichen Selbstständigkeit jene kraftvollen Weiber, jene Heroinen voll Kühnheit und Soldatenmuth, jene Amazo-

nen *) und erstaunlichen Männer in weiblicher Form citiren, welche uns die Geschichte einigemahl so zauberisch hingemalt hat. So ist das Weib nicht von Natur, und so darf es nicht seyn, wenn ein Geschlecht das andere nicht zerstören soll.

Der Muth wird in den beseelten Wesen unendlich oft, auch ohne alle Vernunft, allein schon durch das Gefühl einer gewissen Kraftüberlegenheit, physisch hervorgebracht. Vermöge dieser instinctartigen Ueberlegenheit wagt das Thier, seinem Feinde die Spitze zu bieten, ihn gleichsam aus Naturberuf zu verfolgen, oder ihn doch wenigstens in Respect zu halten. Die Natur hat in dieser Einrichtung eine un-

---

*) Eine ihrer Königinnen kam [si fabula vera] zum Alexander, und forderte von ihm eine gewisse Kleinigkeit, die man im Curtius lesen mag. Alexander willigte ein, und dreyzehn Tage wurden zu diesen Spielereyen verwendet. Acrior ad Venerem feminae cupido quam regis, ut paucos dies subsisteret, perpulit. XIII dies in obsequium desiderii ejus absumpti sunt. Curtii L. VI. Cap. 6.

endliche Fürsorge für die Fortdauer ihrer Geschlechter ausgedruckt, — weil ohne Vertheidigung und Widerstand alles untergehen würde. Der animalische Muth zum Angriff ist gleichsam ein höherer Lebensschwung in der Thierheit, — damit sie zur Menschheit nach und nach übergehe, — und ist bey einigen Thierarten sogar mit einer Art von Ueberlegungs- und Vertheidigungskunst verbunden, welche in dem Thiere eine Seele voraussetzt. — Dagegen ist aber auch in den vernunftlosen Wesen die Furchtsamkeit unüberwindlich, sobald sie den stärkern Feind erblicken, weil sie ihm, — in den Instinct eingeschlossen, — nichts, als den Instinct entgegensetzen können. Bey vielen Raubthieren wirkt diese Furcht sogar instinctartig auf ihre Mordlust, indem sie den Feind nicht blos zu entfernen, sondern sogar zu vertilgen suchen. Das Thier ist, — ohne es zu wissen, grausam, und wagt oft im Muthe sein Leben daran, um sein Leben zu erhalten. — Das Vernunftwesen besitzt aber schon in seiner Denkkraft die größere Schutzwehr gegen seine Gefahren und Leiden, — sein Muth ist daher von

einer höhern Natur, indem er sich nicht blos auf ein thierisches Gefühl von Körperkraft oder physischer Geschicklichkeit zum Widerstande, sondern auf die Stärke des Gemüthscharakters [also eines höhern Handelsprincips, als der bloße Instinct ist] gründet.

Indeß giebt es auch höhere und niedere Stufen des männlichen Muths, je nachdem sich der thierische Instinct und die Sinnlichkeit überhaupt mehr oder weniger mit ihm verbindet. Wir zählen zu dessen niedern Stufen vornehmlich, — zur nähern Erklärung seiner Natur, — folgende *).

a) Den Muth, welcher blos thierisch durch äußere Eindrücke auf unser Blut und unser Nervensystem, —

*) Aristoteles unterscheidet in seiner Ethik fünf Arten unächter Tapferkeit: 1) die, welche aus Furcht vor Schande entspringt; 2) die handwerksmäßige, welche blos eine Frucht der Erfahrung und Uebung ist; 3) die, welche der Zorn hervorbringt; 4) die Tapferkeit dessen, welcher einer Gefahr glücklich zu entgehen hofft; und 5) dessen, welcher sie nicht kennt.

oder auch nur durch eine thierische Furcht gewaltsam angefacht wird, ohne daß die Stärke des Gemüths einigen Theil daran nimmt. So handeln wir bey allen unerwarteten Angriffen auf unser Leben und unsere Gesundheit nur blindlings muthig, indem wir den Angriff, ohne Plan und Ueberlegung, oft mit einer ungewöhnlichen Kühnheit abwehren, — und sogar zu unserer Rettung den peinlichsten — Schmerz nicht scheuen. Wir vertheidigen uns in diesen Fällen instinctartig durch unsere Körperkraft, wie sich das Thier vertheidigt, und lassen unsern Zorn entglühen, weil wir in der Hitze des Kampfs in uns eine mächtigere Kraft zum Widerstande wahrzunehmen pflegen. — Wir wählen auch wol nur zwischen zwey Uebeln das kleinste, weil der Muth das größere nicht abwehren kann. So springt der Schiffsmann kühn in die Fluthen, wenn sein Schiff ein Raub der Flammen wird, weil er in dem Wasser immer noch wenigstens — eine augenblickliche Rettung hofft. Oder, wir lassen uns auch wol muthig in einen ungleichen Kampf ein, weil wir durch unsere Schlauheit oder kör-

perliche Gewandtheit zu siegen hoffen. Dieser Muth, welcher nicht selten mit einer wahren Betäubung des Gemüths verbunden ist, — oder wol gar aus ihr hervorgehet, — wirkt immer nur blindlings, wie bey dem gereizten Thiere; der Mensch hat sich dann nicht mehr in seiner Gewalt, der Sturm in seinem Innern reißt ihn zu erstaunlichen Handlungen und oft zu fürchterlichen Verbrechen hin. Er weiß kaum mehr, was er denkt und was er thut, und greift unwillkürlich zu den Waffen. — Von dieser instinctartigen Aeußerung des Muths erzählt man von dem nordischen Helden Carl XII. eine besondere Anecdote. — Als ihn bey Friedrichshall die mörderische Kugel traf, griff er in dem nähmlichen Augenblicke nach seinem Schwerdte, — als ob er sich gleichsam gegen den Angriff des Todes vertheidigen wollte.

Eben deswegen legt der Menschenbeobachter keinen besondern innern Werth auf den Muth gegeneinander kämpfender Heere, — ob ihm gleich seine äußere Wichtigkeit, — den Sieg zu erringen und für seine Freyheit zu fechten, nicht abgesprochen werden darf. Der Muth

auf dem Schlachtfelde, besonders des gemeinen Soldaten, wird nicht sowohl durch höhere Motive — [z. B. durch das Interesse für's Vaterland und die gerechte Sache], sondern durch das tobende Waffengeräusch, durch das Getümmel der eindringenden Menge, durch die Pantomimen des aufglühenden Zorns, selbst durch den widerlichen Pulverdampf und durch das, was man sympathetische Wuth nennen könnte, — hervorgebracht. Man befindet sich in einer blinden Nothwehr, — und die mit einander Streitenden gleichen oft nur einer Schaar im Kampf begriffener Thiere, wo eins das andere zu morden denkt, damit es selbst nicht gemordet werde. Der Muth ist in solchen Fällen sogar oft eine Gattung verzweifelnder Raserey, die sich ihre innere Furchtsamkeit nicht gestehen will, — und froh ist, — wenn sie sich nur selbst betäuben kann; — eine Art Blutdurst, die oft schon selbst in die Reihen der Freunde einbrach, und erst durch die schrecklichsten Beweise ihres mörderischen Irrthums aufgehalten werden konnte. — Indeß haben es die größten Helden selbst eingestanden, daß sie nicht selten vor der

Schlacht von einer schauerlichen Furchtsamkeit überfallen wurden, und daß erst im wirklichen Kampfe ihre ganze Herzhaftigkeit aus dem Hintergrunde des Gemüths hervorgetreten sey. Die Ehre des Sieges kann überhaupt eigentlich nur durch die guten Folgen desselben, — seltener durch den blinden Muth auf dem Schlachtfelde, ehrenvoll werden.

Dieser betäubende physische Muth — ist bisweilen von Erscheinungen begleitet, die man sich nicht anders, als durch einen Schwindel des Gefühls erklären kann, worin der Mensch gleichsam wie ein Halbrasender zu einer unnatürlichen Entschlossenheit hingerissen wird. Wir rechnen hieher 1) die bey vielen wirklich beobachtete Mordlust, — und 2) das sonderbare Gelüste Einiger, sich unaufgefordert in gewisse Lebensgefahren zu stürzen. Wir verstehen hier unter der Mordlust nicht jenes schreckliche Ding, — was man bey wilden Nationen und einzelnen Verbrechern — Blutdurst genannt hat, sondern die wol eben so schreckliche Anregung des Gemüths, — den Feind zu vertilgen, damit man die Stärke seines Armes zeige, und

durch die Proben eines überlegenen Muthes triumphire. Den Ausbruch dieser Mordluſt, — die ſich, um Muth zu heißen, kaum ſättigen kann, ſieht man auf dem Schlachtfelde in den gräßlichſten Formen, auch da, wo das Morden keinen Zweck mehr haben kann; — man ſieht ihn im hitzigen Zweykampfe, — wo der ſiegende Gegner mit der erhaltenen Satisfaction zufrieden ſeyn könnte, anſtatt daß er dem Gegner ſogar den Todesſtreich zu verſetzen ſucht; man ſieht ihn beym Nachſetzen des fliehenden Feindes, und in einer gräßlichen und brutalen Erbitterung, dem wehrloſen Feinde keinen Pardon zu geben, ſo — wie mehrmahls wehrloſe Franzoſen, die ſich verkrochen hatten, von unmenſchlichen deutſchen Officieren, im Revolutionskriege, mit den Bajonetten jämmerlich erſtochen wurden.

Die andere Erſcheinung des Schwindelmuths, — das heimliche Gelüſte, ſich unaufgefordert in Lebensgefahren zu ſtürzen, iſt noch ſonderbarer, da hier der Muth nicht, wie dort, zugleich von der Rache angeſpornt wird. Sehr viele Menſchen haben nähmlich die Erfahrung mit einander gemein, ſich von der Höhe

eines Thurms, eines Felsen, eines hohen Ufers, oder sogar in das Gerenne einer Mühle herabstürzen zu wollen, — ohne von diesem Gelüste irgend eine Ursache angeben zu können. Ich habe Männer gekannt, die sich in solchen Lagen an irgend einen Gegenstand fest anzuhalten pflegten, um nicht vielleicht den Salto mortale zu wagen; — und erinnere mich aus meiner Jugend sehr lebhaft — eines ähnlichen Muthgefühls. Man sieht die Gefahr vor Augen, — kann sie meiden, und will doch das fürchterliche Wagstück unternehmen; — welch eine sonderbare Stimmung in dem innern Wesen unserer Entschlossenheit! und doch ist sie vorhanden. Das Gemüth schaudert hier vor der Gefahr, indem es sich dieselbe als etwas Wirkliches denkt, — aber zugleich hat man ein Vorgefühl der Freude, wenn man sie glücklich überstände, und dieß macht das Wagstück in der Vorstellung angenehm. Man möchte nun aus fröhlicher Neugierde die Größe des Muths in sich selbst erproben, und das Idealische der Gefahr flößt uns eine Herzhaftigkeit ein, die aber auch nur idealisch ist *).

*) Der englische Weltweise, Eduard Search,

b) Die Tollkühnheit kann eben so wenig zur höhern Natur des Muthes gerechnet werden, da sie ohne Ueberlegung und Besonnenheit, wiederum nur blindlings, in die Gefahr stürzt, und sich jede Mittel zum Zwecke, — auch wol die lächerlichsten und unrechtlichsten, erlaubt. — Schon in ihrer ersten Sylbe liegt die Andeutung, daß diese Art der Kühnheit nicht recht klug ist, — und daß sie kein Vernünftiger ausüben und achten wird, — ob sie gleich, wenn ihr Erfolg segensreich war, nicht selten die größten Lobsprüche erhielt. Sie ist vornehmlich jungen raschen Gemüthern eigen, die, aus Mangel an Erfahrung und aus einem übermäßigen Vertrauen zu sich selbst, — oder auch wol aus einem brausenden Ehrgeiz, die Ge-

---

kannte einen Mann von Kopf und Gefühl, welcher sich einst ein Bedenken machte, — eine Banknote in die Hand zu nehmen, aus Furcht, er möchte sie ins Feuer werfen, — einen andern, welcher nicht nahe an einen Abgrund treten wollte, weil er eine Neigung zum Hinabstürzen in sich befürchtete. [Das Licht der Natur. 1r Theil, 2r Bd. S. 345. Götting. 1772.]

fahren nicht achten, sondern wol gar durch deren Größe nur noch mehr angeflammt und gleichsam zu einem falschen Heldenmutye begeistert werden. Zu Wagstücken im Kriege, — zum Sturmlaufen, zum ersten Angriff, zu Spionen sind junge Leute immer brauchbarer, als ältere, — und die Veteranen haben daher in den Schlachten nicht immer Wunder gethan.

Kant nennt denjenigen tollkühn, der sich, bey sichtbarer Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, in die größte Gefahr stürzt, wie Carl XII. bey Bender. Mich dünkt, daß weder die Bezeichnung des Tollkühnen überhaupt, — noch der hier bezeichnete Carl XII. richtig getroffen ist. Die sichtbare Unmöglichkeit, seinen Zweck zu erreichen, siehet nur der ruhige Zuschauer, und zittert für das Leben des Unbesonnenen, der dem Tode entgegenstürzt. Der Tollkühne hingegen wagt nichts ohne Hoffnung eines glücklichen Ausganges — und ohne Vertrauen auf das Glück selbst, welches oft die größten Waghälse mit seinen Begünstigungen belohnt. Die Hoffnung ist die ewige Gefährtin jedes Muthigen, und ohne

sie, — sie mag nun wahr oder nur erdichtet seyn, würde nichts Großes unternommen werden *). Was endlich den erstaunlichsten Verwegenen, den die neuere Geschichte nennt, Carl XII., betrifft, so fehlte diesem so wenig die Hoffnung, — daß er vielmehr unter ihrem Einflusse seinen Muth nie aufgeben konnte. — Bey tausend Gelegenheiten hatte eben dieser Muth sich glänzende Lorbeeren errungen; — er hatte die beginnende Majestät des russischen Staats auf einige Zeit in die Vergessenheit zurückgeschleudert; — er fing an, die Kronen der Könige und Fürsten, — wie goldene Dosen, zu verschenken; sein Nahme blieb auch in seinem Unglück den Nationen furchtbar; — der gebundene Löwe — blieb immer noch Löwe, und drohete, wenn seine Fesseln gelöst würden, mit neuen Heldenthaten. Seine Selbstvertheidigung in dem brennenden

---

*) Besser, als in Kants Anthropologie, wird daher der Tollkühne in der Ethik des Aristoteles [von Garve, 2r Band, S. 54] als ein solcher beschrieben: „welcher durch ein zu großes Vertrauen, der Gefahr zu entgehen, ausschweift."

Hauſe zu Bender war daher mehr eine ſchein-
bare, als wirkliche Tollkühnheit; — er wußte
es recht gut, — daß er, als ein dem Intereſſe
der Ottomanniſchen Pforte ſo unendlich wichtiger
Mann, nicht der Gefangene derſelben bleiben
würde.

Oft ſcheint auch der nur tollkühn zu ſeyn,
der es nicht iſt, weil ihm zur Ausführung ſei-
nes Muths uns unbekannte Mittel und Ge-
ſchicklichkeiten zu Dienſte ſtehen. Wir ſchau-
dern bey den halsbrechenden Wendungen und
Sprüngen eines Aequilibriſten, während er ſelbſt
ſein gefährliches Spiel mit lachendem Muthe
treibt und uns durch das Steigern ſeiner Kunſt
immer neuen Beyfall abzulocken ſucht. So
ſcheint uns der Luftſchiffer unter allen Toll-
kühnen der Tollkühnſte zu ſeyn, wenn er ſich
mehrere tauſend Ruthen aus den Wolken zur
Erde herabſtürzt, da ihn doch ſein Luftſchiff faſt
ſicherer, als den Matroſen das ſeinige trägt.
Ja, es giebt ſogar eine Tollkühnheit, welche
mit den Gefahren — ſpielt, und in ſofern ſie
gleichſam darüber eine privilegirte Macht zu be-

haupten meint, die seltsamsten Wagstücke übernimmt. Hiervon nur folgendes Beyspiel.

„Zwey junge Herren von Adel, beyde in den Kriegsdiensten einer deutschen Macht, — hatten die engste und zärtlichste Freundschaft unter sich errichtet, — und dieses Seelenband wurde durch einen gleichen Geschmack an den schönen Wissenschaften und der Philosophie nur noch fester zusammengezogen. Verläugnung körperlicher Schmerzen, so schreibt der eine dieser jungen Wagehälse, und ein unerschütterlicher Muth waren die Vollkommenheiten, wornach wir vorzüglich strebten, und es gelang uns, durch wiederholte Versuche unsere Nerven auf eine Art zu stärken, wovon ich die glücklichen Folgen oft nachher, bey unvermutheten Gefahren, empfunden habe. Die Mittel, die wir anwandten, um diesen Zweck zu erreichen, waren nicht so empfehlungswürdig. So wetteten wir z. B., die Mündung eines geladenen Pistols in den Mund zu nehmen, und den Hahn zwanzigmahl zu spannen und in Ruhe zu setzen, — ja, sogar zwischen einer feuern-

den Batterie und dem Ziele wechsels-

weise hindurchzusprengen" *). — So wagt der unglückliche Spieler tollkühn einen Wurf nach dem andern, bis ihm nichts mehr, als der Strick — zu seinem Selbstmorde übrig bleibt; und so stürzte sich der irrende Ritter in fast unüberwindliche Gefahren, um von der ganzen verständigen Welt verlacht zu werden. [Ueber die Tollkühnheit eines französischen Edelmanns von Breaute, der in holländischen Diensten stand, lese man den Artikel gleiches Nahmens in Bayle nach.]

c) Eben so wenig kann der ein muthiger Mann genannt werden, welcher nur momentane Zuckungen jenes mächtigen Gefühls in sich wahrnimmt, und, wenn die animalischen Reize dazu aufhören, — wol gar in eine furchtsame und kindische Poltronerie zurücksinkt. Hierher gehört die ungestüme und lärmende Bravour, welche durch die Berauschung hervorgehet, — mit dieser

---

*) Denkwürdigkeiten zur Bereicherung der Erfahrungsseelenlehre und Charakterkunde. 1ste Sammlung. Halle 1794. S. 55; von C. F. Pockels.

aber auch wieder verschwindet. Denn hier ist keine originelle Willensstärke, — kein positiv-wirkender Muth, sondern nur eine gewaltsame Anstrengung der Leidenschaft vorhanden, die auch in den feigsten Memmen, durch das Hinzukommen eines erhitzenden Stoffes, hervorgebracht werden kann. Die meisten Trunkenen sind in diesem Zustande brav, und es ist der Klugheit gemäß, ihnen bey Zeiten ihre Waffen zu nehmen, wenn sie nicht sich und andere unglücklich machen sollen. Aber, wenn der Rausch ausgeschlafen ist, — bitten sie wegen ihres tumultuarischen Wesens um Verzeihung, — oder stellen sich zu der versprochenen Satisfaction — nicht ein.

Es giebt sehr viele Männer, die sich durch jene Stärkungsmittel gleichsam zur Bravour begeistern müssen, wenn sie etwas wagen, — oder eine Gefahr bestehen sollen, — und tausend Delinquenten würden ohne diese Begeisterung durch starke Getränke ihren Heroismus und Glaubensmuth auf dem Blutgerüste wenig gezeigt haben. — In den neuern Zeiten hat man sogar die glänzenden Siege der Franzosen dem Gebrauche berauschender Getränke zuschreiben wollen, —

um hierdurch einen Schatten auf den Waffenruhm dieses Volks zu werfen. — Wenn aber die Franzosen durch jene Zaubermittel sich wirklich einen ungewöhnlichen Muth anelectrisirt haben, so könnte man billig fragen: warum die deutschen Heere sich nicht eben jener Methode, zu siegen, bedienen, und lieber nüchtern — von Betrunkenen besiegt seyn wollten. Indeß ist diese Erfindung, dem Soldaten Muth einzuflößen, nichts Neues, sondern schon in ältern Zeiten von den größten Feldherren benutzt worden. Der Essig, womit Hannibal die glühenden Alpenfelsen zersprengte, — kann scherzhaft durch ein Berauschungsmittel erklärt werden, wodurch er seine Carthaginenser zur Ueberwindung der größten Gefahren zu beleben wußte, — und alle Schwierigkeiten, die man jener erstaunlichen Fabel entgegensetzte, erhalten hierdurch auf einmahl ihre — Abfertigung. — Die Türken geben ihren in die Schlacht eilenden Muselmännern betäubenden Opium, und nennen ihre Braven — Tolle. Der englische Soldat geht selten, ohne eine Ladung von Spirituosis zu sich genommen zu haben, aufs Schlachtfeld, und die

englischen Parlamentsredner schöpfen aus dem nähmlichen Quell oft den Strom ihrer patriotischen Svade. Eben so sah man mehrmahls die wüthigen pariser Freyheitsredner aus den Liqueurbuden nach den Tribünen taumeln, — und dort ihre Rasereyen auf eine ekelhaft-stürmische Art verkünden.

d) Der blinde und fanatische Muth des Schwärmers, des Religiösen und Andächtlers gehört gleichfalls zu den niedern Stufen der Gemüthskraft, weil er nicht aus persönlicher Selbststärke, sondern ganz mechanisch und blindlings aus dem einmahl angenommenen Glaubenssysteme hervorgeht, — und durch keine Vorstellungen der Vernunft geleitet wird. — Vielleicht dürfte man ihn wol überhaupt nicht einmahl — persönlichen Muth nennen, da der Fanatiker nie durch eigene Kraft die Gefahren zu überwinden glaubt, sondern seine vorgebliche Heldenstärke [die oft nur ein Eigensinn des Irrthums ist] einem ganz andern übermenschlichen Princip der göttlichen Gnade zuschreibt. Er mag es sich selbst nicht einmahl gestehen, — daß sein armer,

schwacher, sündiger Wille etwas vermag; — aber eben darum ist sein Heroismus oft von der erstaunlichsten und seltensten Art, weil die in ihm wohnende vermeintliche Wunderkraft den Muth zu den größten Opfern und Erduldungen hinaufspannen kann. Ein Mensch, der den Tod nicht blos in stoischen Tiraden, sondern wirklich verachtet, und ihm getrost entgeneilt, — wird in den Augen aller Lebendigen schon als ein kraftvoller Mann erscheinen, — noch mehr aber dann, wenn er ihm mit einer Art von Frohsinn und Freudigkeit entgegengeht, und so alle Schauder der Natur vor dem Hinscheiden aus einer sichtbaren Welt überwunden zu haben scheint. Die Märterer der Christen eilten gemeiniglich mit fröhlichen Gesängen und Danksagungen an die Gottheit, — mit einer Art von begeisterter Oration, ihren Todesqualen entgegen, und ermunterten oft ihre Henker, die Qualen nur noch schmerzlicher zu machen, die sie für ihren heiligen Glauben erdulden müßten. Der Tod sey in ihren Augen ein leeres Nichts. Den Glaubensmuth des Christen könne kein Schmerz in der Welt zerstören, und alle Könige

der Erde wären viel zu ohnmächtig, einen einzigen Rechtgläubigen zum Wiederrufe zu zwingen. Die Verfolger selbst erstaunten über diesen Heldengeist des Religionsmuthes, der in so vielen Menschen, ohne eigene Seelengröße, wohnte, und durch einen glühenden Egoismus des geistlichen Stolzes — Wunder zu verrichten schien.

Die politische Schwärmerey kann einen ähnlichen Heldenmuth hervorbringen, wenn ein ganzes Volk dazu electrisirt wird. Der einzelne Mensch wird sich hier freylich nicht so leicht, wie der Religionsschwärmer, für seine Meinungen hinrichten lassen, weil diesem das Zauberbild himmlischer Belohnungen winkt; allein bricht der politische Schwindel in einem ganzen Volke aus, so kann er die kühnsten Plane und Handlungen veranlassen, und wol gar den weichlichen Charakter des Volks in einen rohen Geist der Tapferkeit umbilden. Alsdann entsteht eine Art von Contagion des Muths, der sich, wie ein passe parole, von einem Orte zum andern ausbreitet, bis alles zu einem allgemeinen Tumulte und einem allgemeinen Unternehmungsgeiste reif ist.

Der Muth der Nation ist alsdann keiner Einsprache der Vernunft mehr fähig, sondern stürzt sich, wie ein gewaltiger Einbruch des Meers, durch's ganze Land, und nimmt sich selbst seine Freyheit, — indem er für die Freyheit kämpft. So zeigten sich die Franzosen, in dem Taumel einer eingebildeten Freyheit und Gleichheit, als die tapferste Nation der Erde, und ließen die Wunder ihres Meinungskrieges in den Jahrbüchern der Geschichte aufzeichnen. Europa zitterte vor diesen armseligen Sansculotten, die dem politischen Weltall eine andere Form zu geben droheten, — und erstaunte, daß gemeine Bürger große Kriegesheere anführen, — und so gewaltig siegen konnten. Der Menschenforscher, welcher die Natur dieses Schwindelmuthes untersuchte, und dem der Nichtbestand einer solchen Freyheit klar vor der Seele schwebte, sah es voraus, daß eben dieser Muth, — als ein blindes Princip der bloßen Leidenschaftlichkeit, nicht immer bestehen, — und in einer schlaffen Nachgiebigkeit untergehen werde, sobald ein kühnes und glückliches Genie die monarchische Regierung wieder hervorrufen wollte.

Eben darum erblickt man bey allen Volkstumulten und öffentlichen Rebellionen von kleinerer Art fast immer mehr blinde Verwegenheit, als wirklich starken und festen Männermuth, der durch die kleinsten Veranlassungen geweckt, aber auch durch eben solche Kleinigkeiten wieder ausgelöscht werden kann. Der Muth des Stadt-Pöbels ist daher gemeiniglich [wenn er nicht schon national und republikanisch geworden, also noch keinen imponirenden Charakter angenommen hatte] erloschen, sobald er sich ausgeschrien hat, oder ein Mann von Bedeutung ihm die traurigen Folgen des Aufruhrs vorstellt. Allenfalls deckt ein tumultuarischer Pöbel in London einem verhaßten Minister oder Kaufmanne das Dach über dem Kopfe ab, oder wirft dem Sonderling, der bey einem Volksfeste nicht illuminiren will, die Fenster ein; — aber viel weiter gehen alle diese Ausbrüche des Pöbelmuthes nicht. Eine dumpfe Stille folgt dann gemeiniglich auf die lärmende Explosion; — die Rädelsführer bitten um Verzeihung, und lassen sich geduldiger tyrannisiren, als vorher. Die furchtbare Stürmung der Bastille wäre am Ende

doch nichts gewesen, wenn nicht tausend andere Grundursachen den Ausbruch eines weit größern Feuers schrecklich genug vorbereitet hätten.

Noch viel weniger darf man die Aufruhrprediger, und die Verfasser aufrührischer Schriften für wahrhaft muthige Männer halten. Grade diese sind, bey Lichte besehen, gemeiniglich die elendesten Poltrons, und ihr ganzer Heldenmuth besteht in — dunstigen Worten. Kein Mensch ist auch leichter zum Wiederruf zu bringen, als diese Leute, und ein muthiger Grenadier wirft mit einem Blick — diesen papiernen Heroismus nieder. — Und doch muß man billig erstaunen, daß man einem solchen leichten und verächtlichen Boden das gewaltige Aufkeimen und Fortschreiten der Revolution zuschreiben, und die neuere Tapferkeit der Franzosen sogar aus dem Rousseau und Voltaire erklären wollte. Die Bücher haben jenes blutige Ungeheuer so wenig hervorgebracht, als es das Gesumse der Mücken hervorbringen konnte. Die hundert tausend Revolutionsschriften haben den Müßiggängern in Frankreich zum Zeitvertreibe, und den Emigrirten zu einem

leeren Schrecken gedient; aber die Armeen würden, ohne alle diese literarischen Gasconaden, doch ihre großen Siege erfochten haben. — Griechenland und Rom, das von revolutionairen Leihebibliotheken, und — von Rousseau und Voltaire kein Wort wußte, — zeigte auch schon, wie man, um sein Vaterland zu vertheidigen, siegen oder sterben müsse. —

e) Endlich kann die wirkliche Unempfindlichkeit, und selbst die Geduld nicht zu dem höhern Adel des männlichen Muthes gerechnet werden, — weil sie beyde seine Negation in sich schließen. Die Unempfindlichkeit kann keinen moralischen Selbstwerth haben, da sie nicht einmal pathologisch etwas taugt, — nichts fühlt, — wol gar nicht einmal etwas denkt, keinen Widerstand durch freye Entschließung äußert, nichts, als ihr todtes Phlegma den Gefahren entgegenstellt, und da, wo sie einmal von der Herzhaftigkeit angefeuert wird, leicht in Grausamkeit ausarten kann. Es giebt Unempfindliche, die in den größten Stürmen des Lebens einen heitern Muth zeigen und felsenfest stehen, wenn alles um sie

her zagt und zittert; allein sie verhalten sich nicht viel besser, wie das Thier auf der Schlachtbank, und ihr scheinbarer Muth ist nichts, als natürliche Kälte des Gefühls, oder wol gar sich anraisonnirte Gefühllosigkeit, die, aus Bizarrerie, alles Entgegenstreben gegen die Gefahr aufgiebt und verlacht.

Der Geduldige kann gleichfalls eigentlich nicht muthig genannt werden; seine Ruhe ist nicht Herzhaftigkeit, weil sie die Gefahr oder den Druck eines Leidens nicht selbstthätig von sich abzuwälzen sucht, sondern wol gar scheu und feige nachgiebt, — da, wo er handeln sollte und könnte. Weil die Geduld das Leiden eigentlich nur durch die Länge der Zeit unmerklich zu machen sucht; so ist sie als etwas Andauerndes zwar immer eine Kraft des Gemüths, welche in einzelnen Fällen hohe Achtung verdient; aber doch eigentlich nur eine **Vis inertiae**, — dagegen der Muth eine wirkliche Schnellkraft der Seele genannt werden könnte. Die Geduld ist eben darum immer mehr das Erbtheil weicher und nachgebender Gemüther gewesen, und die Natur hat sie dem schwächern Ge-

schlechte zu einer Schadloshaltung seines mangelnden Muthes, als kein geringes Kleinod, verliehen. Ja, sie erscheint uns in diesem Geschlechte sogar als etwas Heroisches, weil wir die ruhige Beharrlichkeit des Schwächern im Leiden für eine gewisse Erhabenheit und Selbstständigkeit des Gemüths zu halten geneigt sind. — Der geduldige Mann hingegen, welcher mit sich machen läßt, was wir wollen, — welcher keine Reaction zeigt, sondern, worin sich die Schläge des Schicksals gleichsam wie die Blitze in einem Sumpfe verlieren, — ist in unsern Augen meisten Theils ein verächtliches Ding, wenigstens ein Lastthier, das sich mechanisch beladen läßt, und von dem wir unmöglich etwas Großes und Kräftiges erwarten können. Es giebt Menschen dieser Art, welche gleichsam in die Rechte des Himmels einzugreifen glauben, wenn sie die ihnen vermeintlich zugetheilten Gefahren von sich abwehren, und sich gegen das Fatum selbst entrüsten wollten, — wie die Thoren, welche aus eben diesem Glauben ihre Gebäude lieber vom Blitze zerstören, als mit Ableitern versehen lassen, — oder wie jene Indianer

in Amerika, die, wenn sie umzingelt werden, ihre Waffen wegwerfen, und, ohne um Pardon zu bitten, sich ruhig dem Tode überliefern. Es giebt sogar Menschen, die darin etwas suchen, — nichts gegen die drohende Gefahr zu wagen, und sich das Ansehen eines unerschütterlichen und weit hinaussehenden Gemüths zu geben; aber man kann ziemlich sicher annehmen, daß hinter dieser affectirten Gleichgültigkeit meisten Theils ein kleinlicher und verzagter Sinn steckt, der sich ungeschickt zum Angriffe fühlt, und sich darum lieber gar nicht in's Feld wagt. Die muthig scheinende Maxime: ich will es darauf ankommen lassen, — also — ich will das Ding geduldig und unthätig abwarten, ist daher nie die Handlungsregel starker Geister gewesen, und kein Muth ist wol verdächtiger, als der, welcher sich einen überlegenen Feind zu nahe kommen läßt. — Aber alsdann geht die Geduld in einen wahren Heroismus über, wenn sie unabänderliche Leiden und Stürme des Lebens mit ernster und großer Fassung trägt, — sich gleichsam in ihrer heldenkühnen Selbstbesonnenheit über das Schicksal erhebt, mit Groß-

muth die einstürmenden Thorheiten und Gebrechen der Menschen duldet, auch bey den reitzendsten Anlockungen, der Wahrheit und Tugend ungetreu zu werden, fest steht, die trübe Gegenwart nicht fürchtet, vor der noch dunklern Zukunft nicht zittert, und in ihren verworrensten Labyrinthen einer lichtvollen Entwickelung ihrer harten Prüfungen entgegenblickt.

Der wahre Muth.

Nach diesen negativen Kennzeichen, worin der echte Muth nicht besteht, und nicht bestehen kann, können wir desto leichter zur Schilderung seiner wahren Natur übergehen, zu welchem Ende wir zur logischen Bestimmung seiner verschiedenen Arten folgende Definitionen, als eine tabellarische Uebersicht derselben, voranschicken wollen.

„Die Fassung des Gemüths, die Gefahr mit Ueberlegung zu übernehmen, ist der Muth."

„Die Stärke des innern Sinnes, nicht leicht wodurch in Furcht gesetzt zu werden, ist Unerschrockenheit.“

„Der Mangel des Muths ist Feigheit, der Mangel der Unerschrockenheit ist Schüchternheit.“

„Herzhaft ist der, welcher nicht erschrickt. Muth hat der, welcher mit Ueberlegung der Gefahr nicht weicht.“

„Tapfer ist der, dessen Muth in Gefahren anhaltend ist. Wagehalsig ist der Leichtsinnige, der sich in Gefahren wagt, weil er sie nicht kennt.“

„Kühn ist der, welcher sie wagt, ob er sie gleich kennt. Tollkühn, der etwas auf Tod und Leben wagt.“

„Erschrockenheit ist nicht eine habituelle Beschaffenheit, leicht in Furcht zu gerathen, denn diese heißt Schüchternheit; sondern blos ein Zustand und zufällige Disposition [mehren Theils blos von körperlichen Ursachen abhängend], sich gegen eine plötzlich aufstoßende Gefahr nicht gefaßt genug

zu fühlen. — Einem Feldherrn, der im Schlafrock ist, indem ihm die unerwartete Annäherung des Feindes angekündigt wird, kann wol das Blut einen Augenblick in den Herzkammern stocken, und an einem gewissen General bemerkte sein Arzt, daß, wenn er Säure im Magen hatte, der sonst brave Mann kleinmüthig und schüchtern war."

„Herzhaftigkeit aber ist blos Temperamentseigenschaft. Der Muth dagegen beruhet auf Grundsätzen — und ist eine Tugend; die Vernunft reicht dem entschlossenen Manne alsdann Stärke, die ihm die Natur bisweilen versagt;" dagegen sich die wahre Herzhaftigkeit Keiner geben kann.

„Der Muth als Affect [mithin einerseits zur Sinnlichkeit gehörend] kann aber auch durch Vernunft erweckt, und so wahre Tapferkeit und Tugendstärke seyn. Sich durch Sticheleyen und mit Witz geschärfte, ebendadurch aber nur desto gefährlichere Verhöhnungen dessen, was ehrwürdig ist, nicht abschrecken zu lassen, sondern seinen Gang standhaft zu verfolgen, ist ein moralischer

Muth, den mancher nicht besitzt, welcher sich in der Feldschlacht und im Duell als einen Braven zeigt. Es gehört nähmlich zur Entschlossenheit etwas, was die Pflicht gebiethet, selbst auf die Gefahr der Verspottung von Andern zu wagen, sogar ein hoher Grad von Muth, weil Ehrliebe die beständige Begleiterin der Tugend ist, und der wider die Gewalt hinreichend Gefaßte doch der Verhöhnung sich selten gewachsen fühlt, wenn man ihm diesen Anspruch auf Ehre mit Hohnlachen verweigert." *)

Der wahre Muth, die aus sich selbst hervorgehende Willensstärke, nicht blos furchtlos zu scheinen, sondern es auch wirklich zu seyn, ist eine der achtungswürdigsten Grundzüge des männlichen Charakters, und gleichsam der Lebensgeist und die Nervenkraft seiner Seele. Von dieser innern Selbststärke gestählt und durchdrungen, geht der Krieger mit hoher

---

*) J. Kants Anthropologie. 2te Auflage. S. 210.

Unerschrockenheit den Gefahren des Todes entgegen, ersteigt fürchterliche Mauern und Felsen, erträgt in Begründung seiner Siege Hunger und Durst, wirft sich zum Angriff in die Fluthen, und erwartet dort heldenkühn seine schreckliche Bewillkommung aus dem Donner des Geschützes, — oder, er wagt sich auch wol gar mit seinem Häuflein gegen Hunderttausende, und spricht mit dem unsterblichen Leonidas zu seinen Helden: „kommt, meine Freunde, laßt uns hier noch ein fröhliches Mittagsmahl nehmen, denn diesen Abend werden wir in der Unterwelt speisen," und frohlockend und geistesstark umarmen sich die Tapfern auf dem Hingange zum Tode. — So durchbrach auf einem andern Wege der Seelenstärke, aber mit gleicher Entschlossenheit, zu siegen oder zu sterben, Luther's hoher Geist die Ketten der Finsterniß und der Pfaffentyranney, womit seit Jahrhunderten das Pabstthum die Freyheit des Menschen gefesselt hatte, — und so, durch den Glauben an sich selbst und an seine gerechte Sache, fertigte er auf der schrecklichen Reise nach Worms, wo er das Schicksal eines Huß erwarten konnte,

sein muthiges Heldenlied: „Eine feste Burg ist unser Gott.“) So, durch sich selbst stark, durchirrte der unerschrockene Columbus monatelang einen unbekannten Ocean, ohne den festen Sinn des Helden zu verlieren, als ihn seine Untergebene, des gefährlichen Länderſuchens müde, mit dem Tode bedroheten, und hiermit allen seinen großen Entwürfen selbst den Todesstreich versetzen wollten.

So, in sich selbst und auf sich selbst gegründet, ging Friedrich der Große seine erstaunliche Heldenbahn sein ganzes Leben hindurch, und in den gefährlichsten Kriegen, da sich gleichsam alle Giganten Europa's gegen den Einzigen verbündet hatten; — und blieb durch eben diesen Muth so in dem unendlichen Raume — der Geschichte als Held und Sieger stehen. Alle die, welche diesen großen Mann persönlich kannten, und vornehmlich die, welche ihn so oft auf die Schlachtfelder begleiteten, haben ihn den Bravsten seiner Heere genannt, und seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in den allerbedenklichsten Crisen der Gefahr nicht genug bewundern können. Nach Jahrtausenden wird

man noch den Heldenbrief mit frohem Erstaunen lesen, welchen Friedrich der Große kurz vor der entsetzlichen Schlacht bey Torgau an einen seiner gelehrten Freunde, an den Marquis d'Argens, schrieb. Hier sind die Grundzüge dieser ewig denkwürdigen Epistel, — aus welcher der Geist eines Mannes spricht, der lieber sterben, als einen unrühmlichen Frieden unterzeichnen will. — „Ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Ich werde den Augenblick nie sehen, der mich zu einem nachtheiligen Frieden nöthigen könnte. Es giebt keine Ueberredungen, keine Beredsamkeit, die mich dahin bringen könnte, meine Schande zu unterzeichnen. — Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschick noch zu süß erscheinen sollte, meinem Unglück ein Ende zu machen wissen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach meiner innern Ueberzeugung und nach dem Gefühle von Ehre eingerichtet, welches alle meine Schritte leitet, und immer leiten wird. — Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, mein reiferes Alter dem Vaterlande gewidmet hatte, glaube

ich nun, mit Recht über mein Alter gebiethen zu können. Ich sagte es, — und wiederhole es: nie werde ich einen entehrenden Frieden unterschreiben. Auch diesen Feldzug werde ich mit fester Entschlossenheit, alles zu wagen, — endigen! ich werde zur Erreichung meiner Plane die kühnsten Dinge unternehmen, — oder einen ehrenvollen Tod sterben." [Correspondance entre Frédéric II. et le Marquis d'Argens. Tom. I. p. 218. Königsberg 1798.]

In eben diesem Heldentone, den nur der große und selbständige Geist reden kann, schrieb Friedrich nach dem entsetzlichen Verluste von Schweidnitz im Herbst 1761: „Vaterland! geliebter Nahme! bey deinem Kummer weihet und opfert dir mein traurendes Herz den matten Lebensstrahl eines unglücklichen Daseyns. Fern von unnützen Sorgen, stürze ich mich in gefahrdrohende Gefilde; die Tugend belebt mich, ein neuer Tag leuchtet mir. Rächen will ich den Staat, mindern sein Elend; vergessen will ich meine Sorgen, um nur zu denken an ihn; die Kraft meiner Arme sey ihm eine feste Stütze. Trotz seiner Neigung muß man in den Fluthen

schwimmen, sterben für's Vaterland, oder seine Erwartung erfüllen." — Vor der Bataille bey Lissa oder Leuthen stellte man dem Könige vor: daß die feindliche Armee noch einmahl so stark wäre, als die seinige. „Ich weiß es, antwortete der große Mann: aber es bleibt mir kein anderer Ausweg mehr, als — zu siegen oder umzukommen. Ich werde sie angreifen, und wenn sie auf dem Breslauer Glockenthurme hingen."

Vor der höchstbedenklichen Rosbacher Schlacht, — die, nach der Meinung stolzer und übermüthiger Feinde, die Königswürde des großen Helden vertilgen, und ihn für seine vorigen Siege fürchterlich bestrafen sollte, redete er seine Braven mit einer Seelenstärke an, die in den Jahrbüchern der Geschichte unvergeßlich bleiben wird. „Die Stunde ist gekommen, meine Freunde, da alles, was uns theuer seyn sollte und theuer ist, von unsern Waffen und unserm Verhalten abhängt. Die Zeit vergönnt mir nur wenig Worte, und es wäre unnöthig, viel zu sagen. — Ihr wißt, daß keine Beschwerde, kein Hunger, keine Kälte, kein Wachen, keine

Gefahr so groß gewesen ist, die ich bisher nicht mit euch getheilt hätte; und ihr sehet mich jetzt bereit, mein Leben mit und für euch dahinzugeben. Alles, was ich von euch verlange, ist das nähmliche Pfand der Liebe und Treue, welches ich euch selbst gebe. — Nun haltet euch brav, und vertrauet Gott!" Die Wirkung dieser heroisch-väterlichen Anrede läßt sich nicht beschreiben. Die Rührung brach in ein allgemeines Zujauchzen aus, und die Blicke und das Betragen der Soldaten waren bis zu einer Art von heroischer Raserey entflammt *).

So zeigte sich Friedrich, aus hohem Pflicht- und Ehrgefühl, in allen kritischen Lagen seines thatenreichen Lebens, — so, mit diesem felsenfesten und sich selbst schaffenden Männersinn, — mit dieser reifen Geistesstärke und dieser philosophischen Kaltblütigkeit, — ohne welche ihn seine zahllosen Feinde vernichtet hätten. Bisweilen erlag zwar dieser starke Sinn momentanen

---

*) Charakteristik Friedrichs des Zweyten. Berl. 1798. 3r Theil. S. 49 u. f.

— Besorgnissen, wenn ihm die Last seines gefahrvollen und von allen Seiten bedroheten Daseyns zu schwer wurde, wenn körperliche Leiden ihn von seiner großen Heldenbahn abzurufen schienen; allein kurz darauf stieg sein Muth wiederum himmelan, und verrichtete die erstaunlichsten Dinge. Die Geschichte seines Lebens könnte die Geschichte der Bravour genannt werden, — eine Bravour, die einer überdachten Maxime: so und nicht anders zu handeln, treu bleibt, wenn auch das Leben dabey untergehen sollte. Der König war bisweilen wirklich etwas zu tapfer, und stürzte sich in augenscheinliche Gefahren des Todes, — wo seine Krieger um und neben ihm von den mörderischen Kugeln niedergestreckt — und seine eigenen Pferde mehrmahls unter ihm getödtet wurden. In solchen Tod verkündenden Augenblicken sprach der König allemahl mit seinen Generalen, und zum Erstaunen des Kühnsten selbst, mit einer Fassung des Gemüths, und sogar oft in einer frohgelaunten Stimmung, die den Helden in seiner ganzen Größe zeigte, und den festen Glauben an sein Fatum in ihm verherrlichte. — So zeigte sich

Friedrich nicht nur da, — als ihn das jugendliche Feuer zu Thaten trieb, die er in den Biographien der größten Helden aller Jahrhunderte anstaunte, sondern auch da, als er schon seinen hohem Alter entgegenrückte, und in ihm die romantischen Ideen einer vollendeten Heldengröße nach und nach verglimmen mochten.

Aber auch schon in der frühern Jugend zeigten sich in ihm die mächtigen Talente zum großen Manne und zum Helden, ob sie gleich von seiner Oppositionspartey, an deren Spitze selbst sein Vater stand, nicht beobachtet und gekannt wurden. Seine hellsehenden und vertrauten Freunde, in deren Gegenwart sich das Genie des Jünglings frey und lebendig öffnen durfte, beurtheilten ihn ganz anders. Sehr früh hatte sich Friedrich die Bahn seines Ruhms selbst vorgezeichnet, — die Ehre war sein hohes Ziel, und er hat es auf die herrlichste Art erreicht. „Je crois, sagt Herr von Suhm in seiner Correspondance familière et amicale de Fréderic Second, — que sa plus grande passion est celles de la gloire, qu'il fait consister à agir toujours conformement à la plus exacte rai-

son et à écarter soigneusement de son esprit tous les préjugés.“ Suhm erzählt weiter: der junge Prinz habe wirklich einst die romantische Idee gefaßt: ein vollendeter Mensch zu werden. Suhm äußerte dagegen: daß dieses Ziel nur idealisch und unerreichbar sey. — „Die Sache verhält sich, erwiderte der Prinz, wie das Suchen des Steins der Weisen; — die, welche dieß thäten, fänden zwar den Stein nicht selbst, fänden aber auf ihrem Wege eine Menge guter und nützlicher Dinge, und schloß die Rede mit dem Voltairischen Verse: „Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier.“ So bescheiden dachte nachher der große Mann immer von sich selbst, und diese Bescheidenheit war auch — Seelengröße.

Der Muth und die von großen Hoffnungen beseelte Entschlossenheit des großen Mannes theilte sich auch seinen Heeren mit, und so verrichtete er durch sein erhabenes Beyspiel Wunderdinge, ohne daß er selbst immer gegenwärtig war. — Die Zuversicht zu einem edeln und selbstständigen Charakter ist in Gefahren so herzstärkend und wunderthätig, wie das Vertrauen des

Kranken zu einem achtbaren Arzte, wodurch schon tausend Menschen genesen sind. Das Bild der Größe und Standhaftigkeit bewirkt selbst in gemeinen Seelen eine Art von Stahlkur, die sich auf Generationen fortpflanzen, und einem ganzen Volke die Bildung zu einer ungewöhnlichen Selbststärke geben kann. Ja, es scheint sogar ein Bedürfniß der menschlichen Natur zu seyn, — daß sie sich da, wo sie ihre Schwäche fühlt, gern an etwas Großes und Unerschütterliches anlehnt, und dann gleichsam von dem Hauch einer übermenschlichen Kraft durchdrungen und gehoben wird. Mit einem Manne von wahrem Heldenmuthe geht das Heer fröhlich seinem Tode entgegen, wie wir dieß von Friedrichs Heeren wissen; es ist eine Ehre, mit ihm zu sterben, weil es eine Ehre ist, mit ihm zu siegen. Unter einem bangen und unentschlossenen Feldherrn hingegen sanken oft die bravsten Truppen in eine Feigheit und Unthätigkeit hinab, die man sonst gar nicht an ihnen kannte, — weil das Vertrauen zu dem Anführer erloschen war.

Ist nur dieser Hebel des Muths vorhanden —, gesetzt, daß der General auch nur mittel-

mäßige Talente besäße, so ist gewöhnlich der Sieg schon halb gewonnen. Der muthige Feldherr, welcher diese magische Kraft seines Beyspiels zur Electrisirung seiner Soldaten kennt, wird daher alles entfernen, was jenes Vertrauen zu seinem Muthe schwächen könnte. Er wird in den größten Gefahren keine Zaghaftigkeit blicken lassen; er wird sich immer gleich bleiben; er wird immer von seinen großen Hoffnungen reden, wenn er auch fast die Unmöglichkeit seiner Rettung vor sich sehen sollte. Er wird aber auch sein Heer vor den Anwandlungen einer periodischen Feigheit, wodurch bisweilen die tapfersten Armeen wie von einem bösen Geiste angesteckt werden, zu sichern wissen. Alexander besaß hierin einen ganz eigenen Kunstgriff, den sinkenden Muth seines Kriegsvolks wieder zu heben, und die schlimmen Vorbedeutungen, welche es sich erträumt hatte, — grade als Weissagungen bevorstehender Siege zu deuten. Der gemeine Mann kann durch die geringfügigsten Dinge muthlos, und eben so durch lächerliche Einbildungen beherzt gemacht werden. Daher verbot ein Officier beym Anfang eines Gefechts das ängstliche

Beten, weil das nur, wie er sich ausdruckte, seine Leute confus mache; — daher ließen vormahls mehrere Feldherren den Wahn des gemeinen Mannes stehen, daß sie von den kleinen Kugeln nicht getödtet werden könnten. Der Soldat wurde hierdurch gleichsam selbst fest gemacht, indem er glaubte, daß sich sein Feldherr festmachen könne.

Der Muth des Mannes zeigt sich aber nicht allein in Gefahren und Ungewittern des Lebens, sondern er führt auch den männlichen Geist durch alle übrige Beschwerlichkeiten, Verwickelungen und Intriguen, die sich seinen Planen und seiner Freyheit entgegenstellen, — wozu denn oft eine größere Seelenstärke, als zu der furchtbaren Ansicht eines Schlachtfeldes erfordert wird. Der Regent und Staatsmann, der, zur Behauptung seiner politischen Ehre, mit unentlichen Schwierigkeiten kämpfen, und dabey wol gar noch den Undank des Vaterlandes erdulden muß; der Fürst, der mit mächtigen Feinden umgeben ist, und durch Klugheit und männlichen

Ernst den Einsturz seines Staats verhütet, oder ihn durch eine rastlose Thätigkeit aus dem Chaos innerer Verwirrung und Kraftlosigkeit gleichsam neu und verjüngt, wie durch ein Wunderwerk, wieder auferstehen läßt, verdient schon darum den Nahmen des Helden. Der Mann, welcher für Licht und Wahrheit, unter den Verfolgungen kurzsichtiger und mächtiger Zeloten, kämpft, und sein hohes Ziel stets heldenkühn ins Auge faßt, damit er nicht untersinke; der Mann, welcher der Märterer seiner Tugend und seines Patriotismus wird, und lieber stirbt, als sich einen feilen und sclavischen Wiederruf erlaubt, ist wol eben so muthig und seelenstark, als der Feldherr auf dem Schlachtfelde. Der Freund, welcher für seine Freunde sein eigenes Glück aufzuopfern fähig ist, welcher ihnen in den Stürmen des Lebens kräftig zur Seite steht, und, bey seinen gewagten Aufopferungen, nicht auf das Hohngelächter der Welt, sondern nur auf die Stimme des Muths und der Pflicht achtet, ist in seiner Art auch ein Heros. Der edle Hausvater, die wackre Hausmutter, denen das Glück sehr karge Gunstbezeigungen,

aber eine desto zahlreichere Familie geschenkt hat, Aeltern, die ohne Vermögen, wol gar im Kampfe mit Mangel und gestörten Hoffnungen, allein durch Betriebsamkeit und rastlosen Fleiß, ihre Kinder zu nützlichen Staatsbürgern erziehen, und ihre Ehre jeder unerlaubten Bewerbung um die Gunst mächtiger Beschützer unendlich weit vorziehen, — dürfen auch ihre Ansprüche auf Heroismus und Stärke des Geistes machen, und der Tapferste würde oft nichts verlieren, wenn er seinen Muth gegen jene stille Seelengröße, die freylich nicht in die Augen fällt, aber desto verdienstlicher ist, — austauschen könnte.

Eben deswegen hat man dem männlichen Muthe unter allen Nationen der Erde heilige Altäre und Ehrentempel errichtet, und Athen unterschrieb seine eigene Schande, als es seinen wunderthätigen Erretter und Helden, Miltiades, zum Lohn seines muthigen Patriotismus, in die Fesseln warf. Die Vernunft hat von jeher die Tapferkeit als das schönste Kleinod des Mannes geehrt, und auf dieser glänzenden Bahn sind alle große Männer ihrer Unsterblichkeit entgegengeeilt; — man hat sogar diese erhabene

Kraft des Willens ein göttliches Feuer genannt, welches den Menschen über sich selbst hinaushebe, und nur noch mehr mit den unsterblichen Geistern befreunde. Einer unserer philosophischen Selbstdenker macht den Heroismus zu einer Cardinaltugend des menschlichen Willens. „In allen deinen Absichten, Handlungen und Unterlassungen, sagt er, sey Geisteskraft und Muth dein Grund und Zweck, oder zeige dich in deiner eigenen Stärke, in deinem edeln Heroismus!" — „Wenn wir, setzt er hinzu, mit den Löwen und Pferden Kraft fühlen, und uns dabey erfreuen, wenn schon die großen Kräfte der Natur, das Krachen des Donners und das Toben des Meeres das Herz mit einem unaussprechlich erhabenen Gefühle erfüllen, wie viel mehr der Mensch in seiner stolzen Kraft, der uns näher am Herzen steht? Sein hoher entflammter Muth in Gefahren, seine ausdauernde Kraft in seinen Arbeiten, seine Kühnheit des stolzen Trotzes gegen die Drohungen und Schläge des Schicksals, sein unbiegsamer Nacken, den er dem Wüterich zeigt, sein mächtiges Anstämmen gegen die Wuth der Leidenschaften — sind die

entzückendsten Anblicke, sie schwellen das Herz mit hohen Gefühlen auf, sie begeistern unsern Muth und spannen unsere Kraft, daß sie sich entschlossen zu ähnlichen Aeußerungen streckt. Welche Gefühle müssen sich aber in Vergleichung mit diesen in uns regen, wenn wir jene bewunderte Eigenschaft der Stärke und Hoheit an uns selbst in unsern Handlungen anschauen können! — Was ist ein großer Theil der Freude des Kindes, des Jünglings und Mannes anders, als die Freude ihrer Kraft? Was macht den Reichthum, Stand, Ansehn, Schönheit, Beredsamkeit — so beneidenswerth, wenn es nicht der Reiz der Macht ist, welchen man mit ihnen verbindet? — Wahrhaftig, es ist ein Gedanke voll des erhabensten Gefühls, sich die ganze weite Menschheit, die sich in unserer Gattung regt, mit hoher edler Geistesstärke und echter Mannheit angethan zu denken" *).

Montaigne macht die sehr richtige Bemerkung: daß man den Beleidigten,

---

*) J. H. Abicht Neues System einer philosophischen Tugendlehre. Leipz. 1790. S. 257 u. f.

welcher uns züchtigen kann, am leichtesten durch Unterwerfung und demüthiges Hingeben zum Mitleiden bewegen und auf die Art entwaffnen könne. Eben so richtig setzt er hinzu: daß Muth und Tapferkeit [durch das erhabene Bild und den Eindruck ihrer Größe] bisweilen selbst unsere Feinde für uns einnehmen, und sie mit uns auf eine großmüthige Art aussöhnen könne. Die Beyspiele, welche er hierüber anführt, sind eben so interessant, als wahr. Der Prinz Eduard von Wallis, welcher in das Herz von Frankreich eindrang, lange Zeit hindurch Guienne beherrschte, ein von seinen Talenten und seinem Glücke hochbegünstigter Herr, war von den Limosinern tief beleidigt worden. Das Unglück der Stadt war entschieden, der rachsüchtige Krieger nahm sie mit stürmender Hand ein. Tod und Verwüstung eilte durch die Straßen; das Jammergeschrey des Volks, der Frauen und Kinder, welche vor ihm niederstürzten und ihn wehmüthig um Gnade anfleheten, konnte den brittischen Wütherich, der auch diese Unschuldigen morden ließ, nicht besänftigen, bis er endlich, bey seinem weitern

Vordringen, drey französische Edelleute gewahr wurde, die mit einer unglaublichen Kühnheit, von einem kleinen Häuflein Tapferer begleitet, sich für ihr Volk aufzuopfern entschlossen waren, und den Angriff des siegenden Heeres mit unglaublicher Heldenstärke aushielten. Der Sieger staunte über diese kühne That; sein Staunen verwandelte sich in ein Wohlgefallen an ihr; sein Zorn wurde besänftigt, und sämmtlichen Einwohnern der Stadt wurde nun ihr Vergehen verziehen *).

„Scanderbeg, Prinz von Epirus, ein Herr von wunderbarer Stärke und Herzhaftigkeit, jagte wüthend einem seiner Soldaten nach, den er ermorden wollte. Der Unglückliche bat und flehete um sein armes Leben; Scanderbeg war unerbittlich. Endlich entschloß sich der verzweifelnde Soldat, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen, und seinen Feldherrn mit dem Degen in der Faust zu empfangen. Dieser kühne Entschluß besänftigte, wie ein schnellwirkendes Zaubermittel, die

---

*) Essais Tom. I. chap. I. Par divers moyens on arrive à pareille fin.

Wuth seines Herrn, und söhnte ihn mit einem Menschen aus, welcher ein so rühmliches Mittel zu seiner Vertheidigung ergriffen hatte *). — So groß war Alexander nicht; als ihm der mit Blut und Wunden bedeckte Betis, welcher Gara mit einer unglaublichen Tapferkeit vertheidigt hatte, und darum schon die Achtung jedes Tapfern verdiente, ausgeliefert wurde. „Du sollst, sprach der blutdürstige Tyrann, nicht nach deinem Wunsche sterben, — mache dich vielmehr auf alle Martern gefaßt, die für einen Gefangenen ersonnen werden können." Betis antwortete dem gekrönten Abenteurer nur mit einem stolzen Blick, und nun sagte Alexander zu seiner ewigen Schande folgende entsetzliche Worte: „ich will dieses Schweigen brechen, und wenn ich ihn zu keinen Worten zwingen kann, so will ich ihm doch wenigstens ein Winseln auspressen" **).

---

*) Montaigne in demselben Capitel.

**) Non, ut voluisti, morireris, Beti: sed quidquid tormentorum in captivum inveniri potest, passurum te cogita. — Vincum tamen silentium et si, nihil aliud, certe gemitu interpellabo. Curtius Lib. IV. Cap. VI.

Die Vorstellung des Muthes und der Tapferkeit machte von jeher so tiefe Eindrücke auf die menschliche Seele, daß jene Eigenschaften zu allen Zeiten sogar mehr, als Tugend und Güte des Herzens, geehrt und bewundert wurden; — — man hat sogar dem Tapfern selbst große Schwächen verzeihen können, wenn nur sein Muth erprobt war. Unter allen Nahmen der Größe steht der des Helden oben an, und alle große Regenten haben ihn gesucht. Die Meister der griechischen und römischen Dichtkunst spielen am Altare der Helden ihr erhabenstes Spiel. Die Originalität des Guten zieht wegen seiner schlichten Einfachheit die Geister weniger an, als das romantische Bild des Helden. Homer und Virgil, Tasso und Ariost, Milton und Klopstock verdanken ihre Unsterblichkeit nicht dem Gemälde der Herzensgüte, sondern der lebendigen Darstellung des Heldenmuths. Hier konnte sich die Dichtkunst über die Alltäglichkeit der Menschennatur erheben, welche der Phantasie keinen Stoff zu hohen Begeisterungen giebt; dahingegen ihr der Held wie ein Wunderthäter und Zauberer erscheint, der sich das Ge-

biet seiner Freyheit selbst schafft, und in einem unendlichen Raume seine Ausbildung findet. Die Dichtkunst wird in der Zeichnung des Helden nicht so, wie in der Charakteristik des gewöhnlichen Menschen, eingeschränkt; sie kann ihr erhabenes Bild, den Held der Epopee so weit emporheben und verschönern, als sie will, weil sie die Kraft, als etwas Relatives, fast in's Unendliche hinaus dichten, und ihr Ideal bis zur magischen Täuschung des Vollkommenen verherrlichen kann. Der Held ist daher als eine idealische Norm der höchsten Menschengröße ganz der Mann der Dichtkunst; — der gewöhnliche, selbst der gute Mann hingegen nur der Mensch in Prosa.

Der Dichter siehet in dem Helden das Princip einer nie wankenden, kraftvollen Thätigkeit wirken. Aus diesem Gesichtspunkte ist er über die Menschheit erhaben; er schwebt in einer höhern Region des Daseyns, wie ein Schutzgott, über ihr, indem er sich von ihren kleinlichen Leidenschaften losriß. Seine Größe liegt gleichsam ausserhalb der Welt, und ist unüberwindlich, weil der Furchtlose keinen Sieger über sich er-

kennt, und seine Selbstkraft durch die Reitze des Sinnenlebens zwar angefochten, aber nicht zerstöhrt werden kann. Selbst seine zartern Empfindungen, sein liebendes Herz, sein gefühlvolles Gemüth stehen unter den höhern Bedingungen des Muths. Er verläßt mit großer Seele die väterliche Heimath, und windet sich aus den Armen geliebter Freunde und Kinder, wenn seine Pflicht und seine Ehre ihn auf das Schlachtfeld ruft. Selbst die mächtigste aller Leidenschaften, die Liebe, wird ihn nicht zurückhalten, weil sie seinen Heldenmuth brechen könnte, und weil ihm sein höheres Ziel, das Ziel der Unsterblichkeit, vorschwebt; aber nach geendigtem Kampfe, nach einem neuen sich errungenen Leben ruhet er in ihren Armen aus, und legt seine Trophäen auf ihrem Altar nieder. — Der Dichter dichtet seinen Helden zu einer Art von Gottheit, die über alle Gefahren durch ihre innere Stärke erhaben ist, aber sie doch, als ein in die Menschheit gehülltes Wesen, bestehen muß, damit er seine erhabene Realität als eine Erscheinung in der mokalischen Welt vollende. Der Tod selbst ist ihm nur eine Kleinigkeit, —

denn dem Starken folgt das Unsterbliche nach, und das wirkliche Leben wird muthig gegen ein anderes vertauscht, das noch wirklicher ist, weil es vermöge des Ruhms in der Vorstellung ewig dauert. Hoch über allen Menschen stehet daher der Held der Dichtkunst schon darum, weil er den Tod verachtet, während alle übrigen vor ihm zittern. Er allein verdient also auch die Menschheit zu regieren, damit sie an seinem Beyspiele die Verachtung des Todes lerne, welches eine ihrer höhern Stufen der Cultur sey.

Der Dichter sieht in dem Helden eine verherrlichte Natur, die sich immer selbst genug und, kraft ihrer innern Größe, unfähig ist, beleidigt zu werden; durch keine Beleidigung entehrt werden kann, folglich auch keine ahndet. Darum ist er so groß und nachsichtig gegen seine Feinde und Verfolger; er erläßt ihnen die verdiente Strafe, wenn sie in seinen Händen sind. Der Wehrlose, der Unglückliche steht allemahl unter seinem heiligen Schutze. Großmuth ist sein Charakter, nicht sowol aus Weichherzigkeit, weil diese auch Gemüthsschwäche seyn könnte, sondern, weil der Adler keine Fliege

tödtet, und die Ehre des Helden an weit größern Gegenständen, als an einer kleinlichen Rache, hängt. Millionen Menschen, die sich wunder= groß dünken, schwärmen doch nur wie Atome um ihn her, die seinen Gang nicht aufhalten, und das Gleichgewicht seiner Größe nicht zerrüt= ten können. — Allein ohne alle Fehler darf der Dichter seine Helden nicht zeichnen, damit sie für den Zuschauer ihrer Größe auch ein menschliches Interesse behalten. Ein Ge= mälde ohne Schatten wäre kein Gemälde, — und selbst der Größte aller Menschen fühlte es in einzelnen Augenblicken, — daß er den Schwä= chen der Natur unterworfen war. Aber der Dichter wird diese Schwächen in dem Gemälde des Verdienstes so zu stellen suchen, daß sie dem Ganzen eine eindringlichere und erhabenere Form geben, — daß sie aus der Heldengröße selbst hervorzugehen scheinen, daß sie nur als periodische Schattenpunkte in das Sonnenlicht eines großen Lebens treten, — und, wo mög= lich, den hohen Schwung der Freyheit und Selbstkraft nicht hemmen, sondern sogar beför= dern helfen. So läßt er seinen Heros bisweilen

von einem edeln Zorn aufglühen, weil das Ideal des vollkommenen Menschen ohne die Einwirkung einer leidenschaftlichen Natur gar nichts seyn würde, und der unendliche Raum des Willens ohne sie gar nicht einmahl gedacht werden könnte.

Home hat auch in seinen Grundsätzen der Critik die Frage aufgeworfen: woher es komme, daß Großmuth und Tapferkeit unter den Menschen höher geschätzt werden, und dem, welcher sie besitzt, mehr Würde ertheilen, als ein gutes Herz, oder selbst, als die Gerechtigkeit, obgleich diese letztern Eigenschaften mehr zu der Glückseligkeit eines jeden und zum allgemeinen Besten der Menschen beytragen, als die erstern? — und Home erklärt die Sache folgendergestalt:

„Die menschlichen Tugenden erlangen gleich andern Gegenständen ihren Rang in unserer Achtung nicht durch ihren Nutzen, der blos durch Nachdenken erkannt wird, sondern durch den unmittelbaren Eindruck,

den sie auf uns machen. Gerechtigkeit und Güte sind eine Gattung verneinender Tugenden, die man nicht recht wahrnimmt, als wenn sie verletzt werden. Aber Tapferkeit und Großmuth erregen erhabene Bewegungen in uns; sie geben dem Gefühl von Würde, sowol in dem Menschen selbst, der diese Tugenden besitzt, als auch in andern, eine große Lebhaftigkeit, und werden deßwegen höher geschätzt, als Gerechtigkeit und Güte. Wir stellen sie uns als groß und erhaben, von höherer Würde und als rühmlicher vor."

Dieß wäre eine Art, jene Erscheinung zu erklären; aber deßhalb ist sie nicht die einzige. Die Tapferkeit und der Heldenmuth erregen freylich in unserm Gemüthe die anschaulichern Begriffe des Großen und Erhabenen, weil durch jene Eigenschaften wirklich große und erstaunliche Dinge vollbracht werden können; allein wir schätzen den tapfern Mann noch in vielen andern Rücksichten höher, als den gewöhnlichen herzensguten Menschen. Wir schätzen

jenen auch wegen der Vorstellung des Nützlichen, das mit dem Muthe unmittelbar verbunden ist. Wenn es eines raschen und kräftigen Entschlusses bedarf, wenn eine drohende Gefahr abzuwehren ist, wenn verzagten Gemüthern Muth eingesprochen werden muß, wenn allein durch Fassung und Gegenwart des Geistes etwas Verwickeltes aufgelöst, etwas Dunkeles aufgehellt, etwas Unmoralisches unkräftig gemacht werden soll, wenn die Ehre und das sinkende Glück des Vaterlandes ruft; — dann muß der Tapfere hervortreten, und helfen und rathen, wo der bloß gute Mensch, aus Feigheit oder Unentschlossenheit, vielleicht nichts thut. In solchen Fällen ist der Muthige allemahl der wahre Acteur auf der Schaubühne der Welt, und die guten Herzen sind nur die Statisten. Zu dem Muthigen nimmt man seine Zuflucht, — das Vertrauen zu seiner Kraft macht uns selbst stark, und dieser Uebergang eines höhern Vermögens in uns selbst, durch den Anblick eines unerschütterlichen Mannes, hebt ihn in unsern Vorstellungen so hoch empor. Wir schliessen uns an ihn an, — wir amalgamiren uns

gleichsam mit seinem Muthe, und bilden uns ein, — nun wol das Nähmliche zu vollbringen, was er vollbrachte.

Tapferkeit gilt endlich bey uns darum mehr, als bloße Herzensgüte, — weil es scheint, daß jeder Mensch, selbst der einfältigste, die letztere besitzen könne; dahingegen die Natur nur ihre Lieblinge mit der erstern beschenke. Das Gute könnte sich jeder Mensch geben, weil es von seiner Freyheit abhängt; — aber der Muth kann nie erworben werden, wenn nicht die Seele von Natur stark und selbstständig war. Ja, es gehört selbst eine innere muthige Kraft dazu, wenn das Gute, z. B. die Selbstbeherrschung, in uns erhalten werden soll, — und darum steht der selbstständige Sinn in der Vorstellung über der bloßen Güte. Die schönsten und reinsten Tugenden können nur durch Muth und Kampf ihr Daseyn erhalten, — sie sind das Zweyte, — der Muth das Erste zu ihrer Vollbringung, und diese Rangordnung ist in der Natur des menschlichen Willens gegründet.

So achtungswerth aber auch der Muth

wegen seiner innern und äußern Brauchbarkeit im menschlichen Leben erscheint, so daß man ihn sogar zu einem Verdienste des Menschen erhoben hat, weil er das Verdienst selbst schützen und heben muß; — so wird dennoch durch seinen Begriff die Stärke des männlichen Willens noch lange nicht abgeschlossen. Denn der Muth hat noch höhere Principien der Willensgröße über sich, obgleich auch diese nicht ohne ihn bestehen können.

Daß der Muth zu diesen höhern Principien, — die wir in der Folge nach ihrer Rangordnung in Selbständigkeit und Seelengröße eintheilen, und als solche zergliedern wollen, — nicht absolut gehöre, sondern einen untergeordneten Grad der Willenskraft ausmache, zeigen folgende Phänomene, worin er als etwas Schwankendes und Veränderliches erscheint, und eben daher den Begriff der höchsten Kraft nicht ausfüllt.

a) Bemerken wir fast überall, daß seine Stärke, wenn sie wirken soll, mit einem innern Gesundheitsgefühle des Leibes und der Seele verbunden seyn muß, und, wenn dieses

nicht vorhanden ist, — der muthige Mann gar oft zum Poltron wird. Der Kranke und Kränkliche ist gewöhnlich ein niedergeschlagener und verzagter Mensch, weil er nicht von dem innern Feuer und Leben einer gesunden, sich stark fühlenden Constitution unterstützt wird, überall von fremdem Willen abhängt und sich in diesem Zustande nicht mehr gleich ist. Schmerz und Unbehaglichkeit drückt die kühnsten Naturen nieder, und Friedrich der Große und Unerschütterliche schrieb in den Anfällen seines Podagra oft die muthlosesten Briefe. — Der Hypochondrist zittert vor dem Rauschen eines Blatts, — und verdammt sich selbst zu einer freudenleeren Einsamkeit, damit er nur nicht irgendwo anstoße und angestoßen werde. Er dichtet sich die kleinsten Ursachen als die Zerstöhrer seines Lebens, die Furcht vor dem Tode verleitet ihn zu den sonderbarsten und lächerlichsten Handlungen, — er sieht sich überall von Feinden umgeben, — er zittert vor dem Anblicke eines unschuldigen Kindes, damit ihn nicht etwa ein Steinwurf desselben treffe. Eben so sinkt der Müth im Alter, aus Mangel körperlicher Kräfte, oft

zur feigsten Bangigkeit herab. Die größten Helden ließen sich im Alter schlagen, — oder zogen sich mit Klugheit und Staatslist aus den Gefahren, die ihnen ein jüngerer Held in der Ferne zeigte, heraus. Das Alter wird von tausend Rücksichten bewacht, damit es nichts risquire und sich durch einen Jugendstreich, der nun nicht mehr glücken will, keinen Tadel der Welt zuziehe. Die Jugend sucht die Ehre auf kühnen Wegen, und wird bey verunglückten Versuchen zu noch kühnern gestimmt; das Alter darf diesen Flug nicht mehr wagen, sondern wird nur die errungene Glorie zu behaupten suchen. „C'est l'effet d'une folie consomée que de se réposer sur un peut-être," ist eine Klugheitsmaxime aller alten Leute.

b) Es giebt sogar eine gewisse innere Dispositon zur Furchtsamkeit — in den entschlossensten Männern, — eine Unentschlossenheit, die ihnen sonst ganz fremd war, — ein Mißtrauen gegen ihre eigene Kraft, das sie zu allen consequenten und selbstständigen Handlungen mit einemmahle ungeschickt macht, und sie in Reihe und Glied mit dem gewöhnlichsten All-

tagsmenschen setzt. Woher kam es, daß die größten Feldherren so oft ihre glänzenden Siege so wenig benutzten, und, — wider den Rath aller wahrhaft Muthigen, — unthätig und schläfrig auf dem Felde der Ehre stehen blieben? — Warum wurde tausendfaches Gutes nicht mit dem feurigen Enthusiasmus ausgeführt und vollendet, womit es anfing, und die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog? Warum gingen die glänzendsten Institute zum Heil der Menschheit unter, ehe sie noch ihre schöne Reife erhielten? — Warum stürzt eine große Nation Europa's aus dem kaum aufglimmenden Lichtreich seiner Religion und seiner Freyheit in die dickste Mitternacht des religiösen und politischen Aberglaubens zurück? — weil — — Furchtsamkeit seine Helden befallen hat, und ein blindes Volk sich leichter tyrannisiren läßt.

Es giebt große, vortreffliche, vielthätige Männer, die in jenen Anwandlungen einer unerklärbaren Bangigkeit, — womit die feindselige Schwester derselben, die Bedenklichkeit, fast immer verbunden ist, — durchaus nichts Selbstgedachtes und Selbstwollendes unternehmen, —

oder, was noch schlimmer ist, alles verkehrt und verworren anfangen, weil das Gleichgewicht der Seele dahin ist. Leute, die nie an Ahnungen geglaubt haben, sehen in solchen Augenblicken Dinge voraus, — die kaum denkbar sind, und dennoch in Erfüllung gehen, weil sie schief angefangen und ausgeführt wurden. Tausend Ahnungen, — die in Erfüllung gingen, lassen sich aus diesem einzigen Gesichtspunkte erklären. — Dieser Zustand ist nicht immer körperlich, denn er befällt oft die gesundesten Menschen, sondern geht lediglich aus einer innern Verdunkelung ihrer Selbstkraft hervor, die sich in solchen Momenten nicht zu helfen weiß, — weil sie sich in dem Mangel ihres Gefühls verirrt. Es läßt sich nähmlich gar wohl denken, daß die Willenskraft durch lange Anstrengungen auf einige Zeit periodisch consumirt seyn kann, so wie der Geist nach anhaltenden Arbeiten einer gewissen Ruhe bedarf, ehe er sich wieder in das Feld seiner Untersuchungen einlassen darf. Eine unendliche Kraft ist nichts, als ein Ideal, das sich aus dem Begriffe eines unendlichen Fortschreitens deduciren läßt, — und nur eine solche würde von allen Einschränkungen ihrer Wirksam-

keit frey seyn; — allein der menschliche Wille ist eine Kraft, die ausgemessen werden kann, und wegen ihrer Grenzen, sogar als Naturbedingung, periodisch ermüden muß, damit sie eine menschliche Kraft bleibe. Hier erscheinen uns also die Abspannungen des Willens, wenn er viel dulden und arbeiten mußte, — sogar als Naturzwecke; — aber immer doch als Schwächen, über die sich der Muthige nie ganz erheben kann.

Mit diesen Abspannungen der Willenskraft, — wo der Muthige sich nicht mehr gleich ist, — pflegen gewisse Verstimmungen des Gemüths verbunden zu seyn, die ihn gemeiniglich noch tiefer hinabdrücken, und gleichsam den Mord der Herzhaftigkeit vollenden. Es kann hierbey in unserer Seele alles hell und rein seyn, — wir können scharf über die Dinge, und selbst über diesen unsern Zustand nachdenken; allein wir können ihn nicht durch bloße Begriffe beherrschen, und sind mithin unwillkührlich verstimmt.

Wir sind in diesem Zustande mit uns selbst uneins; wir wollen, — und wollen

auch nichts; wir können uns hierbey sogar unausstehlich werden, weil der raisonnirende Geist uns so gern eine freundlichere Gestalt geben möchte, die wir aber jetzt, aus wahrer Muthlosigkeit, nicht annehmen wollen. — Alle Harmonie unseres Innern ist wie verschwunden, alle Töne der Welt schlagen in uns falsch an, alles Regelmäßige erscheint uns wie ein einseitiges Gaukelspiel, — aller Muth wie Tollkühnheit, aller Felsensinn wie Trotz des ausgelernteften Egoismus. Der Heldenkühne, welcher sein Leben für's Vaterland wagt, — ist dann in unsern Augen ein Thor, der gern Undank einerndten will; der Menschenfreund ein Heuchler, der die Welt gern durch seine Gutmüthigkeit bestechen möchte. — An die Stelle des Muths ist eine unselige Tadelsucht desselben getreten; wir sehen in ihm nichts, als das Bild eines Furchtsamen, der nichts tragen kann, sich daher, wie ein Verzweifelnder, dem widrigen Schicksale entgegenstürzt, und sich für tausendfach belohnt hält, wenn ein Paar Zeitungen seine Jugendstreiche verkünden. — Die übele Laune erzeugt alle diese Zustände des Ge-

müths, — und der Muth sollte sie billig zu seinen gefährlichsten Feindinnen rechnen.

c) Endlich hängt der Muth von der Gewohnheit, von der Lebensweise, und den Bildern der Imagination ab, die für ihn abwechselnd etwas Schmeichelhaftes haben; — aber ihm eben darum einen untergeordneten Rang unter der Seelengröße geben. Es giebt Geschäfte des menschlichen Lebens, die mit einer immerwährenden Todesgefahr verbunden sind, und von denen, die einmahl daran gewöhnt wurden, mit blinder [man könnte sagen, oft mit tollkühner] Zuversicht betrieben werden. — Man vertausche die Lebensart dieser Menschen, und sie werden vor den kleinsten Gefahren wie Kinder zittern. Ein Heer der muthigsten Matrosen würde sich auf dem Lande schlagen lassen, — anstatt, daß es auf einem viel gefährlichern Elemente Wunder der Tapferkeit verrichtet. Der Landsoldat würde hingegen auf der Flotte meisten Theils den Poltron machen. Addison kannte einen sehr tapfern Officier, welcher ruhig gegen die Mündung einer Kanone aufmarschirte; — aber durchaus nicht im Stande war, — im

Dunkeln allein zu seyn. Es hat tausend Helden gegeben, die vor Gespenstern zitterten, — und der unerschütterliche Feldherr, Fürst Leopold von Dessau, verkroch sich, wenn er den Schloßpredi-ger auf sich zukommen sahe. Wer hat nicht muthige und seelenstarke Männer gekannt, die vor einem kleinen empfindlichen und kecken Weibe bebten, und, aus purer Furchtsamkeit, sich an ihrem Throne niederwarfen? — Wie viel tausend Männern, die nicht wußten, was Ge-fahr hieß, hat der Glaube an den Teufel eine lächerliche und kindische Furchtsamkeit eingeflößt? — [wenn eben dieser Glaube vielleicht andere darum so muthig machte, — weil es ehrenvoll war, über einen so mächtigen Gegner zu siegen.]

Man hat große muthige Redner gekannt, die jedesmahl mit einer Art von Todesangst ihre geistliche oder weltliche Tribüne bestiegen, — bis sie in dem Strome ihrer Eloquenz den ver-lornen Muth wiederfanden, und alles um sich her bezauberten. Es gab sehr entschlossene Leute, die ihren Vortrag an große Herren nicht voll-enden konnten, weil sie bey dem Anblicke des Ordensterns gleichsam von einem Fieber befallen

wurden. Der bravſte Krieger, welcher oft mit feſter Seele dem Tode entgegenging, würde ſich vielleicht dennoch beſinnen, ob er des Nachts in einem dunkeln Leichengewölbe allein zubringen ſolle. Eben ſo kennt man in der Geſchichte mehrere große und herzvolle Männer, welche durch Aberglauben und Vorurtheile, wenigſtens in einzelnen Augenblicken, zu den feigherzigſten Stimmungen herabſanken, und ſich durch einen elenden Wahrſager *) gleichſam entwaffnen ließen. Die kühnſten Heere, die ſich bisher überall Lorbeeren erfochten, wurden oft von einem unerklärbaren paniſchen Schrecken überfallen, — und durch eine epidemiſche Furchtſamkeit in die Flucht geſchlagen. Die Furcht kann eben ſo anſteckend, als der Muth werden, wenn ſie in einem Heere nur erſt einige Wurzel faßte; und viele große Feldherren ſuchten daher vor der Schlacht die Feigen zu entfernen, oder wenig-

---

*) Iſt es wahr, daß Friedrich der Große nie ſein Königsberg in Preußen beſuchte, weil ihm in ſeiner Jugend ein — ſolcher Prophet geweiſſaget: daß er dort ſterben würde?

stens ihren Muth vorher zu erproben. „Die Herzhaftigkeit, sagt Search, hat ihre Ebbe und Fluth. Sie ist ein Affect, der von tausendfachen Eindrücken der Sinnlichkeit abhängt, von einer lebhaften Phantasie bald gehoben, bald niedergedrückt werden kann, — sich selbst nicht immer getreu bleibt, und, ohne daß er es weiß, immer von der Furie der Bangigkeit in einiger Entfernung begleitet wird."

Selbstständigkeit des Mannes.

Der höhere Grad der Willensstärke, der über den Muth weit hinausgeht, ohne ihn jedoch auszuschließen, ist daher die männliche Selbstständigkeit, und darum schon von größerer Würde, als jener, weil sie, ohne von einem Affecte erzeugt zu werden, ihr Selbstzweck ist, und dem Muthe selbst Dauer und innern Gehalt geben muß. Der Muthige kann in seiner übrigen Denk- und Lebensweise als ein wüster und verworrener Kopf, — ja, selbst als ein unmoralischer Mensch erscheinen; aber in dem selbstständigen Manne muß die Vernunft die

Oberherrschaft führen, — der Muthige kann wol gar ohne alle sonstige Selbstständigkeit des Charakters — Courage zeigen; aber der selbstständige wird in allen erforderlichen Augenblicken zugleich muthig seyn. Jener wird sich durch die Eindrücke der Ehre, des äußern Glanzes, der Belohnungen, der Sinnlichkeit und romantischen Liebe [wie in der Ritterwelt des Mittelalters] bald so, bald anders zum Gebrauche seiner Kraft stimmen lassen; der Selbstständige bedarf aller solcher Spornen nicht, weil er in jedem Momente seines Lebens den Muth aus sich selbst nimmt. Eben darum ist er sich immer gleich und auf alles gefaßt, immer consequent, — immer mit sich selbst einig und vertraut, — immer sein eigener Herzensfreund. Sein ganzes inneres Leben und Wollen ist ein permanenter Muth und Heldensinn, — es ist das schönste und kraftvollste Bild der wahren originellen Mannheit in ihrer höhern Würde, — der innere Adel des Geistes, der keiner Ornamente bedarf. Der Mann erscheint hier als ein Gott der Erde, der nicht von seinem Platze, von sei-

ner Pflicht, von seinem eigenen Ich weicht, wenn auch alle Stürme des Lebens gegen ihn wüthen sollten.

Der selbstständige Mann steht durch sich selbst und auf sich selbst fest; er verkriecht sich nicht; er sucht nicht ängstlich beschützende Mauern, an die er eine seiner Schwächen etwa anlehnen müßte. Er kennt seine Kraft, und er weiß sie zu gebrauchen, — denn er ist ihr Herr und Meister. Er hält mit ihr täglich reine Abrechnungen, und jede unnöthige Nachgiebigkeit erscheint ihm als ein fatales Deficit seiner selbst. Wanken heißt in dem Wörterbuche seiner Seelenstärke — sich entheiligen. Seine Plane sind gemacht; aber es sind nicht die flüchtigen Kinder momentaner Launen; er hat sie mit reifer Vernunft entworfen, und führt sie mit eben dieser Vernunft als unerschütterliche Freunde mit sich durchs Leben; er kann sie nicht dem Wechsel der Zeiten ausliefern, ohne sich seiner selbst zu schämen. — Sein ganzes Daseyn ist ein solcher Plan, der auf sein inneres Selbst gebauet, und durch eine kraftvolle Philosophie mit der übrigen Welt in Zusammenhang gebracht ist. Es ist ein

Ganzes, voll Licht und Ordnung und ungezwungener Regelmäßigkeit. — Ungestraft wagt sich keiner an diese ehrwürdige Veste, wenn er sie niederreissen will. Er bewacht sich selbst und sein hohes Ziel mit unverwandter Aufmerksamkeit. Da, wo er steht, ist allemahl der richtige Standpunkt der Klugheit und des Muthes, — dieser eilt nie zu weit voraus, und jene bleibt nie zu weit zurück. Der selbstständige Mann ist immer auf dem richtigen Pfade, weil er sich ihn selbst bahnt und sich selbst leitet, — und dieser Pfad muß in seinen Augen immerdar grade und offen seyn, wenn er sich in der Würde seiner Mannheit selbst achten soll.

„Mann — eigentlich: Mann seyn, — sagt der Verfasser des goldenen Kalbes, heißt: — seelenstark wirken, umfassend schaffen, schützend erhalten, kraftvoll stützen. — Hier hast du seinen Beruf; Festigkeit ist sein Stab. — Der wahre Mann muß nie zwischen Untergang und wissentlichem Unrecht auch nur augenblicklich wählen. Die Eiche steht fest auf ihrem Platze, bis sie entwurzelt wird. Er bricht lieber über die Welt den Hals, als daß er sich von ihr den —

auf richtige Ueberzeugung gewurzelten Kopf brechen ließe. Der Mann muß Schirling trinken und in Lava baden können, wenn es gilt; der edle Mann vergißt sich, um für andere und für's Gute zu handeln und zu leiden. Aber, fährt dieser genialische Kopf fort, da gleichen die Männer nur zu oft dem Könige im Schachspiel, der nur geht, wenn ihn das gebotene Schach treibt, und matt wird, wenn ihm niemand hilft. Denn leider ist unser Zeitalter reich an männlichen Figuren, die von rechtswegen an den Spinnrocken gehörten. Die meisten stolziren mit dem Nahmen, wie der Emigrant mit dem gelbrothen Ludwigsbande, weil ihnen sonst nichts von dem Urwesen blieb. Hoher fester Sinn ist des Mannes edelster Schmuck, Edelsinn, der das Niedere, Gemeine, Schmutzige verwirft, — zwar nicht schwärmt, zwar die Welt nimmt, wie sie ist; aber sie beherrscht, und sich nicht nach ihr modelt. Der Diamant bleibt Diamant am Finger des zerlumptesten Israeliten. Wenig Männer umfassen ihre Bestimmung; aber alle möchten sie zu umfassen scheinen, — und

jeder Pygmäe stellt sich vor seinem Spiegel auf die Zehen, und ruft fistulirend: bravo Hercules!"

Aber von dem festen Charakter des Mannes, von seiner Selbstständigkeit und Selbstkraft muß man alles das wohl unterscheiden, was wir Trotz, Eigensinn *), Neigung zum Widerspruch, unbiegsame Glaubens- und Meinungswuth, Herrschsucht und Despotismus u. s. w. nennen. Jene ist wahre und vernünftige Stärke des Willens, — diese hingegen sind nichts, als der Krampf eines irregeleiteten Willens, der aus blinder Willkür nicht mehr nachgeben kann, wenn er sich auch dadurch unglücklich und lächerlich machen sollte. Der Selbstständige giebt, wie der vernünftige Muth, den Kampf mit Gefahren auf, wenn er sie auf keine Weise besiegen kann; — der Tollkühne trotzt allen Gefahren, wie der Eigensinnige allen Wahrheiten trotzt, indem er ihnen

---

*) Etwas stark sagt der Graf Oxenstirn in seinen Pensées: l'opiniatreté est une qualité de bêtes, des femmes de sots et d'enfans.

wie ein Rasender widerspricht. Die Selbstständigkeit ist eine innere Disposition des Gemüths, nach Maximen fest zu bleiben; der Eigensinnige hat gar keine, als die einer blinden Rechthaberey, oder einer verstimmten Laune, die oft selbst nicht weiß, was sie will. Der Selbstständige ist ein ehrwürdiger, der Eigensinnige ein lächerlicher oder auch verächtlicher Charakter; jener ist ein freyer und fester Mann, dieser ist keins von beyden, weil ein hartnäckiges Bestehen auf seiner Meinung alle Freyheit des Willens ausschließt, und eben so wenig ein fester Sinn genannt werden kann.

Man wird auch überall bey diesen Leuten die Bemerkung machen, daß es ihnen, — wenn es gilt, — oft an allem Muthe gebricht, und daß eben diese Trotzköpfe, wenn es zum Handeln kommt, ausbiegen, weil sie sich bisher nur immer der befehlenden Zunge bedienten. Die furchtsamsten Menschen zeigen oft grade den unerträglichsten Eigensinn, weil sie diesen als die einzige Waffenrüstung ihrer Schwäche kennen, — und der Widerspruch wenigstens noch den Anschein eines innern Muthes haben könnte.

Oder man bemerkt auch, daß diese Starrsinnigen gleichsam nur an einer Stelle ihres Willens inflexibel sind, in allen übrigen hingegen sich wie unverständige Kinder biegen und leiten lassen. Es kostet auch so wenig Mühe, ihnen ihre Schwächen abzulauern, daß oft sehr einfältige Menschen über diese Starrköpfe herrschen, — und daß sie am meisten von den Weibern beherrscht werden. Da dieses Geschlecht, zur Schadloshaltung für seine Inferiorität, die Gebrechen des unsrigen so fleißig studiert, — und eben dadurch über uns selbst zu herrschen sucht; so muß es ihm keine geringe Freude machen, den Eigensinn des Mannes nach Gefallen zu biegen, während er sich, in seinem blinden Egoismus, für frey hält, und über das andere Geschlecht zu herrschen glaubt.

Hierbey können wir der so oft hingeworfenen Frage nicht ausweichen: — ob man dem Manne nur Selbstständigkeit, dem Weibe nur Eigensinn, und ihr also in letzterer Rücksicht doch noch einigen Charakter zuschreiben müsse, — da man ihr sonst wol gar [freylich ganz widerrecht-

lich] allen Charakter abzusprechen pflegte? Diese Gedanken sind wahr und falsch, je nachdem man ihre Ansicht festsetzen will. Es giebt Weiber von höchster Selbstständigkeit, welche durch Tugend und Vernunft begründet wird, und von der Natur des weiblichen Eigensinnes nichts angenommen hat, — Heldinnen ihres Geschlechts im häuslichen und öffentlichen Leben, deren Muth neben der starken Seele des Mannes steht, und ihn wol gar noch übertreffen könnte. — Es giebt dagegen Männer von so schlaffer, schwankender, unselbstständiger und furchtsamer Sinnesart, daß sich jedes wackere Weib schämen würde, — ein solcher Mann zu seyn, weil sie selbst nichts Verächtlicheres in der ganzen Natur, als ihn, — zu sehen glaubt. Allein wenn im Allgemeinen gefragt wird: auf welcher Seite der selbstständige und feste Charakter, — bey dem Manne oder Weibe, — mehr oder weniger, gefunden werde? so werden die Frauen selbst, wenn sie aufrichtig seyn wollen, jenen Charakter dem männlichen Geschlechte vorzugsweise zuschreiben. Man darf hier den Einrichtungen der Natur nicht widersprechen. — Der Mann, als

das stärkere Geschlecht, muß schon, vermöge seiner höhern Bestimmung, für sich mehr allein dastehen, sorgen, handeln und denken können, wenn er als Mensch, als Bürger, als Vater und Gatte brauchbar seyn soll; dagegen ist das andere Geschlecht wie an eine Mauer an das unsrige von der Natur angelehnt worden, — oder schmiegt sich, wie der Epheu, um den stärkern Baum, weil es nicht für sich allein dastehen kann und soll. Den Beruf des Mannes füllen tausendfache Pflichten und Verhältnisse in tausendfach verschlungenen Wegen. Verantwortlich steht er vor der Menge seiner Geschäfte und Lasten. Er muß einen festen Charakter in das große Getriebe seines Lebens mitbringen, oder er ist als Mann verloren und unbrauchbar. — Große und erstaunliche Erfahrungen werden diesen Charakter bilden, und nach und nach eine innere Festigkeit aufdrucken, die nur unter Arbeit und Thätigkeit erlernt werden kann. Die Welt giebt ihm seinen Charakter, weil er für sie handeln muß, — aber die Welt richtet sich auch nach diesem Charakter, weil sie sein Geschlecht ehrt, und sich nach diesem in ihren

Forderungen bequemen muß. Das Weib hingegen hat wenig Beruf, noch Gelegenheit genug, eine männliche Selbstständigkeit zu erwerben, — sie würde ihren Beruf und ihren Charakter verfehlen, wenn sie sich mit jener Veste ihres Willens umgeben wollte. Ihre Liebenswürdigkeit soll sich in sanfter Güte und zärtlichem Hingeben zeigen; sie soll nicht eigenmächtig gebieten und herrschen wollen; sie soll nicht Mann seyn, was sie bey einer beharrlichen Selbstständigkeit des Charakters seyn würde. — Alles ist zwischen beyden Geschlechtern auf das Mehr und Weniger ihrer innern Kraft berechnet. Diese ewige Einrichtung der Dinge kann nicht aufgehoben werden, wenn es zwey Geschlechter geben soll. — Seine Selbstständigkeit hat der Mann für seinen Beruf; seine Selbstständigkeit hat das Weib für den ihrigen; beyde haben darum ihren eigenen originellen Charakter, und es wäre Unsinn, wenn man dem Weibe ihre Originalität absprechen wollte *).

---

*) Pope soll zuerst diesen Satz gewagt haben. — Pope fand ihn aber schon in einer Menge classi-

Wenn man aber zur Erhebung des andern Geschlechts ihm nun auch sogar eine höhere Selbstständigkeit in der Tugend, — einen

---

scher und unclassischer Schriftstellen der Alten. Schon die erste sogenannte Stammmutter des menschlichen Geschlechts besaß nicht Selbstständigkeit genug, der lockenden Begierde zu widerstehen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat man den Gedanken wie ein Axiom nachgelallt: daß dem Weibe — Charakter fehle. Die Männer haben aber hierdurch doch wol nichts anderes ausdrücken können und wollen, — als die höchste Alltäglichkeit des Gedankens: „daß das Weib nicht den Charakter des Mannes habe"; — hätten sie sich besser hierbey bedacht, so würden sie nicht einmahl einen Scherz in den Satz hineingelegt haben, ohne über sich selbst zu erröthen. Sie würden nähmlich höchlich erstaunt seyn, — daß eben jene vermeintliche Charakterlosigkeit des Weibes fast überall den charaktervollen Mann beherrsche, und daß, durch einen unbegreiflichen Fehler der Natur, eine weibliche Negation über eine unbestrittene männliche Realität das Regiment führe. Alle diese Widersprüche der Natur sind gehoben, wenn man dem Weibe wirklichen Charakter giebt, und so über einen andern Charakter, durch die Analogie ihrer Humanität, herr-

bleibendern göttlichen*) moralischen Sinn als den Männern zuschreiben will; so weiß man wol nicht recht, was man sagt, — und tausend Dinge müßten erst ins Klare gebracht seyn, ehe man ein Geschlecht moralisch über das andere hinausheben könnte und dürfte. Die sogenannten ehrbaren Frauen halten sich freylich für selbstständiger in der Tugend, weil sie weniger sinnlich und leidenschaftlich, als die Männer, sind, weil sie ihre Keuschheit rein bewahrten, und ihr guter Nahme, wie eine unbefleckte Glorie, vor den Augen der Welt und ihres Gewissens steht.

---

schen läßt. Es scheint durchaus ein Widerspruch zu seyn, daß ein charakterloses Wesen über ein anderes, das wirklichen Charakter besitzt, — herrschen könne, und ist — eine Beleidigung des weiblichen Geschlechts, wenn man ihm Charakter abspricht, weil man dadurch seine gesammte Moralität angreift, — oder die Schwächern verführt: durch den Nichtglauben an ihre Kraft — tief zu fallen.

*) Ein schwärmerischer Ausdruck, den man sich zu Gunsten der Weiber, — hoffentlich doch nur aus schriftstellerischer Galanterie, neuerlich oft erlaubt hat. —

Sie können es kaum glauben, daß der sinnliche Mann einer moralischen Selbstständigkeit fähig sey, — sie sehen in ihm nichts, als ein Getriebe schwankender Launen — und schwankender Vorsätze — zum Besserwerden, die augenblicklich in ihr Nichts zusammenstürzen; oder sie erblicken in ihm einen stürmischen Ehrgeiz, der den armen — festen Männercharakter, wie die Trümmern eines zerschmetterten Schiffs auf dem Oceane, hin- und hertreibt, und ihn bis zum Lächerlichwerden neckt. Nach der Philosophie dieser Frauen giebt es nur eine unbefleckte Tugend unter den Weibern. Die Tugend der Männer sey eine Dirne, die sich augenblicklich verführen lasse, — oder andere verführe. Die Stärke des Mannes bestehe allein in den Glauben an seinen Egoismus; in allem übrigen sey er schwächer, als ein Weib, — und er dürfe sich daher der moralischen Aufsicht ihres Geschlechts nie entziehen, wenn er noch einigermaßen achtungs- und liebenswerth bleiben wolle. Diese Frauen gründen ihr höchstes Verdienst auf die Keuschheit, und dichten sich einen permanenten Charakter an,

weil ihrer Tugend vielleicht noch nie eine Versuchung gezeigt wurde.

Andere Frauen dichten sich eine Selbstständigkeit und Gemüthsstärke an, und werden von Unkundigen für Heroinen ihres Geschlechts gehalten, weil sie durch ihr glückliches Phlegma gegen die veränderliche Gemüthsart ihres Geschlechts gesichert werden. Allein diese Festigkeit des Charakters, die man eigentlich nur Kälte und Materialismus des Gefühls nennen müßte, hat kein Verdienst; — sie ist nicht nach Maximen und aus Raisonnement, sondern eigentlich nur aus Willenslosigkeit fest, und kann, da sie sich nicht selbst schafft, nicht anders als blindlingsstark handeln, wenn man ein so seelenloses Getriebe noch — Handeln nennen darf. Da diese Frauen, wegen ihrer Gefühllosigkeit, unser Geschlecht so wenig anziehen, und selbst, wenn sie schön sind, ihre eigenen Reize durch den Mangel an Lebhaftigkeit verdunkeln und entwaffnen; so pflegt auch ihre Tugend selten in Gefahr zu gerathen. — Da die weibliche Eitelkeit aber auch in den allerlangsamsten Frauen ihre Rechte behauptet, — so finden wir, daß eben diese

weiblichen Phlegmatiker sich die Beständigkeit ihrer unangefochtenen Tugend selbst hoch genug anrechnen, und die strengsten Sittenrichterinnen ihres Geschlechts zu seyn pflegen. Es ist ihnen unbegreiflich, wie ein Weib fallen kann, weil sie selbst nicht zum Fallen versucht werden, — unbegreiflich, wie die Schmeicheley eines Mannes das Herz eines Mädchens berücken könne, — weil ihnen keine Flatterien gesagt werden. Aus den Winkeln ihrer Obscurität heraus predigen sie ihrem Geschlechte eine ewige Festigkeit der Seele, und verkünden den totalen Fall aller Moralität, weil kein Weib auf eine so unüberwindliche Art, wie sie, selbstständig sey und seyn wolle. [Siehe unten das phlegmatische Weib.]

Wieder ohne alles Selbstverdienst ist die sogenannte Charakterstärke dieser phlegmatischen Frauen, — wenn sie im Unglück nicht klagen und nicht sinken, wenn sie Elende mit einer erstarrenden Beredsamkeit zur Geduld gleichsam forciren wollen, und in allen ihren Lagen immer ein und dasselbe Gesicht zeigen. Dieser Stoicismus ist schon an sich verdächtig, weil er über-

haupt der weiblichen Natur nicht eigen seyn darf, folglich nur in einem mißgebornen Charakter, in einer absoluten Gefühllosigkeit liegen muß. Es wäre daher auch unrecht, wenn man sich über die Leiden solcher geisteslosen Wesen über die Gebür beunruhigen wollte. Wenn wir uns mit unsern lebhaftern Gefühlen in ihre Stelle zu setzen suchen; — so werden sie selbst kaum alles das halb empfinden, was wir für sie leiden, und sie werden uns keinen Dank dafür wissen, daß wir uns ihren Schmerz so lebhaft gedacht haben, — ja, sie werden uns wol sogar unter sich erblicken, weil wir weniger Fassung, als sie, zeigen konnten. — Eine Art der Selbstständigkeit muß man aber dem andern Geschlechte vor den Männern einräumen, nähmlich die, welche sie aus der Religion schöpfen, und womit sie so oft ihr ganzes Leben auf eine edele Art stärken, — wenn der Mann sich blos an seinen Egoismus hält. Der Hinblick auf eine andere Welt, — auf künftige Belohnungen und Strafen, der Gedanke und Glaube an eine allwissende Gottheit, die sich so gern der Schwachen erinnere, und ihnen zu Hülfe komme, erleuchtet mit einer le-

bendigen und belebenden Gewalt die Seele aller unverdorbenen Frauen, und sichert die Welt vor einer allgemeinen Ausartung oder Ausrottung humaner Sitten. Der brutale, genußsuchende Sinn des Mannes würde nach und nach die Liebenswürdigkeit und Unschuld des ihm unterjochten Geschlechts vertilgen und verschlingen, wenn dieses Geschlecht sich nicht mit der Stärke seiner Religion bewaffnen könnte. Auf die Art muß der Mann durch seine Achtung gegen das andere Geschlecht selbst gebildet werden, und sein Glaube an eine Zukunft hat sich unendlich oft an dem weiblichen Glauben dieser Art anzünden müssen. Wenn die Andacht und religiöse Schwärmerey auch bisweilen die Frauen mit einem sinnlichen Leben nur desto vertrauter machte, und, indem sie himmelan steigen wollten, sie sich desto leichter von der Verführung überraschen ließen, so hat dagegen die Religion die Unschuld und Tugend von hunderttausenden gerettet, und noch nie ist es einem verständigen Manne eingefallen, sich mit einer Gattin ohne Religion zu verbinden.

Feigheit und Wankelsinn.

Dem Muthigen steht der Feige, — dem Selbstständigen der Wankelsinnige entgegen, und diese Charaktere müssen wir noch einschalten, ehe wir zu dem Gemälde des wahrhaft seelengroßen Mannes übergehen können.

Wenn man die Naturzwecke zur Erhaltung unseres Lebens und zur Begründung eines vernünftigen Gebrauchs unserer Kräfte untersucht; so kann die Einrichtung unseres Willens nicht ohne einen gewissen Grad von Furchtsamkeit bestehen, — und mit ihr soll gleichsam alles Handeln, insofern es durch Versuche abgewogen werden muß, — beginnen. Weil nähmlich der menschliche Wille nicht auf einmahl, sondern nur nach und nach zur Reife und Festigkeit gelangen kann, — und, ehe er sich gebrauchen lernt, wie der menschliche Geist in seinen Denkübungen, tausendfache Experimente machen muß, damit er für die kommenden Zeiten die rechte Methode seiner Wirksamkeit treffe; so muß er sein Werk mit einer gewissen bangen Vorsicht anfangen, — und insofern ist die Furchtsamkeit ein Innatum quid, das in allen beseel-

ten Wesen allgemein herrscht, und nie, als mit dem Ende aller Vernunft [wie z. B. bey Rasenden, und vielleicht doch nur in einzelnen Perioden], ganz ausgerottet werden kann. Durch verunglückte Versuche soll der Mensch die Logik seines Handelns lernen, wie das Kind erst nach unzähligen mißlungenen Schritten einen festern und sicherern Gang annimmt. Der blinde Wille, — der in dem sinnlichen Menschen nur als leidenschaftliche Kraft wirkt, und, sey es auf welche Art, nur zu seiner Sättigung hinstürmt, muß, um Liebe in seinem Gebiete zu bekommen, den Verstand nach und nach in sein Interesse zu ziehen lernen, — und dieß würde bey einer ungebundenen Freyheit und einem ewigen Glücke seiner Versuche nimmermehr geschehen. Die Vernunft gebietet die Furchtsamkeit — der menschlichen Natur, damit sie sich in der rechten Art des Muthes übe, — nähmlich in der Art, welcher durch Erfahrungen gelernt hat, wie weit die menschliche Willenskraft in Bestehung der Gefahren auf eine ehrenvolle Weise ausreichen könne und müsse.

Das menschliche Leben — und alles, was von ihm in uns abhängt und geformt wird, ist überdieß mit so vielerley Ungewißheiten und Gefahren umgeben, und durch zahllose Fäden mit der Welt so wunderbar und tief verflochten, — daß es sogar eine Pflicht der Furchtsamkeit giebt, die wir, ohne bestraft zu werden, nicht leicht verletzen können. Um uns an diese Pflicht zu unserer Selbsterhaltung zu erinnern, hat die Natur gleichsam zum Wächter unseres Daseyns ein wunderbares unerklärliches Gefühl gesetzt, das wir den Schmerz nennen, und dem unser geistiges und physisches Individuum unbedingt unterworfen ist. Die Furcht vor diesem mächtigen Gefühle ist allen Menschen, den muthigsten und tollkühnsten selbst, angeboren, — und der prätendirte Heroismus, seiner nicht zu achten, ist, bey Lichte besehen, gemeiniglich nichts anderes, als ein armseliges Blendwerk des menschlichen Stolzes gewesen. Die Natur will sogar, daß wir den Schmerz als eine ihrer weisesten Einrichtungen ehren, — und, um ihn zu vermeiden, augenblicklich mit unserer Vernunft zu Rathe gehen sollen.

Von dieser Furchtsamkeit, die ein Naturgesetz ist, — kann hier nicht die Rede seyn, — wenn wir das Gegentheil des Muthigen, — den Feigen, darstellen wollen. Dieser ist allemahl ein verächtlicher Charakter, weil er keine Willenskraft zur Besiegung selbst geringer Gefahren zeigt, und mithin seine Unbrauchbarkeit zum menschlichen Leben, zur Verrichtung schwieriger Geschäfte, zur Berathschlagung bey mißlichen Angelegenheiten, ja sogar zur Freundschaft und jeder moralischen Selbstständigkeit, überall documentirt. Er ist ein von sich selbst Verlassener, der mit eigner Kraft nichts durchzusetzen vermag, und die allerniedrigsten Handlungen in dem Paroxismus seiner Bangigkeit zu begehen im Stande ist. Aus Bangigkeit kann er ein Verräther des Vaterlandes werden, und seinen Gegnern die größten Vortheile einräumen, — aus Bangigkeit seine edelsten Freunde preisgeben und verlassen, sich selbst und die Seinigen in die größten Verlegenheiten stürzen, und die heilsamsten Plane vortrefflicher Menschen vernichten. Der Poltron zittert vor der Zukunft, und bebt vor der Gegenwart der Dinge, — und selbst

die Vergangenheit muß seine Phantasie mit finstern Ideen-Associationen martern. Sind keine Gefahren vorhanden, so wird er sich dergleichen erdichten, und oft vor Erscheinungen zittern, die kaum denkbar waren; — er sieht, er hört nichts mehr, als den Gegenstand seiner Furchtsamkeit; — er ist todt für alle Lebensfreuden; — er wird von einem zaghaften Mißtrauen gegen alle Menschen gefoltert, und dennoch wird er sich von jeder Gefahr überrascht glauben. Er ist verloren, wenn sich Muthigere nicht neben ihn stellen, und ihm helles Tageslicht zeigen, wo er nichts als Labyrinthe erblickt.

Der Poltron kennt seine Seelenkrankheit gemeiniglich recht gut, — und gebraucht daher gewöhnlich zwey Mittel, — um nicht ganz zu sinken. Er sucht sich entweder gewisse Stützpunkte, gewisse kraftvolle Menschen auf, denen er gleichsam sein ganzes Ich mit allen seinen Verhältnissen und möglichen Fährlichkeiten anvertrauet. Diese läßt er für sich denken, kämpfen und — empfinden; — blindlings unterschreibt er ihre Methoden, ihn zu — täuschen; blindlings folgt er ihren zweydeutigsten Winken,

und kann sogar bisweilen par ordre muthig werden, wenn ihn seine Schildknappen nicht verlassen. Man nimmt ihm diese Stützen, — und der Zustand der Verdammniß, welcher in der Furchtsamkeit liegt, kehrt mit allen ihren Qualen in ihn zurück. Wir sehen daher den Poltron fast immer mit einer Menge schlauer Freunde umgeben, die er als seine Vestung betrachtet, — und die selbst von ihrem Commando Vortheile genug zu ziehen wissen. Aus Furchtsamkeit ist er auch gemeiniglich gegen alle Menschen submiß, — sogar gegen Höhere kriechend, — und bis zur ekelhaften Anbethung demüthig. Dadurch will er sich Schutzgötter erwerben, und die Herzen bestechen, weil er sie durch keine Selbstkraft gewinnen kann, — und sich gegen den Muthigen vertheidigen, weil dieser seiner Seele unaufhörlich in einem furchtbaren Bilde vorschwebt.

Oder der Poltron [vornehmlich der militärische] nimmt den äußern Anstrich des Herzhaften an, und rühmt den Muth, welchen er nur dem Nahmen nach kennt. Er redet mit Enthusiasmus und weitschweifigen Repetitionen

von seinen Heldenthaten, und legt sich den Ruhm bey, den andere erwarben. Er erhebt dabey den Ton seiner Stimme, seine Augen funkeln, seine Hände sind in einer Bewegung, als ob er noch das blutige Schwert führte. Genau besehen, ist dieß nur die Mimik des vormahls Verzweifelnden, der das Ueberstehen der Gefahr in einer convulsiven Freude nachbildet, — und innerlich noch vor jenen schrecklichen Augenblicken zittert. Er donnert gegen die, welche ihre Schuldigkeit nicht gethan haben sollen; er ist ungerecht gegen sie, er will dadurch zeigen, wie tief die Unerschrockenheit in seiner Seele wohne, — und hält den braven Mann für einen Feigen, weil er nicht von seinen eigenen Verdiensten plaudert. Er vergrößert in der Erzählung die Gefahr, die er besiegte, — um sich selbst zu heben; — er glaubt endlich seinen eigenen Erdichtungen, er drohet dem Zweifler Rache; — aber er fällt ihm brüderlich um den Hals, wenn dieser ernsthafte Anstalten zur Gegenwehr macht, — oder ihn Lügen strafen will. „Wo er Beyfall findet, sagt Lichtenberg von dem berüchtigten John Falstaff, da schwellt

die Erzählung seiner Thaten von einem Schneeflöckchen zu einer Lavine, die alles mit sich fortreißt; sobald er aber Widerspruch findet, und ihm vor der Bloßstellung bange zu werden anfängt: so schmilzt der ungeheure Ball wieder nach und nach zu dem Flöckchen von Wahrheit zusammen, aus dem sie erwachsen war." Falstaff erzählt — sogar Augenzeugen — seine Heldenthaten, die grade das Gegentheil gesehen hatten. Diese Dreistigkeit ist vielleicht die einzige, die in dem Gemüthscharakter des Poltrons gefunden wird *).

Die Poltronnerie zeigt sich in tausendfachen Erscheinungen und Wirkungen auf das Gemüth, und kein Zustand desselben verräth sich auf eine anschaulichere Art, als sie. Die Furchtsamkeit

*) Falstaff war muthlos entlaufen, und dennoch erzählte er dem Prinzen Heinrich von England: „wenn ich nicht mit einigen funfzigen gefochten habe; so will ich ein Bündel Radiese seyn! Wenn ihrer nicht zwey bis drey und funfzig über den armen alten Hans her waren; so bin ich keine zweybeinige Creatur!" Shakspeare's Heinrich IV. Schlegels Uebersetzung, 6ter Theil. Berlin 1800.

ist eine Erstarrung des ganzen handelnden Menschen, — ein Uebergang zur Ohnmacht, die nur noch einen Grad des Lebens zu behalten scheint, um sich durch und durch in dieser Blöße zu verrathen *). Selbst in ihren An-

---

*) Theophrast setzt seinen Poltron auf ein — Schiff, oder auf das Schlachtfeld, — und läßt ihn da die klägliche Rolle seines feigen Charakters folgendergestalt spielen: „Ist der arme Tropf auf dem Meere; — so zwingt ihn die Furchtsamkeit, Sandbänke und Vorgebürge für die Trümmern eines auf dieser Küste gescheiterten Schiffes zu halten. Bey der geringsten Wellenbewegung stammelt er furchtsam die Frage: ob auch alle Mitschiffenden die religiöse Weihe empfangen, kein unglückbringender Mensch auf dem Schiffe sey? Giebt der Schiffer dem Fahrzeuge eine neue Wendung; so fragt der Feigherzige wiederum: ob er auch die rechte Straße des Oceans treffe, und ob die Götter noch gnädig und barmherzig sind? oder sagt es den Anwesenden grade heraus: daß er sich wegen eines schrecklichen Traumgesichts fürchte. Nun entkleidet er sich wol gar, — um sich durch's Schwimmen zu retten, oder drängt in die Schiffer, ihn an's Land zu setzen." Diese Züge im Charakter des Feigen sind, wie alle Gemälde des Theophrast, zwar nur einseitig und gleichsam local; allein sie gehören als einzelne Theile

maßungen, beherzt zu scheinen, zittert das schwache Gemüth hervor, und seine — Drohungen sind meisten Theils nichts anderes, als der Anfang einer innern Verzweifelung, oder eine Heucheley des Muthes, der bey dem

---

zum Ganzen, — wie der Zug im Bilde des feigen Soldaten, „der, wenn er sich zum Kampfe stellen soll, — sein Schwert mitzunehmen vergessen hat, in das Zelt zurückeilt, und es da, — um es desto länger zu suchen, — unter sein Lager verbirgt." Ich halte die Charaktere des Theophrast für weiter nichts, als hingeworfene Skizzen vielleicht zu größern und ausführlichern Zeichnungen. — Es sind einzelne, individuelle Fälle, die er erlebte, oder sich fingirt hatte, und die er denn unter irgend eine allgemeine Benennung einer individuellen menschlichen Thorheit bringt, — und personificirt. Allein dieß giebt immer nur eine magere Ansicht der Eigenthümlichkeiten eines Charakters, weil uns in einer solchen arbitrairen Sammlung einzelner Züge der ganze Umriß und Zusammenhang seiner Natur nicht sichtbar wird, — wenn auch einzelne Partien, wie im griechischen Sittenmaler, scharf genug bezeichnet seyn sollten. Theophrast läßt uns in seinen Zeichnungen nie das Ganze eines Menschen sehen, — dagegen bekümmert er sich auch nicht um jene psychologische Deuteley des Eigenthümlichen, wo-

leiſeſten ernſten Angriffe mit dem armſeligen Prahler davon läuft. Auch wird man leicht die Bemerkung machen, daß Männer, die über-all Beſtrafungen einführen wollen, in ihren Erzählungen nicht leicht einem Verbrecher Pardon geben, überall ein ſcharfes Richteramt unter den Menſchen anzuſetzen rathen, über die Milde der Regierungen klagen, die Todesſtrafen vertheidigen, und nur immer mit dem Schwerte einhauen wollen, gemeiniglich Poltrons ſind, — und aus Poltronnerie die ungerechte-

---

durch ſich Ariſtoteles in ſeinen Gemälden des menſchlichen Alters auszeichnete. Jener ſchrieb mehr in dramatiſcher Hinſicht, dieſer mehr für den Pſychologen. La Bruyere ahmte die Manier des Theophraſts in der mahlenden Individualität der Charaktere nach, ohne ſich ſclaviſch an den Griechen zu binden. Seine Charaktere ſind feiner angelegt und ausgeführt, vielſeitiger, componirter und dramatiſcher, wie ſie der cultivirtere vielſeitige Geiſt des Zeitalters hervorrief, oft bis in das kleinſte Detail hinab — treffend, beſonders da, wo er Menſchen zeichnet, die — gleichſam mit ihrem ganzen Weſen auf — Kleinigkeiten beruhen, und durch Kleinigkeiten groß ſeyn wollen.

sten Handlungen begehen können. Sie möchten lieber, daß es gar keine Gefahr im menschlichen Leben gäbe, damit sie keine zu bestehen hätten, — daß jeder kraftvolle Mann eingekerkert würde, damit er sie nicht einmahl seine innere Stärke empfinden lasse, — daß der Sclavendienst anderer sie vor aller Selbstthätigkeit sichern möge, — und daß nichts, als blindes Gehorchen und eine eiserne Dependenz, den Niedern leite. Dieß ist vornehmlich der kleinliche Charakter der vornehmen Poltronnerie.

Auf höhern Stufen des Ranges und der Gewalt ist daher der Poltron fast immer ein sehr gefährlicher Mensch, und nie sollte ein solcher Charakter eine Krone tragen. Da das Gebiet der Furchtsamkeit fast unendlich ist, und sich zahllose Träume eines bangen und mißtrauischen Sinnes in ihm bilden und austoben wollen; so wirft diese Leidenschaft alles vor sich nieder, was ihr Argwohn erweckt, und der Gebrauch ihrer Gewalt ist daher allemahl gefühlloser Despotismus. Die furchtsamsten Regenten sind auch immer die grausamsten gewesen, und durch die Poltronnerie ist vielleicht mehr Blut

vergossen worden, als durch den Heldenmuth. Dieser, durch sich selbst stark und mächtig, sucht den Feind nur zu überwinden, und ist hinter= her ein gütiger Sieger, weil er nur mit den Bewaffneten kämpfte; — aber der Feige sucht seinen Feind zu vernichten, und ihn seine Rache auf immer empfinden zu lassen. Er ruhet nicht eher, bis er durch den Untergang des Gegners beruhigt ist; — er fürchtet immer ein neues Aufleben und Widerstreben desselben, wenn er ihn nicht ganz wehrlos machen kann, — und daher sind oft mächtige Weiber, aus Feigheit ihres Geschlechts, viel grau= samer, als die Männer gewesen. Der Poltron fürchtet nichts so sehr, als die Wieder= holung eines Kampfs, dessen Gedanke ihm schon Schweis auspreßt, — anstatt, daß der Muthige neue Gelegenheiten seiner Kraftübung sogar auf= sucht, und da eigentlich in seinem Elemente lebt. Der Poltron sucht sich für jeden Preis von seiner unglücklichen furchtsamen Gemüths= stimmung zu befreyen, und weil ihm dieses doch nicht möglich ist, so kann er Menschen wie Thiere morden lassen, damit sein unruhiger

Geist doch nur einige Minuten Ruhe gewinne. Eben deßhalb sind fast alle Despoten in der politischen und selbst in der literarischen Welt — feigherzige Männer, die aus Furcht, ihren Charakter aufgeben zu müssen, ungerecht und intolerant zu seyn pflegen. Sie mögen es fühlen, daß ihre Furchtsamkeit gerecht ist. Der Tyrann sucht sich daher durch äußere Waffen, durch Drohungen mit Leib- und Lebensstrafen, durch wirkliche Executionen und heimliche Auflaurer zu bewaffnen und zu sichern, damit die gereitzte Menschheit sich ihm nicht zu sehr nähern und Rache wegen erlittener Ungerechtigkeiten nehmen möge. Er fürchtet den Tod, — weil er ihn verdient; aber er theilt ihn auch mit desto zügelloserer Bereitwilligkeit aus, damit die Furchtsamkeit anderer seinem eigenen furchtsamen Herzen Ruhe verschaffe *).

---

*) „Die Furchtsamkeit ist ein Hauptzug in dem aristocratischen Charakter. Eine Folge davon ist die Geneigtheit, überall das Argumentum a tuto geltend zu machen. Alles, was seinen Grundsätzen und Ansprüchen nur entfernt in den Weg zu

Die Despoten in der Literatur haben zwar dieses weite Feld der Selbstmacht nicht vor sich, weil hier nicht das Ansehen der Person, sondern nur der Kopf gilt; — aber eben deßwegen müssen sie ihre Feigherzigkeit noch mehr, wie jene, durch Intriguen, oder durch die Affectation einer höhern Autorität zu verstecken suchen. Alle Stifter neuer Systeme haben jene furchtsame Aristocratie, — um ihre Meinungen geltend zu machen, geäußert, und haben sich auf die Art, freylich nicht zu ihrer Ehre! den politischen Despoten gleichgestellt. Aus Aengstlichkeit, — daß ihre zum Theil luftigen Gebäude nicht von anders Denkenden niedergerissen würden, liessen sie sich zu niedrigen Verfolgungen ihrer Gegner verleiten. Die Rechthaberey im Denken ist oft noch unduldsamer, als die im weltlichen Befehlen, und die Wissenschaften, die überall auffer sich den Frieden anpreisen, und dieß mit Recht thun, haben ihn nie in ihrem

---

treten scheint, das will er lieber sogleich ganz vernichtet sehen." E. Platners philos. Aphorismen. 2ter Theil. 1800. 564.

eigenen Gebiete achten wollen *). Noch bis diesen Augenblick sind die berühmtesten Gerichtshöfe der Literatur dem Vorwurfe einer heimlichen Poltronnerie ausgesetzt, weil sie ihre Behmrichter nicht unter jeder Recension laut und öffentlich nennen wollen.

Und gab man ihnen weltliche Macht, — statt des Gebrauches der Zunge und der Feder — das Schwert; so entstanden mörderische Kriege, die man Glaubenskriege nannte, und die, genau besehen, nichts anders als Kriege eines feigen Egoismus waren. So entstanden die Despoten des Gewissens, — damit sich ihnen kein Gewissen mehr entgegensetzen könnte, die Tribunale der wüthigen Orthodoxie und die Inquisitionsanstalten aller Art unter geistlosen Regierungen, — aus Furchtsamkeit, damit

---

*) Auf ewig ist der Krieg vermieden,
Befolgt man, was der Weise spricht;
Dann halten alle Menschen — Frieden,
Allein die Philosophen — nicht.

Von Kästner.

[als Kant's philosophischer Entwurf: Zum ewigen Frieden, erschienen war.]

das heilige Dunkel, womit die Unwissenheit sich umgab, nicht zerrissen würde. Um die Seligkeit der Menschen würde man sich wenig bekümmert haben, wenn dieß nicht zu einer höhern äußern Machthaberey geführt hätte. — Um zu erleuchten und zu belehren, sind wenige Bücher der Art geschrieben worden, wenigstens ist es sehr schwer zu entscheiden, wenn die Gutmüthigkeit der Zeloten, oder die Besorgniß für die Aufrechthaltung ihres Systems oder ihres wirklichen Unsinns, ihr Betragen bestimmte? Eben so hat man in tausendfachen weltlichen und geistlichen Händeln, — aus Poltronnerie, — daß man seine Sache vor der gesunden Vernunft nicht durchführen werde, so oft eben diese Sache auf eine künstliche Art zu einer Religionssache gemacht, — und überhapt die Gottheit in menschliche Angelegenheiten gemischt, — wo die Gottheit nicht seyn wollte, noch konnte. — Wenn der ungerechte Fürst seinen Nachbar mit Krieg überzog, und der Muth seiner Streiter sehr zweifelhaft war; so rieth die Furchtsamkeit, das heilige Kreuz vor dem Heere vorantragen zu lassen, — und, wenn der fromme

Aberglaube die Beleuchtungen der gesunden Vernunft fürchtete; so nannte er seine redlichen Gegner — Gotteslästerer, was sie nie waren, und ließ sie — verbrennen.

Endlich giebt es noch eine besondere Gattung der Furchtsamkeit, die in den feinsten und gebildetsten Charakteren angetroffen wird, — und zwar immer einer Schwäche der innern Selbstkraft gleicht, aber doch, als eine ihnen aufgedrungene oder angeborne Aengstlichkeit, Entschuldigung verdient. Man kennt eine Menge der gelehrtesten und aufgeklärtesten Köpfe, die jene Furchtsamkeit und Schüchternheit im Umgange nicht ablegen können, und, aus einer oft zu schwachen Nachsicht, selbst die Meinungen eines impertinenten Dummkopfs zu genehmigen scheinen *). Sie wagen es kaum,

*) Man hat es dem unsterblichen Galiläus Galiläi als eine Schwäche angerechnet, — daß er nicht sein Axiom von der Bewegung der Erde lebhafter vertheidigte, — sondern sogar eine Wahrheit widerrief, von welcher er mathematisch überzeugt war. Also ein Märterer für eine mathematische

in geselligen Zirkeln laut zu werden, — oder bitten immer von neuem um Verzeihung, wenn sie einen Einwurf wagen. Sie lassen sich überstimmen und widerlegen, wie man es haben will, und widerrufen nicht aus Ueberzeugung, sondern aus innerer und unbezwingsamer Furchtsamkeit und Weichherzigkeit des Gemüths. Fast sollte man glauben, daß ihnen die Wahrheit nicht theuer genug sey, weil sie ihre Vertheidigung für einen so geringen Preis aufgeben, — und lieber unbekannt, als berühmt seyn wollen, da-

---

Wahrheit sollte er werden? — und da bedenkt man freylich nicht, was man sagt. Wer wird für die Wahrheit sterben wollen: daß ein Dreyeck drey Seiten und drey Winkel hat, wenn es Dummköpfe giebt, die das nicht begreifen? Galiläus konnte seine Behauptung nicht widerrufen, weil sie als eine reine Ueberzeugung unwiderruflich war, — er that es also nur der heiligen Einfalt seiner Zeitgenossen zu Gefallen, daß er äußerlich ihre Meinung annahm, indem er innerlich diese Einfalt tief verachtete und belächelte. Er befand sich im Lande der Hinkenden, die allein — nicht zu hinken glaubten. Es war also keine Schwäche, wenn er, um nicht länger und vielleicht auf Lebenszeit in

mit man nur ihre Schüchternheit nicht heraus-fordern möge. Der Grund dieses schlaffen und nachgebenden Wesens, welches mit ungeheuren Kenntnissen verbunden seyn kann, liegt fast immer in einer vorhergegangenen schlaffen Erziehung, die den männlichen Geist des Knaben unter einer armseligen Verweichlichung erstickte; aber auch oft in einem weichlichen Temperamente überhaupt, welches sich zum Widerstande unfähig fühlt, und eben darum zu einer ewigen Sclaverey bestimmt ist.

---

dem dumpfigen Kerker zu sitzen, die Hinkenden bey ihrer Meinung ließ, da sein System doch bald allgemein als richtig anerkannt werden mußte. Alle Vernünftige würden den Mann mit Recht ausgelacht haben, wenn er sich aus mathematischem Trotze für einen Satz umbringen ließ, welcher durch den Tod eines Märterers durchaus nichts an seiner Beglaubigung gewinnt, — indem er keiner moralischen Sanction bedurfte, sondern durch sich selbst das Gegentheil als ein Absurdum darstellte. Dagegen wäre er als der Nichtvertheidiger einer richtig erkannten moralischen oder politischen Wahrheit allemahl ein Poltron gewesen.

Auch da, wo der männliche Muth dieser verfeinerten Naturen noch nicht erstorben ist, kann der Mangel an Zutrauen zu sich selbst eine Schüchternheit und Unentschlossenheit hervorbringen, die nahe an Verzagtheit grenzt, und aus eigenem Antriebe nimmer etwas wagt. Ich habe einen sehr gelehrten, in den alten Sprachen sehr geübten Mann gekannt, welcher sich die unbedeutendsten Bittschriften an seine Obrigkeit von einem andern aufsetzen ließ, weil er sich selbst an diese geringfügige Arbeit nicht wagen wollte, — aus Furcht, daß ihm keine Zeile gelingen werde. Ein berühmter Kanzelredner zeigte gewöhnlich die Meisterstücke seiner Eloquenz, — ehe er sie auf die Kanzel brachte, — einem armseligen theologischen Handlanger, und ließ darin ausstreichen, was und wie viel dem unwissenden Critiker auszustreichen beliebte, — und wie viel Geistliche mag es nicht geben, welche die Geburten ihres Geistes sogar von ihren Frauen corrigiren lassen! — Es lebt auch jetzt noch einer unserer vorzüglichsten militärischen Schriftsteller, dessen zum Druck bestimmte Arbeiten jedesmahl der Critik und Durchsicht seiner

Gattin übergeben wurden, ehe er sie in die Welt schickte. —

Auch läßt sich die These gar wohl vertheidigen, daß, wenn der Muth die Wahrheit nicht ernst und laut, und mit Aufopferung eigener Vortheile zu sagen wagt, — sondern sich hinter die Satyre steckt, — eine Feigheit im Hintergrunde des Gemüths liegt, und daß der Satyriker in der Regel ein furchtsamer Charakter seyn dürfte. Daß der Witz, als ein Spiel eigenthümlicher Gedanken und Einfälle über das Lächerliche, gefallen und belustigen will, ist seiner Natur gemäß; — aber es ist eben so natürlich, daß er durch den gezeigten Stachel sich eines anderweitigen Muthes entschlagen, und, statt dieses, lieber jenes leichtere Mittel gebrauchen möchte. Er sieht es eben deßwegen gern, daß seine Spitzreden bekannt werden, damit man ihn im Nothfalle respectire; — aber er geräth auch fast jedesmahl in Verlegenheit da, wo er ernste Rede stehen soll, und aller Witz nicht mehr ausreicht. Nun soll die männliche Kraft hervortreten, wo keine vorhanden ist, und nun soll die Selbstständigkeit

eine Person vertheidigen, die sich bisher nur durch das Possierliche schützte. So hat man ferner die Bemerkung gemacht, daß alle Satyriker unter der Herrschaft ihrer Frauen standen. Diese scharfen Beobachterinnen des männlichen Sinnes und Geistes bemerkten gar bald, daß, wenn die Pfeile des Witzes verschossen waren, der Kopf des Mannes entweder nur als ein leerer Köcher dastand, oder, daß er sich wenigstens nur durch diese Waffen vertheidigen konnte, — wozu gar kein innerer Muth erforderlich war. Sie, die Weiber, konnten ihn daher immer auf einem Felde angreifen, dessen Terrein der Mann nicht kannte, — und wo der weibliche Muth, sobald er es nur mit einem leicht zu vernichtenden Spiele, — mit einer Witzrede zu thun hatte, allemahl die Oberhand gewinnen mußte.

Man darf auch überhaupt wol den Satz, ohne paradox zu scheinen, annehmen, daß das viele Wissen und Studieren, und die darauf verwandten Anstrengungen des Kopfs dem männlichen Muthe eher nachtheilig, als vortheilhaft sind, — und daß das Gemüth nicht selten an

innerer Energie abnimmt *), je mehr der Geist sich in seine Nachforschungen vertieft. Der Muth ist eine Sache des sich starkfühlenden Willens, einer gesunden und festen Organisation des Gemüths, die auch ohne alle höhere Cultur des Geistes vorhanden seyn, und, wie Geschichte und Erfahrung lehrt, in rohern Naturen zum Heldenmuthe übergehen kann. Wirklich vernachlässigt der immerfort denkende Kopf, während er nur über Ideen brüthet, seine Willenskraft zu größern Unternehmungen, und opfert lieber einen Theil seiner Energie durch einen schüchternen Nichtgebrauch hin, als daß er sich etwas von seinen geistigen Beschäftigungen abbrechen sollte. Er überläßt das Wagen und Vorwärtsdringen in dem Gewühle der Welt gern andern muthigern und gewandtern Leuten, wenn er nur daheim in stolzer Ruhe seine Kenntnisse vermehren, und ohne Geräusch seiner höhern Cultur leben kann.

---

*) S. die Charakterzüge der Studierenden, S. 71 u. f. im ersten Bande dieses Werks.

Fast alle große Gelehrte, wenn sie nicht auf einen hohen Posten in dem Weltleben verpflanzt waren, haben nach und nach den Muth aufgegeben, wenn sie nur jene Ruhe und Einsamkeit genießen konnten, die von jeher den Studien und Musen so hold war. Die Arbeiten, das leidenschaftliche Aufglühen eines Gemüths, das mit Gefahren kämpft, oder sich wol selbst aus übergroßer Herzhaftigkeit in Gefahren stürzt, die unruhigen Beschäftigungen, eine noch ungewisse Zukunft zu erringen, und die möglichen Erfolge eines Wagstücks zu berechnen, passen sich nicht für jenen stillen Geist, welcher sich in gelehrte Speculationen versenkt, oder auch nur Varianten sammelt. — Es kommt ihm sogar lächerlich vor, wenn der Stubengelehrte, wie ein Renomist, hervortritt, und in äußern Proben der Herzhaftigkeit eine Art von Ruhm sucht. Kein Stand hält daher auch die Existenz des Soldaten für wichtiger und nothwendiger, als der Gelehrte, weil jener seine wissenschaftliche Ruhe und die Wissenschaften selbst schützen soll, und keiner achtet eine gute Polizey so sehr, als der Gelehrte, weil durch

die Unordnungen des Staats und des bürgerlichen Lebens die Wissenschaften selbst große Erschütterungen leiden, und ihr segensreicher Einfluß auf die Verfeinerung und Veredlung der Gefühle in den Ungewittern der Staaten fürchterlich gehemmt wird *). —

Die durch das Studieren, entweder durch wirklich fortgehende tiefsinnige Untersuchungen, oder auch nur durch literarische Grillenfängerey geschwächte Willensstärke des Gelehrten ist nun eben darum auch der Grund, warum das Regiment der Frauen in diesem Stande über-

---

*) Wenn es daher unter den Literatoren Frankreichs in den Zeiten seiner politischen Anarchie wirkliche Revolutionsprediger gab; — so waren dieß gewiß keine wahrhafte wissenschaftliche Freunde und Kenner der Gelehrsamkeit, sondern Querköpfe und Aftergelehrte, die durch die Revolution gewinnen wollten, Priester, die durch den umgestürzten Staat eine neue Freyheit zu erobern, Advocaten, die sich durch die Trümmer adliger Güter zu bereichern, Banqueroutirer, die sich durch die Verjagung ihrer Gläubiger zu decken, Aerzte, die künftig im wollüstigen Müßiggange zu leben hofften.

all so permanent und herrschend ist. Die Nothwendigkeit, worin sich die meisten Gelehrten befinden, die ganze Aufsicht des Hauses und der Familie, das eigentliche Handeln und Wirken daheim, der thätigern Gattin zu überlassen, während sie in ihrer Ideenwelt festliegen, und nur in Ideen leben, entwöhnt sie nach und nach von aller muthigen Einsprache in die Regierung des Hauses, und in vielen Häusern gehören sie wirklich nur zu den vornehmern Domestiken, — oder zu Statisten auf einer Schaubühne, wo die Frau mit mehrerm Rechte die erste Rolle spielt. Selbst der feinere weibliche Lebenstakt muß oft der Pedanterie und den fehlerhaften Sitten des Gelehrten zur Seite treten, damit er sich nicht lächerlich und verächtlich mache, sondern, durch die weibliche Klugheit geleitet, sicherer durch die Welt gehe. Kein Stand der menschlichen Gesellschaft, bedarf daher der guten und verständigen Weiber so sehr, als die Gelehrten. Die Weiber müssen diese eingebildeten Götter gleichsam wieder zu Menschen umschaffen, ihren Sinn für das practische Leben verfeinern und veredeln, ihren Stolz demüthi-

gen, und denjenigen Gehorsam einprägen, die über die ganze Welt zu herrschen glauben. Alle Frauen gebiethen überhaupt schon über die Männer durch eine feinere Gewandtheit und Glätte des Geistes; nichts ist daher natürlicher, als daß Männer, welche jene Gewandtheit unter dem Bücherstaube verloren haben, sich freywillig der weiblichen Regierung unterwerfen, oder, wenn sie auch steif und fest an ihre männliche Oberherrschaft glauben, dennoch dem Eigenwillen eines gescheidten Weibes fröhnen müssen. Hierzu kommt noch dieß, daß die meisten Gelehrten, bey aller Gelehrsamkeit und Vielwissenheit, selten den Charakter des andern Geschlechts studiert haben, und sich eben deßwegen, wie wir überall sehen, blindlings und gleichsam stumpfsinnig in seine Arme werfen. Wir erstaunen mit Recht, wie oft die allergelehrtesten Männer — Sclaven eines sehr alltäglichen Weibes sind, und wie diese Lichter der Welt sich oft wie Kinder von einem Kinde leiten und beherrschen lassen.

Man findet eben darum in keinem Stande des menschlichen Lebens weniger Ehescheidungen, als unter den Gelehrten, und zwar aus

dem natürlichen Grunde, weil überhaupt nicht leicht eine Ehe getrennt wird, worin die Frau die Oberherrschaft besitzt. Gewöhnlich ist der Mann hiermit vollkommen zufrieden, und in solchen Regierungen stehen Regent und Unterthan in dem freundlichsten Verhältnisse mit einander. Ueberdieß hängt es ja von der Frau ganz allein ab, ihre Oberherrschaft dem Manne so leicht und angenehm, als möglich, zu machen, und ihn sogar fest zu überzeugen, daß er, bey einer umgekehrten Ordnung der Dinge, ein unglücklicher, oder doch wenigstens ein unbrauchbarer Mann seyn würde. Diese Ueberzeugung wird ihn seine Regentin nur desto mehr verpflichten, er wird ihr seine innige Dankbarkeit dafür opfern, und diese Dankbarkeit am liebsten durch eine gefällige Unterwürfigkeit ausdrucken wollen. Er wird eben deßwegen den Hausfrieden gern und bereitwillig zu erhalten suchen, und alle diese Umstände werden ihm den Gedanken an eine Trennung der Ehe fast unmöglich machen. Der wissenschaftliche Mensch scheint auch überhaupt schon auf irgend eine Art zum Gehorchen bestimmt zu seyn, — wenig-

stens haben die Großen und die Weltleute in diesem Stande von jeher die furchtsamsten und nachgiebigsten Gemüther zu entdecken geglaubt.

Der Wankelmüthige steht, in Absicht seiner Unbrauchbarkeit und schwachen Willensnatur, mit dem Feigherzigen gleichsam auf einer Stufe der Negation, und ist darum ein so unbeständiger und inconsequenter Mensch, weil er mit dem Gebrauche seiner eigenen Kraft selten auf's Reine kommt, und bald gegen sich selbst, bald gegen sein Schicksal eine furchtsame Zaghaftigkeit empfindet. Auch bey ihm, wie beym Poltron, ist die Hoffnungslosigkeit oder wenigstens die Hoffnungsschwäche [weil die innere gelähmte Selbstkraft nichts wagt, sondern nur immer in einem ängstlichen Zurückziehen begriffen ist] der Grund alles Zögerns und Nichthandelns, wo durchaus fest und entschlossen gehandelt werden muß. Ist aber einmahl das Selbstvertrauen dahin, und aller innerer Stoff hierzu durch die Aengstlichkeit vernichtet; so kann es gewöhnlich durch nichts in der Welt wiederum

erweckt oder geschaffen werden, und der Wankelmüthige ist daher wie ein unheilbarer Seelenkranker zu betrachten. — Ihr wollt ihm in seinem Glücke behülflich seyn, ihr regt seinen Muth an, ihr befestigt seinen Glauben an sich selbst, ihr sucht ihm die Kunst, sich in die Welt zu schicken, anzubilden, und, wenn es ihm auch an innerer Kraft gebräche, ihm doch wenigstens die Kunst der Klugheit mechanisch einzuflößen, — er wird sich auch wol durch eure Theilnahme und kräftige Einsprache auf einige Augenblicke gestärkt fühlen, der Mann wird aus ihm hervortreten; aber, ehe ihr's vermuthet, wird er euch entschlüpfen, und mehr negative Schritte rückwärts thun, als er positiv vorwärts gegangen war. Ihr zeigt ihm gutmüthig die Mittel und Wege, wodurch er aus einem verdrießlichen Wandel herausgerissen, von einer überlästigen, ihm aufgedrungenen Verbindlichkeit wiederum losgebunden, und nun als ein freyer und selbstständiger Kopf handeln könne; ihr zeigt ihm, wie unwürdig man seine Lasten vermehrt, seine Herzensgüte gemißbraucht, seine Unentschlossenheit getadelt, und sein eigenes Vermögen be-

raubt habe; ihr zeigt ihm alle die Schreckniſſe der Zukunft, die ſeiner warten, wenn er nicht einen muthigen Gang wagt und dem hämiſchen Spiele mit ſeiner Charakterſchwäche nicht bald ein Ende macht. Er hört euch aufmerkſam an, er iſt ganz eurer Meinung, er verſpricht euch, von nun an — Mann zu ſeyn; aber kaum habt ihr ihn verlaſſen; ſo ſtürzt er in den Strudel ſeiner Bedenklichkeiten zurück, und widerruft kindiſch alle ſeine vernünftigen Vorſätze. Bisweilen zeigt er einen Paroxismus von Muth und Herzhaftigkeit, und macht wirklich Verſuche, die innere Sclaverey ſeines Gemüths zu zerbrechen, und Herr ſeiner Furchtſamkeit zu werden; ihr glaubt, ihn endlich einmahl feſt zu halten, aber eine bedenkliche Kleinigkeit fährt ihm durch den Kopf, und der arme Sünder ſteht wiederum in ſeiner ganzen Blöße da.

Der Wankelmüthige iſt faſt immer gegen alle Menſchen mißtrauiſch, und ſein Charakter eben darum nicht ſelten lieblos und kalt. Aus Mißtrauen wechſelt er darum ſo oft ſeine Freunde, und diejenigen, welche ſeine Wohlthaten genießen. Aber er wechſelt auch ſeine Le-

bensweise, seine Studien, seine Plane, aus Mangel innerer Kraft und Consequenz; — er würde Frau und Kinder wechseln, wenn glücklicherweise diese Art Männer nicht grade am meisten der weiblichen Oberherrschaft huldigen müßten, und dieß ist fast die einzige Consequenz, die wir an ihnen wahrnehmen. Eben so schwanken diese Leute in ihren Begriffen und Meinungen; sie glauben heute dieß und morgen jenes; sie sind immer der Meinung des zuletzt gelesenen Buchs. Das Systematische ist selten ihre Sache, und der Skepticismus, nicht sowol aus Ueberzeugung, sondern weil er keinem Systeme günstig ist, ihr Lieblingskind. Der Wankelmüthige lobt und tadelt selten nach Grundsätzen, sondern nach momentanen Launen und Stimmungen, daher die verschiedenen Urtheile der Menschen über ihn. — Er beginnt etwas zu critisiren, er will einmahl den freymüthigen Kopf machen; ein anderer widerspricht nur leise, und der Freymüthige zieht sich zurück, oder giebt seinen Worten eine geschmeidigere Deutung, aus Furchtsamkeit, daß seine Critik nicht haltbar genug seyn dürfte; ja, er widerruft im Gedränge selbst

seine Wahrheiten, oder läugnet, daß er ihr Anhänger sey.

Es giebt auch einen Wankelsinn, welcher aus einer zu großen Nachgiebigkeit gegen die Meinungen anderer entspringt, indem man den Widerspruch und den Muth für unartig oder unpolitisch hält. Dieß ist gewöhnlich der Wankelsinn der Hofleute, und derer, die in der großen Welt eine überfeine, also eine geist- und muthschwächende Erziehung erhalten haben. Da diese Leute oft eines Bessern überzeugt sind, und sich doch auch an die Meinungen der Großen und der großen Welt so gern anschließen, und ihnen wol gar laut huldigen müssen; so gelangen sie selten zu der Festigkeit und Consequenz des Denkens und des Charakters, welche die Vernunft sonst in andern Ständen begründet. — Der verfeinerte, zwar nicht vernunft- aber kraftlose Weltmann hat gewöhnlich nur den Charakter: er ist und bleibt ein schwankendes Rohr, das sich mit leichter Gewandtheit nach allen Winden der Hofluft drehet, und drehen muß, wenn er tolerirt und protegirt seyn soll. Sein einziger und höchster

Muth besteht darin, sich in der postulirten Zweydeutigkeit seines Sinnes, seiner Meinungen und seines Systems zu erhalten, und so viel Farben anzunehmen, als es der Moment, die Zeit und Umstände, und vornehmlich die Launen der Großen verlangen. — Er kann und darf sich also selbst nicht treu seyn noch werden, weil er sich dadurch nur verrathen, und durch das Selbstvertrauen sein Spiel verlieren würde. Wenn ihn die geistlose Gewohnheit des vornehmen Weltlebens dahin bringt, daß er nur wie eine Uhr nach ihren Formen gestellt wird; so ist er freylich weiter nichts, als eine solche Uhr, und, wie so viel tausend Weltleute, ein künstliches aber unbedeutendes Automat; aber wenn er darauf studiert, absichtlich charakterlos zu scheinen; so wird er es endlich wirklich seyn, der Mensch wird in dem Hofmanne untergehn, und dieß sind die gefährlichsten Menschen.

Daß diese Sclaven eines fremden Willens selten ganz offen handeln dürfen und wollen, ist ihre größte Sünde und ihr größtes Unglück. Sie müssen immer den Furchtsamen und Schüchternen machen, wenn sie gelten sollen; sie dür-

fen nur für die Intrigue der Obern Muth zeigen; anders will man sie nicht, und oft gehen sie unter der Figur des Poltrons ihre zweydeutige Bahn am sichersten. Wollen sie auch einmahl die Wahrheit sagen; so werden sie doch vorher erst das Terrein untersuchen müssen, wo, wie, wann sie gesagt werden soll, und sie werden hierbey die feige Rücksicht auf die kleinsten Individuen nicht aus den Augen setzen dürfen, weil grade in den höhern Regionen des künstlichen Lebens ein kleines Insekt dem Wahrheitsfreunde gefährlich werden kann. Sie werden daher lieber die Wahrheit verschweigen, oder aus höfischer Feigheit so decoriren und versüßen, daß sie den Anstrich einer Schmeicheley bekommt, — unter welcher Aegide auch der freymüthige Weltmann immer noch ziemlich sicher bleibt. Indem er aber schüchtern und ängstlich nachforscht, wie der verfeinerte und intriguante Weltzirkel ihn nimmt und beurtheilt, und auf dem graden Wege hier selten sein Ziel erreicht, — muß er alles Zutrauen zu der Menschheit selbst verlieren; sein ganzes System geht in eine subtile Verschlagenheit über, und der Courtisan ist

nun fertig, nachdem er sein besseres Ich durch eine unmännliche Feigheit von sich geworfen hat. Nun muß er aus Poltronnerie einem Verdienste huldigen, welches nicht existirt, das loben, wo alles Lob verstummt, und da schmeicheln, wo alle Schmeicheley ein Hochverrath der Wahrheit ist. Durch Hin- und Herschwanken muß er sich halten und retten; er muß in einem Athem Ja und Nein sagen können, und seinen Vortrag so studiert haben, daß er wenigstens nicht da zu widersprechen scheint, wo er einmahl als ein freymüthiger Mann auftritt.

Weil er nicht frey handeln darf, und das Handeln allen Menschen doch so natürlich ist, wie den Lebendigen das Athmen; so wird sich der lebhaftere Kopf in dieser unsichern Region um so lieber mit den Künsten der Cabale vertraut machen, und vielleicht als Obscurant alles um sich her in Schrecken setzen, — aufbauen und niederreissen, je nachdem die Furchtsamkeit mit ihm spielt. Hinter den Culissen ist die Officin seiner Waffen, hinter dem Rücken ist er Herr und Meister seines Spiels, und die schlauen Weltweiber müssen ihm helfen, weil auch sie

hinter dem Rücken am muthigsten handeln. — Aber die Mine könnte zur Unzeit springen, es muß also listig vorgebauet werden, daß der Planmacher mit heiler Haut davon kommt. Diese Kunst ist nicht leicht, und der Mann von Charakter ist ihrer, vermöge seiner Selbstständigkeit, unkundig; allein der schwankende Weltmann, dessen Sinn wie die Farbe der Seifenblase spielt, ist auf die Erfolge der Dinge, vornehmlich auf den Stand seiner Gnade oder Ungnade, aus Feigheit, stets höchst aufmerksam, weil er es wohl weiß, daß er außer seinem Bezirke eine absolute Nullität seyn würde. List und Furcht lehren ihn daher, sich immer hinter dem stärksten Baume zu verbergen und zu verhüten, daß ihm dieser Schutzheilige nicht genommen wird. Aendert sich aber das bestehende System der bisherigen Hofpolitik, erhält eine andere Partey größern Einfluß, hat die Zeit und die Intrigue den mächtigen Günstling gestürzt; so drehen sich auf einmahl alle Courtisans, wie die Wetterfahnen, nach der Gegend hin, woher der günstigere Wind bläst; die Freunde und Wohlthäter selbst werden dem höfischen Wankelsinne aufge-

opfert, .und jeder Zwerg versucht seine Kraft, das neue Idol zu heben und zu verschönern, bis auch dieses wiederum zermalmt wird.

Das Wechseln und Umwerfen verursacht der Intrigue auch nicht viel Mühe, weil sie ihre Schlingen heimlich anlegt, und durch ihre studierte Verstellungskunst selbst die Klügern täuscht und verführt. Vornehmlich aber gewinnt sie an innerer Stärke und teuflischer Selbstkraft dadurch, daß sie sich so leicht über alle Bedenklichkeiten des moralischen Gefühls hinwegsetzt, und nichts, als den glücklichen Erfolg eines niedrigen Plans beabsichtigt. Der verschlagene Weltmann wird sich bald die Einsprache eines innern Richters verbitten, der ihn so leicht auf einem Schleichwege ertappen, und grade da, wo jener den Streich vollführen will, ihm furchtbar in den Weg treten könnte. Er wird vielmehr die Maximen des Gewissens für Formalitäten eines ängstlichen Gemüths halten, welche die Klugheit im Weltleben von sich werfen muß, sobald es der verfeinerte Egoismus verlangt. Selbst die Religion ist in den Augen des Weltmannes oft nur ein leerer Nahme, wodurch das Volk,

wie das Kind durch eine Gespensterhistorie, in Furcht gehalten werden muß; aber beginnt der Regent, ein Heiliger zu werden: so hängen alle Weltleute heuchlerisch die Köpfe, donnern gegen alle Aufklärer und weissagen den Untergang des Staats, wenn man die einmahl vorhandene Masse des religiösen Unsinnes vermindern wollte, — und aus dem vorigen Religionsspötter geht nun ein blinder Zelot und lächerlicher Andächtler hervor, der wol gar mit seiner innern Bekehrung prunkt, während er in seinem Innern selbst der nichtswürdigste Profan ist.

Betrachtet man endlich den Feigen und Wankelmüthigen in sich selbst, so kann man sich kaum des Gedankens enthalten, daß die kraftvolle Natur den Mangel des Muthes, als eine Abartung von ihrer Willensstärke, gleichsam hart zu bestrafen pflege. Denn man findet nicht leicht unglücklichere und unzufriednere Menschen, als jene feigen und schwankenden Charaktere, sobald sie zum wirklichen Handeln aufgefordert werden. Man muß sie sich fast immer in der peinlichen Lage jener Gcängstigten denken, welche ein bedeutendes Examen bestehen sollen,

und dazu keine Fähigkeit zu besitzen glauben, — man darf oft nur in der ängstlichen Physiognomie dieser Menschen lesen, um sich von den Qualen zu überzeugen, die in ihrem Innern wüthen. Wenn der Muthige schnell und mit Geistesgegenwart seinen Entschluß faßt und ausführt; so zittert der Feige vor der Unternehmung, und berechnet nur immer die Gefahren und Critiken, die aus seiner Handlung hervorgehen könnten. Wenn der Muthige seinen Kampf gern ganz allein besteht, und darin seine Ehre sucht; so verbirgt sich der Feige ängstlich hinter seine Schildknappen, und opfert seine Ehre auf. Der Furchtsame und Wankelmüthige hat die Furien immer hinter sich; er erwartet immer das Schlimmste, er sieht in den meisten Menschen seine Feinde; er sagt sich die schreckliche Maxime immer wieder zu seiner eigenen Qual vor: „daß es überall sehr viel gescheidte, aber nur sehr wenig ehrliche Leute gäbe.“ Muß er gegen Andere hart seyn, so fürchtet er ihre Rache und ihre Feindschaft; ist er gelinde, so fürchtet er Mangel an Obedienz, und daß man mit ihm nach Gefallen spielen werde. Er zittert vor sei-

nen Obern, und forscht nur immer in ihren Blicken, was er wol möglicher Weise zu befürchten habe. Hinter dem Rücken verdammt er sein Joch und die Undeutlichkeit ihrer Befehle. Gern wirft er eine bedenkliche Unternehmung einem andern zu, oder schiebt einen andern vor, wenn er einen Verweis erwartet. Die süße Freundin des Menschen, die Hoffnung, erquickt ihn nur auf Augenblicke; indem er gierig die Arme nach ihr ausstreckt, zieht ihn das bleierne Gewicht der Feigheit nieder, und macht ihn erstarren. Er fühlt sich fast überall ankerlos, er weiß sich nicht zu helfen, er stürzt sich aus innerer Betäubung nur noch tiefer in die Gefahren.

Seelengröße des Mannes.

Wir nennen die höchste Steigerung der Willenskraft in ihrer menschlichen Vollendung, über welche hinaus wir uns nichts Edleres im menschlichen Gemüthe denken können, — Seelengröße, und den, welcher sie besitzt und sie erworben und erkämpft hat, seelengroß. Muth und Selbstständigkeit sind nur einzelne Theile

derselben; aber noch nicht das herrliche Ganze. Muthig und selbstständig kann der Mann bis zur Bewunderung seiner Zeitgenossen seyn und werden, ohne daß er den reinern und höhern Abschluß seiner moralischen Kraft und eines befestigten Geistes kennt. Der Seelengroße ist ein muthiger, ein selbstständiger und durchaus consequenter, aber er ist noch mehr, er ist auch ein weiser Mann, und die uneigennützige Großmuth ist immer in seinem Gefolge.

Man hat den Begriff der Seelengröße so verschieden definirt, daß man deßhalb an der Existenz der Sache selbst zu zweifeln angefangen hat, — und das um so viel mehr, weil uns im praktischen Leben so äußerst wenig seelengroße Menschen erscheinen. „Selbst diejenigen großen Männer, sagt man, welche sich in jener erhabenen Form der Menschheit zeigten, und ihren Jahrhunderten die Nahmen gaben, waren, genauer beleuchtet, nicht selten vortreffliche — Schauspieler, welche die zur Bewunderung geneigte Welt durch den Anstrich einer übermenschlichen Willensstärke und eines sich immer gleichbleibenden Geistes in Erstaunen zu setzen, und

sich selbst unsterblich zu machen wußten. Die Welt hat nur ihre glänzende Aussenseite, nur ihren Strahlenkranz gesehen, hat nur die Geschichte ihrer erstaunlichen Thaten gelesen, und hat darüber — den Menschen vergessen. Laßt uns ihre Größe, wie sie daheim dachten und handelten, und von unbestochenen Augenzeugen entwickeln, — und ihr werdet erstaunen, — an welchen Schwächen diese erhabenen Geister kränkelten, und wie sehr die vorgespiegelte Seelengröße oft von den unbedeutendsten Kleinigkeiten gegängelt wurde, — wie groß und liebenswürdig sie waren, — so lange man ihren Egoismus nicht beleidigte, und wie weit sie sich vergessen konnten, wenn dieß geschah; — wie ängstlich sie in ihrem häuslichen Bezirke den Schmerz fürchteten, dem sie auf dem Theater der Welt zu trotzen schienen; wie sehr sie sich von kleinlichen und seelenlosen Zeitvertreiben beherrschen ließen, während das Publikum sie sich groß und geistreich beschäftigt glaubte, und in heiliger Ehrfurcht die Resultate eines tiefen Nachsinnens von obenherab erwartete; wie oft die angebetete Humanität des unsterblichen Mannes nichts, als

äußere Manier und Gewandheit, oder eine bis zur feinsten Täuschung abgeschliffene Verstellungskunst war. —

„Die wenigsten großen und starken Geister, fahren jene Kunstrichter der Menschengröße fort, — erhalten sich in ihrer Glorie, wenn sie auch lange genug die Welt durch den Nimbus ihrer Größe und erhabenen Eigenschaften geblendet, und vielleicht auch — gedrückt haben. Aus der bewunderten Herrlichkeit des großen Mannes trat oft genug der Mensch nicht blos daheim, sondern öffentlich hervor, und zeigte Blößen, wozu der minder erhabene Mann nicht fähig gewesen wäre. Das ewige Repräsentiren macht am Ende mattherzig" — und man hat Recht. „Eben darum haben sich jene erhabenen Menschen, wenn sie klug waren, fast immer in einer gewissen Entfernung von der größern Menschenmenge gehalten, um nur von außem gesehen zu werden; sie haben sich in einen äußern Glanz gehüllt, um das Volk zu täuschen, und hinter diesen Decorationen ihre Gebrechen zu verbergen; sie haben sich nur ihren Vertrautesten entdeckt, und mit Gold das Stillschweigen ihrer Günstlinge er-

kauft. Oder sie haben sich auch wol, wenn ihnen die bisherige Rolle einer artificiellen Größe zu schwer wurde, im Alter [wie Carl V.] aus der neugierigen und critisirenden Schaubühne der Welt zurückgezogen, um sich in den Augen der Welt nicht selbst zu überleben.

„Man untersuche endlich ihre Großthaten selbst, und wir erblicken fast nichts als Schimmer und Firniß! Der große Mann hat zum Erstaunen der Welt seinem ärgsten Feinde auf die großmüthigste Art von der Welt verziehen, — und wol gar den, der ihn stürzen wollte, höher als sich selbst erhoben; allein wer bürgt uns dafür, daß dieser so laut bewunderte Großmuth nicht die Folge einer geheimen Furcht und Bedenklichkeit war, die sich nun durch den gewonnenen Feind beruhigt fühlt? — Oder konnte eben diese Handlung nicht momentane Laune, oder eine tiefliegende egoistische Eitelkeit seyn, damit die Welt hiervon rede, und einen neuen Diamant in der Krone des großen Mannes erblicke?“ „Euer Held, sagen diese Zweifler ferner, — ist gleichsam über alle Leiden der Menschheit erhaben; — er steht wie ein Fels

in Ungewittern, er klagt nie, er ist die Resignation selbst, er ist das bewundernswürdigste Muster der Geduld. Allein wird ihm die Nothwendigkeit, in dieser Gemüthsstimmung zu bleiben, nicht zu hoch angerechnet? — kann er die Dinge ändern, die ihn drücken? und, wenn er das nicht kann, so wäre es kindisch, wenn er klagen wollte. Gibt es nicht einen Stolz, der nur darum fest erscheint, damit sein Feind nicht über den Wehklagenden triumphire? — gibt es nicht eine Gefühllosigkeit in Leiden, die der Unkundige — Seelenstärke nennt? und eine Geduld, die sich durch die lebhaften Bilder der Hoffnung ihr Geschäft unendlich erleichtert, so daß sie das Drückende verliert? Oder der große Mann erscheint auf der höhern Stufe seiner innern Kraft, — ein Held und Beherrscher seiner selbst, — der seinem Willen mit Ruhe und Leichtigkeit gebietet, und nie bey einer Uebergabe seines bessern Ichs an eine sinnliche Leidenschaft ertappt wurde. Dieß haben freylich alle Anthropologen — Seelengröße genannt; allein wer hat in ihr Inneres geschauet? — wie oft mag der erhabene Stoiker gesündigt haben, ohne daß

es die Welt erfuhr? Wie bekannt waren alle Heilige mit den Freuden der Wolluſt! oder iſt die Kälte des Bluts, — iſt wol gar die phyſiſche Unmöglichkeit zu einer gewiſſen Leidenſchaft auch ein Verdienſt der Seelengröße?" —

Allein die moraliſche Natur des Willens würde ſich in einer übeln Lage befinden, wenn ihre Schwächen alle weitere Vollendung des möglich Vollkommenen ausſchlöſſen, und das Gemüth die wirkliche Seelengröße nur als etwas Ideales, aber an ſich Unerreichbares, betrachten müßte. Dieſe erhabene Eigenſchaft der Willenskraft iſt nichts Chimäriſches, weil ſie durch einen richtigen Gebrauch der Freyheit und die Tendenz des Geiſtes zu hohen Zwecken wirklich hervorgebracht werden kann, folglich in der Gewalt des Menſchen liegt, — und in wahrhaft großen Seelen erreicht wird. Um jene Zweifler zu widerlegen, muß man ihnen nur die Wendung nicht erlauben, daß der ſogenannte große Mann, der Mann und das Idol der Geſchichte mit dem ſeelengroßen Manne durchaus einerley ſey, — ſondern man muß an eine Seelengröße glauben können, die es, ohne allen äußern Nahmen

und Prunk, — ohne die Bezeichnung des Helden und der Celebrität, ist, und in ihrer stillen Größe weit über die blos gerühmte und gekrönte Menschheit hinausragt.

Ihr innerer und permanenter Charakter ist a) das reine Bewußtseyn eines freyen Gemüths, — einer von der Sclaverey der Leidenschaften entfernten Seele, einer Willenskraft, die muthig und selbstständig sich allein genug ist, sobald sie sich rein erkannt hat. Der seelengroße Mann ist Herr und Meister seiner selbst, — nicht, weil ihn etwa seine härtere Organisation weniger verführt, und sein Blut langsamer rinnt, — auch nicht, weil eine verschlagene Klugheit seine Schritte und Gedanken leitet, — und er durch eine angenommene Kälte seinen Egoismus souverain machen will, sondern weil seine Selbstbeherrschung ihr eigener Selbstzweck ist, und er sich in dieser Form des Guten wirklich fest und groß fühlt. Ein Charakter von diesem Adel und dieser fundirten Selbstkraft kann nichts wollen, was die Freyheit seines hochsinnigen Geistes einschränkt und beleidigt. Er befindet sich daher immer auf dem richtigsten und zweckmäßigsten

Standpunkte einer ruhigen Besonnenheit und Geistesgegenwart, und wird nicht leicht von einem Sturme seiner leidenschaftlichen Natur übereilt werden, — oder er wird sich nach dem Kampfe mit ihr noch höher erheben, als er vorher stand. — Seine Siege über die Schwächen der Menschheit werden ihn befestigen — und mit seiner innern Kraft vertrauter machen. Seine Leidenschaften sind nur seine Vasallen, die ihn in dem großen Anbaue seines Lebens fortbelfen, aber nicht darin stören dürfen. Er wird sie daher auch nicht auszurotten, sondern nur zu veredeln und zu vergeistigen suchen, und nach dieser Veredlung aus sich selbst, als der Souverain seines Willens, mit bleibender und ehrenvoller Originalität hervorgehen.

b) Der seelengroße Mann wird daher auch nie — einer gemeinen Sinnlichkeit seine Opfer bringen, weil er nicht ihr Sclave seyn kann, und ein freyes Gemüth sich in dem Zustande der Knechtschaft allemahl tief gedrückt fühlt. Er wird die Freuden des Lebens mit großherziger Heiterkeit genießen; aber sie werden sich in ihm nur noch mehr veredeln und vergeistigen, weil

er sie nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Erholungen und Versüßungen seiner größern Geschäfte genießt; er kann ihrer ohne Mühe entbehren, sobald ihn eine höhere Pflicht davon abruft; er fühlt sich durch ihre Abwesenheit nie unglücklich, er kennt die Sehnsucht der Wollust nicht; er hat das geheime Gelüste zu ihr nie zur Gewohnheit in sich verwöhnt; er kennt nur die, unabhängig von alle dem zu bleiben, was seine Sinne verstricken und ihnen eine unerlaubte Gewalt über den Adel seines Geistes einräumen könnte. Diesen Adel betrachtet er als den einzigen reinen Abdruck seiner Würde, — hiervon geht sein edler Selbststolz aus, und kraft dieses liegt alles Gemeine (und Animalische) zu tief unter ihm, als daß ihn dieses erreichen dürfte.

c) Der seelengroße Mann ist über die tausendfachen kleinlichen Aussenseiten und Erbärmlichkeiten des menschlichen Lebens, worauf gemeiniglich kleine Seelen einen so großen Werth legen, unendlich erhaben. Seine Größe besteht nicht in dem Adel und Range, welchen die Geburt gibt, nicht in dem Besitz zufälliger

Glücksgüter und in den schmeichelhaften Lauten eines eben so zufälligen Ruhms. — Er muß und wird durch sich selbst alles seyn, was er seyn kann. Sein Verdienst muß ihm allein angehören, — allein aus ihm hervorgehen, wenn er es achten und sich selbst vertrauen soll. Es kann ihm nicht gegeben oder geschenkt werden. Es ist kein Ordensstern, kein Don-gratuit von irgend einem Großen der Erde; es ist die freye Selbstkraft seiner innern Größe, die sich nur durch sich selbst ausmessen läßt, und keinen andern Maßstab über sich erkennen kann. Ihr Charakter ist ewige Unwandelbarkeit, weil sie von ewigen Maximen ausgeht, — und ein heiliger Wille, der um sein Selbst willen so gut ist, als es die Schranken der Menschheit erlauben. Der seelengroße Mann ist es immer; diese Größe begleitet ihn zum Thron und zur Bettlerhütte; er kann mit stolzem Selbstgefühle seinen äußern Rang, wenn er dessen nicht mehr bedarf, von sich werfen, und wie ein Cincinnatus vom mächtigen Dictator zum einsamen Pfluge zurückkehren.

d) Der seelengroße Mann ist und bleibt es in den bedenklichsten und traurigsten Lagen seines Lebens. Eine Seelengröße in guten Tagen wäre nichts, als eine Parade, die sich bey einiger Taktik und Gewandheit seiner selbst gar leicht abthun läßt. Die Größe des wahren Mannes muß über sein Schicksal hinausgehen, ohne daß er mit ihr coquettiren will. Er ist freylich Mensch; er wird die Schläge des Unglücks fühlen; es kann in einzelnen Momenten ein fürchterliches Dunkel in seinem Gemüthe herrschen; allein er ist doch der Fels in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen. Er würde es für ehrlos halten, den Kampf nicht bestehen zu wollen. Ehe er sich in seinen eigenen Augen verächtlich würde, geht er lieber dem Tode entgegen; aber er läßt sich auch nicht muthwillig morden, wenn er der Niederträchtigkeit entgehen kann; noch weniger mordet er sich selbst, wenn der mächtigere Feind siegt. Tausend Zungen haben die Seelengröße des Socrates gepriesen, daß er den Giftbecher trank, dem er durch die Hand seiner Freunde entgehen konnte; Cato von Utica wird für einen seelengroßen Mann ge-

halten, weil er, um nicht das Glück seiner Feinde zu überleben, sich selbst ermordete. Beyde Männer starben aus egoistischem Eigensinne, — und dieser war nie die Grundfarbe in dem Gemälde des seelengroßen Mannes.

e) Ferner zeigt die Seelengröße, zur Beurkundung ihrer innern Lauterkeit, stets einen offenen und graden Charakter, der keine Menschenfurcht kennt, weil die Menschheit selbst unbefangen und schuldlos in ihm wohnt. Er kennt keine krumme Linien auf der Bahn seines Lebens; er ist immer wahr und sich selbst getreu; aber eben darum bisweilen in seinen Entscheidungen kühn, weil der Muth im Geleite eines guten Gewissens jedesmahl dem edlern Heroismus gleicht. Aber diese höhere Willensstärke wird die Eingebungen der rathenden Vernunft nicht vernachlässigen; der seelengroße Mann wird in solchen Fällen die Lebensklugheit befragen, ohne daß er je seine leiseste Stimme einer Intrigue geben könnte; der Seelenstarke bedarf keiner List, da diese nur der Charakter der Schwäche ist. Sein Geist, sein Leben, seine ganze Denkungsart ist ein offenliegendes zusammenhängen-

des Werk, worin jeder Verständige zu seiner Veredlung lesen kann; aber für Unverständige ist es nie geschrieben worden.

f) Der seelengroße Mann ist der warme Verehrer jeder Menschengröße, wo er sie findet; er betrachtet sich als ihren Vertrauten und Verwandten; alle große Menschen gehören zu seiner Familie; er berathschlagt sich mit ihnen, ohne sie zu kennen, er fühlt sich in seinem Innern zu ihrer Selbstkraft hingezogen; er bewundert ihren männlichen Geist, und in diesem erhabenen Gefühle der Achtung und Theilnahme wird ihm der Neid gleichsam unmöglich. Eben so ist er aus Verehrung des Großen und Guten in dem Menschen tolerant mit ihren Schwächen, und großmüthig gegen die Fehlenden. Er weiß, daß das Handeln des großen Mannes ein fortgehender Kampf mit seinen Leidenschaften ist; aber er weiß auch, daß in der menschlichen Natur unendlich viel Schönes und Gutes liegt, und eben deswegen ist ihm jeder gute Wille in jedem Menschen so viel werth; denn er weiß aus eigner Erfahrung, wie hoch der Mensch durch seine Allmacht in seiner innern

Würde steigen kann. Die Geschichte hat uns nur wenige große Männer dieser Art gezeigt; aber noch wenigere, welche mit einem aufrichtigen Sinne der Größe ihrer Zeitgenossen huldigten *). In den höhern Regionen des Lebens

*) Der seelengroße Mann ist es in allen Verhältnissen seines Lebens, — warum sollte er es nicht auch auf der höchsten Bestimmung seines Daseyns, als Ehemann, seyn können? Man hat uns die größten Männer als Feinde des schönen Geschlechts geschildert; man hat die Ehe den Untergang aller personellen Größe des Mannes genannt; man hat bemerkt, daß die größten Philosophen, welche die Welt kennt, unverehelicht starben. Sogar in dem Gemälde, welches ein zu seiner Zeit vielgelesener Schriftsteller von einem vollkommenen Manne entwirft, — darf dieser aus einer Menge — Vielleicht — nicht heirathen. „Denn vielleicht siehet er voraus, daß die Sorgen einer weitläuftigen Haushaltung, die Last, Kinder zu erziehen, und die eigensinnigen Launen eines Weibes ihm nicht mehr die glückliche Ruhe schenken würden, deren er jetzt genießt; vielleicht fürchtet er im Ehestande weniger, als im ledigen, unschuldig, tugendhaft und weise seyn zu können. Es streitet [fährt unser Sittenrichter fort] in der That gegen die Begriffe so vieler in dem vollkommenen Manne ver-

darf man auch nicht immer die wahre Seelengröße suchen. Der Schimmer und die Neigung einigter Tugenden, wenn er durch den Ehestand in die gemeinen Schwachheiten der Menschen eingeflochten wird. Sobald du heiratheſt, wirſt du von zweyerlei Willen beherrscht, die selten zu gleichen Absichten mit einander übereinkommen. Und gibt dir auch das seltene Glück ein mit dir harmonirendes Weib; so machen dir die Verwandten, die öffentlichen Lasten, die Sorgen der Nahrung, die heranwachsenden Kinder, das treulose Gesinde und die peinlichen Zeremonien des Wohlstandes so viel zu schaffen, daß du am Ende, bey Lichte besehen, ein armer gemeiner menschlicher Mensch, wie jeder andere, biſt" *). Der Mann, welcher so spricht, muß die Seelengröße für etwas sehr Veränderliches halten, weil sie sich, seiner Meinung nach, nicht mit dem Ehestande verträgt, oder wol gar in ihm untergehen könnte. Aber eben dieß streitet mit dem Begriffe der Seelengröße an sich selbst, und eben so mit dem Begriffe der Ehe, als worin der Mann zu seinem höhern Geschlechtsberufe realisirt werden muß. Eben der Ehestand bietet dem Manne die besten Gelegenheiten an, durch Liebe und Herzensgüte, durch einen größern innern Wir-

*) von Loen moralische Schildereyen.

zum Schimmern hat dort fast überall das lautere Gefühl für das lautere Verdienst erstickt, und

---

kungskreis seines Mitgefühls seine Seelengröße zu befestigen. Auch die Lasten dieses Standes fordern ihn auf, sich in männlicher Beharrlichkeit zu üben; der Anblick seiner Kinder erinnert ihn täglich an die hohe Pflicht der Arbeitsamkeit, des innigsten Wohlwollens und des guten Beyspiels. Er bedarf oft eines größern Muths, als der Mann auf dem Schlachtfelde; und wie groß zeigt er sich nicht, wenn er über häusliche Sorgen siegt! Dabey bewahrt ihn die Liebe zu den Seinen vor jener Kälte und Einseitigkeit, welche den größten Männern, wenn sie unverheirathet blieben, eigen war. Wann und wo lernt der Mann mehr Duldung und seelengroßes Nachgeben, als im Ehestande, wenn ihm die große Lotterie des Schicksals kein edles Weib zuführte, oder wenn er die, an welcher sein Herz mit innigster Liebe hängt, — selbst dulden und leiden siehet, und mit der ganzen Unermeßlichkeit seiner ihr geheiligten Freundschaft doch nicht helfen kann, oder wenn ihm verführte und im lockern Weltumgange verwilderte Kinder sein redliches väterlich-besorgtes Herz, — seine Pflicht der treulichsten Vaterliebe und seine rastlosen Erziehungsarbeiten mit schnödem Undank belohnen!

die Schmeicheleien des Eigennutzes haben durch ihren geheimen Gift der Seelengröße die Kraft genommen, sich auch in andern großen Männern mit stiller Zufriedenheit zu spiegeln. Die wahre Stärke des Menschen zeigt sich bis zum Erstaunen fast immer nur in den mittlern Ständen; in den höhern ist dagegen Kleingeisterey, Verzagtheit und Inconsequenz des Denkens und Handelns desto gewöhnlicher.

III.

Sympathetisches Gefühlsvermögen des Mannes.

Ist es im Manne schwächer, als im Weibe?

Allgemeine Gründe. Gefühllosigkeit. Grausamkeit. — Menschenhasser. Besondere Gründe.

Der Mensch ist auf sich selbst und auf andere ihm gleichartige Wesen, vermöge eines Naturgesetzes, berechnet. Er kann und muß daher immer und überall in einer doppelten Rücksicht, als ein für sich bestehendes anthropo-

logiſches Ich, und dann als eine auch andern zugehörige ſympathetiſche Natur betrachtet werden. Nach der erſtern Anſicht iſt er eine nur auf ſich eingeſchränkte Form, — ein Individuum ohne alle Relation, — der Menſch im Allgemeinen, gleichſam nur der logiſche Menſch in ſeiner engſten Bedeutung und Bezeichnung, der allein und als bloße Idee ewig iſolirt daſteht, — ein abſtrakter Einſiedler ſeines Weſens, das keine Mittheilung kennt, und nur ſich ſelbſt fühlt, indem er ſich nur mit ſich ſelbſt beſchäftigen kann, — der ideale Egoiſt, wie er nie exiſtirt hat, und nimmer exiſtiren kann. — Denn dieſe ſeine total-ungeſellige Ichheit muß ſogleich verſchwinden, ſobald wir ihn in die Geſellſchaft einführen, und den formellen Naturmenſchen in den materiellen oder wirklichen Geſellſchafts-

---

*) Ueber die Natur der Sympathie ſehe man Reche Verſuch über die humane Sympathie. 1794. — Hunger Betrachtungen über Wohlwollen, Sympathie u. ſ. w. C. Platner die Sympathie in deſſen Aphorismen. 2r Theil. A. Smith in der Theorie der moraliſchen Empfindungen.

menschen verwandeln. Nun erst erblicken wir seine zweyte liebenswürdigere Hälfte, — nun sehen wir ihn ganz. Sein gesellschaftsloses Ideal war nur eine Charte von ihm, — die — kaum zur Hälfte bezeichnet war, und der durchaus die vollendete Ausmessung seines Wesens fehlte, — ein im leeren Raume schwebender Riß, — nichts, als ein Stück kalter Vernunft, dem noch die höhern Antriebe des Wirkens, — das Herz, fehlten, dem noch die gesellige Liebe unbekannt war, — ein schrecklicher Widerspruch mit sich selbst und der gesammten Natur.

Ob es je Naturmenschen — und einen Naturzustand gab, ist bejahet und verneint worden, ohne daß die Bejaher des wunderlichsten Satzes von der Welt begreifen konnten, daß schon in dem Ausdrucke Naturmenschen die totale Widerlegung ihrer Hypothese lag. Naturmenschen hat es nur auf dem Papiere gegeben, indem man sie [oder wenigstens ein solches ideales Wesen] aus aller Societät hinausdachte, und eben dadurch den Menschen gleichsam wieder auflöste. Der Mensch, als ein Ganzes betrachtet, läßt sich ohne Societät kaum denken. Er soll,

er muß alles durch sie werden; alle Zwecke seines Lebens weisen dahin, und das Zusammenseyn mit andern erquickt ihn oft unendlich mehr, als eigenes Denken und Handeln. Durch die nie aufhörende Analogie seiner Gefühle soll er sich augenblicklich in andern Menschen wiederfinden und wiedererkennen, — jeder ruft ihm schon in seinem Anblick entgegen: „du bist, was ich bin!“ — auch in der tiefsten Einsamkeit suchen seine Gedanken eine gesellige Beschäftigung. — Indem er die Welt und ihre Menschen verdammt, gehet er dennoch in seinem mystischen Tiefsinne mit ihnen um, und wenn er sie vergessen könnte, so würde er sich Teufel erfinden, um wenigstens etwas zu haben, was seine gesellige Natur in der Idee unterhalten könnte.

Um ihn nun auf ewig mit sich selbst und andern menschlichen Wesen vertrauter zu machen, — hat die Natur ihm schon instinctartig den Trieb des Wohlwollens ins Herz gepflanzt, wodurch er magnetisch zu dem ihm gleichen Vernunftwesen hingezogen, und eben dadurch zu einer geselligen Natur erhoben wird.

Die Nothwendigkeit der Bedürfnisse und gegenseitiger Unterstützung, indem einer ohne den andern, wenn er nicht wie der von der Welt abgeschiedene Anachoret lebt, nicht existiren kann, — sammelt zwar auch schon die Menschen in gesellige Haufen; die Gewalt [wie z. B. im Militär] kettet sie an einander, oder auch die Furchtsamkeit thut ein Gleiches; aber alle diese Verbindungen sind kalt, und können kaum eine menschliche Geselligkeit genannt werden, weil sich auch selbst mehrere Thierarten zu ihrer Vertheidigung zu einander gesellen. Das Wohlwollen allein kann dem Bündnisse der Menschen Würde und Sittlichkeit verleihen, — und daraus entspringt das durchaus nur menschliche und liebenswürdige Mitgefühl bey den Freuden und Leiden anderer, welches wir Sympathie nennen.

Eine weitläuftigere Untersuchung der Natur dieses Gemüthszustandes gehört nicht hierher, — wol aber die: in wiefern sich das weibliche und männliche Geschlecht in der Art und Weise dieser Sympathie, als des Wohlwollens überhaupt unterscheiden, und warum sie sich hierin

unterscheiden müssen? Da finden wir denn gleich bey der ersten Ansicht beyder Geschlechter ein ganz umgekehrtes Verhältniß ihres Gefühlsvermögens. Ueberall ist der Mann in dem Gefühle seiner selbst stärker, als das Weib. Es scheint ihm sonderbar, ihre beyderseitigen Kräfte auch nur obenhin ausmessen zu wollen, da die Ueberlegenheit der männlichen Kraft physisch und geistig sich von selbst verstehe, und sich in dem ganzen Ich des Mannes, als eine Naturbedingung, ausdrucke. Die hervorspringenden Seiten seines Charakters ragen so sehr über die Weiblichkeit hinaus, daß es keine größern Contraste in der Geschlechtsnatur, als diese, geben kann, — und daß uns im ganzen Gebiete der Menschheit nichts so subtil, aber auch nichts so documentarisch abgeschnitten erscheint, als — männlicher und weiblicher Sinn und Charakter. Nur der Mann ist eigentlich im ganzen Sinne des Worts egoistisch; aus der Fülle seines Kraftgefühls geht sein herrisches Wesen hervor, das alles auf sich beziehen möchte, und seine Natur, zu befehlen, nie ganz ablegen kann. Der Egoismus ist seine Seele,

und, seinem Gefühle nach, das Gehorchen die einzige Unnatur in seinem Charakter. Er fühlt sich zur Freyheit, wie der Vogel zum Fluge, geboren; er lebt mit allen Männern der Welt im Kriege, wenn sie seine Freyheit nicht anerkennen wollen, und stürzt sich lieber in ihre Schwerdter, als daß er ehrlos gehorchen sollte. Diesen glühenden herrischen Egoismus, diesen unersättlichen Trieb nach Independenz, diesen Starrsinn des Ungehorsams, diese bewaffnete Selbstheit kennt die Weiblichkeit nicht, — und so trat in dem Gemälde des männlichen Gemüthscharakters sein Egoismus zuerst als das Fundament aller männlichen Originalität hervor.

Eine zweyte in dem Charakter des Mannes niedergelegte Urkraft, wodurch er sich ewig von dem Weibe unterscheiden sollte, war sein Muth, der in einzelnen Frauen zwar auch vorhanden seyn, aber allgemeiner und ursprünglicher den Mann bezeichnen sollte. Wo das Weib zittert und weint, da steht der Mann fest, — da gehet er vorwärts und bietet selbst zarten Gefühlen in sich Trotz, damit er seine Mannheit nicht aufgebe. Wo das Weib, aus Schwäche

ihrer Natur und aus Mangel der Beurtheilung der Dinge, verzweifelt, da spannt der Mann seine Kraft zur höhern Ausdauer oder zu einem kühnen Angriffe, und siegt durch Ueberlegung und Heroismus, indem er mit Entschlossenheit und Geistesgegenwart zur rechten Zeit handelt, und die kostbaren Momente der Zeit nicht durch eine zögernde Aengstlichkeit verliert. Der Mann ist wegen seines größern Wirkungskreises in seiner ganzen innern Mannheit kraftvoller, als das Weib organisirt worden. — Aber eben darum ist drittens die Erscheinung so auffallend und bemerkenswerth, daß sein sympathetisches Gefühlsvermögen, sein wohlwollender Charakter, sein Mitleiden, seine Zuneigung zu andern Menschen, sein ganzer theilnehmender Sinn durchaus schwächer und gleichgültiger, kälter und matter, als in dem Weibe war, und daß folglich hier die größere Energie seiner Originalität mit einem schwächern Gefühle für andere verbunden ist. —

Man kann die Ursachen dieser Erscheinung, welche ein Originalzug der männlichen Sinnes-

art ist, in physische, psychologische und moralische eintheilen, die von nun an die Beleuchtungen des männlichen Gemüthscharakters ausmachen werden.

A. Allgemeine Gründe.

Das ganze Nervensystem des Mannes ist weniger reizbar, weniger empfindlich, weniger empfänglich, als es die Fibern des zartern Geschlechts sind. Es muß stärker angeschlagen und erschüttert werden, ehe es seine Gefühle weckt und zum lebendigern Bewußtseyn erhebt, grade als ob die Sensation einen größern Weg zurücklegen müßte, ehe sie zu dem Brennpunkte der wirklichen Vorstellung gelangt, anstatt daß im Weibe Vorstellung und Gefühl in dem unendlich kleinsten Zeittheile beysammen sind, — gleichsam zweyen Körpern ähnlich, wovon der eine durch den leisesten Hauch electrisirt, der andere erst durch längeres Experimentiren dahin gebracht wird. Der Mann ist ein Instrument von härterm Anschlage und rauher Berührung. Die stärkern Saiten desselben vibriren langsamer, zwar

rauschender, aber nicht eiliger, nehmen sich Zeit, und verhallen ihre Töne in einer schwachen Bewegung, die nicht subtil genug in die Herzen dringt, sondern nur mehr auf ihrer Oberfläche dahinstreift. Es gibt schon, vermöge dieser physischen Härte des männlichen Sinnes, keine Menge Gefühllose, die es sogar wol unwillkürlich sind, weil sie sich keine zartern Stimmungen ihres Temperaments geben können; Menschen von einer totalen Seelenlosigkeit, wenn sie für andere etwas fühlen sollen, — Barbaren und Unmenschen, die es durch das Tauwerk ihrer Nerven sind, — Tyrannen, denen, vermöge eines galligten Bluts, fast jedes Mitgefühl unmöglich wird, — kalte Blutrichter, finstere Religiosen, Mord und Verwüstung predigende Revolutionaire, welche schon durch ihr starres Naturell zu Feinden und Mördern des Menschengeschlechts verdammt sind. Diese Charaktere sind die fürchterlichsten, weil sie wegen ihrer innern Rohheit der Natur jenseit aller herzlichen Gefühle leben, und augenblicklich von den Verstimmungen eines thierischen Zorns gegen ihr eigenes Geschlecht angereizt werden. Man kann nicht sagen, daß sie

wirklich die Menschen hassen; — die rohen Naturen voll Härte und Grausamkeit sind selten Mißanthropen, sondern nur momentane Hitzköpfe; aber immer wegen ihres kalten Gefühls furchtbare Kinder der Natur. Diese Männer könnten das Menschengeschlecht untergehen sehen, ohne eine Thräne zu vergießen; denn wenn sie auch die Menschen nicht hassen, so werden sie auch durch die Menschheit und ihre Leiden nicht gerührt; sie können mit stolzer Gleichgültigkeit morden und morden lassen; es sind ruhige Banditen, ruhige Vaterlandsverräther, ruhige Verfolger der Vernunft und des Rechts, kurz, ruhige Missethäter, weil ein rohes Naturell und vielleicht eine noch rohere Erziehung ihre humanen Gefühle bis zur Felsenhärte verhärtet hat.

Weniger gefährlich sind diejenigen gleichgültigen und kalten Charaktere, die wegen einer angebornen Langsamkeit und Trägheit des Temperaments sich für nichts interessiren, eigentlich für keinen Menschen ein warmes Herz haben, und stumpfsinnig vor der Größe und Güte, wie vor der armseligsten Alltäglichkeit, vorübergehen. Diese Instrumente geben eigentlich gar keinen

Ton von sich, man schlage sie an, wo man will. Es sind passive Naturen, die, aus Nervenverdickung, nicht einmahl die behaglichen Freuden des Umganges zu schätzen und zu genießen wissen; das Leben schlummert in ihnen, wie in der Trägheit des Thiers; die lebendigsten Leidenschaften des geselligen Menschen setzen ihr Blut kaum in Bewegung; sie lieben nur par ordre, oder wenn der dumpfe Instinct sie dazu aufregt. Sie suchen keine Freude, und sind gleichgültig, wenn sie nicht wieder gesucht werden. Sie können es kaum begreifen, wie ein Mensch zu dem andern durch Sympathie und Wohlwollen so zärtlich hingezogen werden kann, wie man sich für seine Freunde, für sein Vaterland, für seine Kinder mit Enthusiasmus aufopfern und in der Seele eines Andern mit inniger Herzlichkeit wohnen könne; sie halten — Menschen von diesem feinern Gefühle gemeiniglich für Schwärmer und Phantasten, und sehen in den edelsten Weibern, die uneigennützig und mit hoher Resignation lieben, nichts als Heuchlerinnen, die eine vortheilhafte Jagdpartie machen. Sie können mit ruhiger Gleichgültigkeit die Ihrigen dahinsterben

sehen, — sie stehen an ihrem Grabe, ohne daß ihr eigenes Auge naß wird. Sie gähnen bey ungewöhnlichen Freuden, — die andere Männer in hohem Grade electrisiren würden; sie nehmen das Geschenk des Glücks mit kalten Händen, und danken kaum dem Wohlthäter, der für sie gedacht, gearbeitet, oder sich wol gar für sie aufgeopfert hatte. [Siehe unten den phlegmatischen Mann.]

Andere Männer würden mehr fühlen, und Zutrauen und Wohlwollen würde ihre Herzen zu uns hinziehen, wenn ihre Nerven und Gefühle nicht abgestorben wären durch den alltäglichen Umgang mit Leidenden, durch den wiederholten Anblick menschlichen Elendes und menschlicher Härte, und durch die Gewöhnung an eine stoische Kälte und Gleichgültigkeit gegen alles, was sie umgibt. Die weichsten Seelen können hierin ihre Natur so sehr ändern, daß sie in spätern Jahren sich nicht mehr gleich sind, und vor den Scenen des größten menschlichen Jammers mit starrer Gefühllosigkeit vorübergehen. Nero, der in seiner frühern Jugend so liebenswürdige und weiche Nero, welcher anfangs selbst

kein gerechtes Todesurtheil ohne Schaudern niederschreiben konnte, — mordete späterhin mit einer Art ganz neuer Wollust, und erfand neue Martern, um seinen Blutdurst zu befriedigen. Der Krieger, welcher das erste Schlachtfeld mit Wehmuth und einer frommen Thräne im Auge sahe, — daß sich Menschen für eine blinde Leidenschaftlichkeit so grausam erschlagen konnten, stürmt nachher mit fröhlichem Jubel über das blutige Leichenfeld, und zählt die Tausende der Gebliebenen und Verstümmelten so frohsinnig, wie er seine erbeuteten Dukaten zählt. Der Arzt, welcher so gern helfen möchte, und so oft nicht helfen kann, steht endlich gefühllos an den Krankenbetten, und dictirt die Stunde des Todes mit einem unmenschlichen Gleichmuth, während die trauernden Freunde und Verwandten ihren Schmerz durch heiße Thränen ankündigen, und mit einem Theile ihres eigenen Lebens die Genesung des Geliebten erkaufen möchten. Der Policeyrichter, der Criminalist, die Aufseher der Zucht- und Irrenhäuser werden durch den Umgang mit Elenden und ihre Gewalt über sie nach und nach harte und kalte Naturen, Misanthropen

und Menschenpeiniger, gleichsam aus — Rache, daß ihnen jene so viel zu schaffen machen *). Selbst diejenigen, welche öfters Thiere morden, werden nicht selten gegen das Leben und den Tod der Menschen gleichgültig, und zeigen im gemeinen Leben einen kalten und gefühllosen Charakter **).

---

*) Oder durch eine moralische Ansteckung, indem ein fortwährender Umgang mit verworfenen Menschen nach und nach den Sinn für das Edle und Schöne schwächt, und die reinen Formen eines sympathetischen Charakters zerstört. Männer, die, vermöge ihres Berufs, mit der niedern Menschenklasse viel zu schaffen haben, und gleichsam immer unter Sündern und Missethätern zubringen müssen, nehmen daher auch leicht einen drohenden, gebietenden und hartherzigen Ton an, — selbst da, wo die feinere Societätssprache eine — veredelte Kunst des Ausdrucks verlangt. Das Schickliche und der subtilere Takt, seine Ideen an andere auf eine gefällige Art anzuknüpfen, — selbst die Kunst — zuzuhören, ist zum Theil verloren gegangen, und ein herrisches Commandieren oder Widersprechen ist an diese Stelle getreten.

**) So erzählt man von dem schrecklichen Carl IX. in Frankreich, daß er schon im frühern Knabenalter

Ist diese Gefühllosigkeit des Mannes permanent; so kann man fast immer annehmen, daß seine innere Gemüthsverhärtung zugleich ein physischer Fehler seiner Natur, — eine mit daher entstehende Seelenkrankheit von schrecklicher Art, eine Verwilderung und Verstimmung seiner ganzen Organisation ist. — Und diese Unglücklichen waren immer die grausamsten Menschenzerstöhrer. Aber eben so entschieden ist die Erscheinung, daß nicht blos der rohere Naturmensch, wie wir ihn hier einmahl nennen wollen, der Wilde in dem immer neu gereitzten Sturme seiner unbändigen Leidenschaften, der Barbar unterm Nord- und Südpol von jener thierischen Gefühllosigkeit beherrscht wird, sondern daß Zorn und Haß die feinsten und gebildetsten Gemüther zum Gefrieren alles Wohlwollens bringen können. Ja, die medidirte Kälte scheint in ihnen noch höher zu steigen, als im

---

mit hartherziger Seele unschuldige Thiere mordete, — wie nachher aus seinem Schloßfenster heraus mit höchsteigenen königlichen Händen die Hugonotten — bey der Pariser Bluthochzeit.

Wilden, weil sie sich in jenem mit Vernunftgründen zu waffnen pflegt, und der beleidigte feinere Egoismus noch größere Opfer der Rache fordert. Selbst die wirkliche Grausamkeit, — das innere totale Erstarren alles Mitgefühls, welche sich nur erst mit der Vernichtung des gehaßten Gegenstandes befriedigt, hat nicht selten geistesgroße und feinfühlende Männer zu den allerentsetzlichsten Handlungen verleitet, und ihre Unsterblichkeit befleckt. Die feinen Griechen handelten sehr oft nicht viel menschlicher, als die mordsüchtigen Bewohner der Südsee-Inseln *),

---

*) Die veredelte Natur des Menschen bebt vor dem Bilde der Grausamkeit der Wilden und Barbaren zurück, das uns die glaubwürdigsten Reisebeschreiber hiervon entworfen haben. Die Kriege, welche die Neu-Seeländer mit einander führen, sind die unmenschlichsten in ihrer Art, und gleichen der zerstöhrenden Wuth blutgierigster Thiere gegen einander. Cook erzählt hiervon in seiner dritten Entdeckungsreise [Th. 1. S. 108] Folgendes (*):

*) J. Cook's dritte Entdeckungs-Reise u. s. w. Aus dem Engl. Von Georg Forster. Mit Zusätzen, Kupfern und Charten. 2 Bände. 4. Berl. 1787.

Genugthuung ihrer selbst, — und ihre Bedingung ist — Gefühllosigkeit!

Es giebt Männer, welche diese Gefühllosigkeit auch im ruhigern Gemüthszustande nur

---

die Nase ab, und tödten sie zuletzt durch Aufschneiden des Bauches. Diese Grausamkeiten werden indeß nur bey gewissen Gelegenheiten ausgeübt. — Die Menschenopfer, die wahrscheinlich auf allen Südsee-Inseln im Gebrauch sind, zeigen die Grausamkeit des Wilden noch in einer andern fürchterlichen Gestalt. Die Engländer sahen auf Otaheite den Leichnam eines Geopferten, und fanden den rechten Schlaf zerschmettert, das Gesicht und den Kopf blutig, so daß die Art seiner Hinrichtung deutlich zu erkennen war. Vielleicht giebt man noch aus einem Gefühl des Mitleidens dem Unglücklichen keinen Wink von seinem bevorstehenden Schicksale. So oft einer von den großen Volksoberhäuptern bey irgend einem Vorfalle ein Menschenopfer für nothwendig erachtet, wählt er auch zu gleicher Zeit selbst das Schlachtopfer [wozu man jedoch meisten Theils Verbrecher aus der niedrigsten Volksclasse, oder herumstreifende Vagabonden nimmt]. Einige seiner treuen Diener überfallen diese plötzlich, und tödten sie mit Keulen, oder steinigen sie. Hierauf wird es dem Könige gemeldet, dessen Gegenwart bey dem feyerlichen

affectiren, und sich einen Anstrich von Stoicismus geben, der nichts als Coquetterie mit sich selbst ist. Sie meinen, daß der Mann über die weinerlichen und matten Gefühle der

---

Darbringen des Opfers durchaus nothwendig ist. Cook zählte auf einem solchen Opferplatze neun und vierzig Menschenschädel, die noch wenig von der Witterung gelitten, — und noch nicht lange dort gelegen hatten. Allein diese Grausamkeit wird den Wilden von ihrer Religion selbst geboten; und alle Nationen der Erde haben ihr zu Gefallen — periodisch ihre Menschlichkeit selbst aufopfern können. Der Otaheiter glaubt: sein Gott habe Wohlgefallen an Menschenopfern, — verzehre sie, und erhöre dann die Bitten des Volks. Als man diesen Leuten den Einwurf machte: daß der Geopferte begraben und diese Speise dem Gotte dadurch entrissen würde, — antwortete man: der Gott verzehre auch eigentlich nur die Seele, die sich so lange um den Opferplatz aufhalte, bis der geopferte Körper durch die Fäulniß aufgelöst sey. Tantumne religio potuit suadere malorum!

Die wegen ihrer strengen und weisen Regierungsform so laut gepriesenen Spartaner machten es um kein Haar besser, als die Wilden in der Südsee. Die unglücklichen sogenannten Heloten oder Sclaven waren an den Boden ihres Marter-

Sympathie herrschen, und das Herz nur dann zur Mitsprache herbeyrufen müsse, wenn es die kalte Vernunft erlaube. Die Theilnahme an den Freuden und Leiden anderer mache den

---

landes gleichsam angebunden; — es war nicht erlaubt, sie an Auswärtige zu verkaufen, oder sie in Freyheit zu setzen. Sie glichen also Verdammten, die nur durch den Tod von ihrem Jammerleben befreyet werden konnten, und dieser Tod wurde ihnen oft selbst auf eine schreckliche Art zugetheilt. Wenn nähmlich ihre Vermehrung dem Staate lästig, oder ihren Herren verdächtig wurde; so erlaubte den Spartanern ein geheimes Gesetz, die Kryptia genannt, ihre Sclaven um's Leben zu bringen. — Diesem barbarischen Gesetze zu Folge gingen verschiedene Haufen junger Leute, mit Dolchen bewaffnet, bey Taze aus der Stadt, versteckten sich bis es dunkel ward im Gebüsche, fielen dann ihre Sclaven an, und stießen alles nieder, was ihnen in den Weg kam. Diese Ermordungen mit kaltem Blute sind das Entsetzlichste, was uns die Geschichte von einem policierten Volke erzählen konnte. — Thucydides berichtet, daß zweytausend dieser Sclaven auf einmahl unsichtbar geworden, ohne daß man nachher je etwas von ihnen gehört. „Man muß wirklich erstaunen, setzt der würdige Goldsmiths in seiner Geschichte der

Menschen nur schwach und dependent, raube ihm seinen Charakter als Mann, und seine Freyheit, hebe das innere Gleichgewicht seines Muthes auf, und mache ihn überhaupt zum Weibe, so daß er gar nicht mehr auf sich selbst beruhen könne. Sympathie sey eine Art Seelenkrankheit, die in unselbstständigen Naturen am liebsten einkehre, ihre Patienten selbst zu faden und kraftlosen Geschöpfen umbilde, und gemeiniglich mit Zerstöhrung aller innern und bessern Wirklichkeit der Menschen endige. Rührung sey fast immer Entmannung des Mannes, — und selbst

---

Griechen hinzu, daß ein Volk, wie die Spartaner, berühmt wegen seiner Gelindigkeit gegen die Besiegten, wegen Unterwürfigkeit gegen seine Obern, wegen einer heiligen Ehrfurcht gegen das Alter, und wegen seiner geselligen Freundschaft gegen einander, so thierisch-grausam gegen seine Untergebenen seyn konnte, gegen Menschen, die sie in jeder Absicht als ihres Gleichen, ja selbst als ihre Landsleute ansehen mußten. Indessen ist nichts gewisser, als ihre barbarische Behandlung. Sie waren nicht allein zu den niedrigsten Arbeiten verdammt, sondern wurden auch oft ohne Grund um's Leben gebracht."

der Schauspieler, der nur zu rühren suche, sey auf dem graden Wege, von aller Kunst verdammt zu werden. Der Mann dürfe seine geistige und kraftvolle Einfachheit und angeborne Seelengröße durch eine wohlwollende Verzärtelung nicht zerstöhren lassen. Er könne andern großmüthig helfen und rathen; — aber nur wie ein Gott, der Menschen rettet, ohne daß sein Inneres von weichlichen Empfindungen aus sich selbst hinausgeworfen werde. Aus Bedürfniß der Vernunft, — nicht aus Bedürfniß des Herzens, müsse er ein Freund und Wohlthäter der Menschheit seyn; aber sich ja vorher genau bey sich selbst erkundigen: „ob die momentane Handlung eine allgemeine Sittenmaxime der ganzen handelnden Welt seyn könne und müsse, oder nicht?“

Man findet diese Figuranten des Stoicismus und der Apathie in allen Ständen, als wirkliche Ausartungen des geselligen Menschen, fast immer nur unter den Männern, — und erkennt sie gar leicht an der stolzen — Kälte, womit sie sich geflissentlich ankündigen. Meisten Theils sind sie noch nicht

zum raffinirten Menschenhaß übergegangen; allein sie mögen doch eigentlich keine Vertraute haben, und vermeiden sorgfältig alle engere Verbindungen mit zartfühlenden Seelen. Sie spötteln über das sentimentale, kindliche Wesen im Umgange sogenannter sympathetischer Freunde und Freundinnen, und nennen das Kindliche dieser Seelenliebe, das Schmelzende und Wehmüthige dieses Umgangs nicht ganz unrecht — kindisch. Selbst nähere Verwandten, Gattinnen und Kinder leiden oft von dieser studierten Kälte, die endlich in einen wirklichen Menschenhaß übergehen kann, wenn die Versuche, sich als Mensch vom Menschen zu trennen, bey einem hypochondrischen Humor und einer kränkelnden Einbildungskraft, lange fortgesetzt werden.

Wenn diese Männer sich nicht endlich eine totale Gefühllosigkeit erkünsteln, und egoistisch anraisonniren, sondern ihr Herz nur vor den Ausschweifungen der Sympathie und des Mitleidens zu bewahren suchen; so ist ihr System: in einer oft so bizarren Welt kalt und fest da zu stehen, — nicht das schlechteste. Der

männliche Mann darf sich von dem Eindrucke des Mitleidens und der Anhänglichkeit nicht, wie ein Kind, entmannen lassen; er muß helfen und retten können, ohne daß er in Thränen zerfließt, — und eben deßhalb, wie tausend weiche und sentimentale Menschen, vielleicht zu wenig thut. Das zarte, glühende Gefühl darf die innere Kraft des Mannes nicht zerstöhren. Der Sanguineus wird durch den Schmerz seines Nebenmenschen, wie ein Feiger, niedergedrückt; er hilft nur blindlings, oder, was ihm oft einerley ist, fliehet lieber den Anblick des Elenden, damit sein weiches Herz nicht zu viel leide, — und begnügt sich dann hinterher mit dem Gemälde des Unglücklichen, welches er gewöhnlich mit einer geschwätzigen Lebhaftigkeit entwirft. Auch wird der besonnene Mann sein Herz nie allen Menschen entgegentragen, weil er dadurch sein besseres Selbst verlieren, und das edle und geläutertere Gefühl seiner Philanthropie nur wegwerfen würde, — nicht zu gedenken, daß der Mann, welcher bey eigenen und fremden Leiden nicht kalt seyn kann, wenig zum Rathgeber und Freunde taugt. Wer aus überspanntem

Zartgefühle und aus purer Empfindsamkeit allen Menschen gefallen, sich in alle Seelen einschmeicheln, sich gleichsam in allen Menschen dienstfertig verlieren will, wird eben diese Menschen gegen sich gleichgültig machen, — weil bloße Güte ohne Kraft wahre Charakterlosigkeit ist. Ein empfindsamer Mann, dem vor lauter Sympathie immer die Thränen im Auge schwimmen, darf weder auf die Achtung seines Geschlechts, noch des weiblichen rechnen.

Der Misanthrop und Menschenverächter.

Der Misanthrop ist aber doch allemahl eine unnatürliche Natur, — er mag entweder eine nur affectirte, oder eine wirkliche Rolle spielen, — er mag die Menschen hassen und verfolgen, oder nur nichts mit ihnen zu thun haben wollen, — in welchem letztern Falle ihn meisten Theils der Hang zur Einsamkeit aus der Welt entfernt. Man könnte daher alle Misanthropen in Menschenhasser und Menschenverächter eintheilen.

Die Menschenverächter fliehen ihr Geschlecht, weil es ihnen gleichgültig, alltäglich und armselig geworden ist, ohne ihm grade etwas Böses zu wünschen, ohne ihn die üble Laune und die schnöde Verachtung durch feindselige Thatsachen empfinden zu lassen. Die Menschen sind bey ihnen gleichsam nur in Ungnade gefallen. Der Charakter dieser Misanthropen ist gewöhnlich eine schwermüthige Kälte gegen das alberne Geschöpf, gegen dieses Animal oblique, das man mit dem Nahmen Mensch adelt, — weil sie in dem Umgange mit ihm entweder nicht ihr Glück machen konnten, oder unter den Menschen selbst die Ideale der Guten und Vortrefflichen nicht fanden, die sich einst ihre gutmüthige Schwärmerey erträumt hatte. Nun fühlen sie sich freylich, meist durch ihre Schuld, getäuscht und betrogen, — nun zerreissen sie, gegen die Welt erbittert, freywillig alle Verbindungen mit ihr, und denken sich über diese Schlangenbruth hoch hinaus. Diese Misanthropen sind gewöhnlich große Egoisten; die Menschen sind ihrer nicht werth; sie verdienen kaum von einem redlichen Manne gehaßt zu

werden; so weit dürfe er sich nicht einmahl erniedrigen *); — er könne mit ihnen im Nothfalle und aus Lebensklugheit umgehen; aber Freude und Wohlgefallen könne er an diesen bizarren Creaturen nie haben. Leute dieser Art erscheinen in allen geselligen Zirkeln mit einer kalten und finstern Stirn, eine starre Gleichgültigkeit ist der Ausdruck ihres ganzen Wesens; sie entwischen allen sanften Rührungen, wozu ein herzlicher Umgang so viele Gelegenheiten biethet; sie betrachten die Menschen nur noch als Handlanger zu ihrem Fortkommen, und heben deßwegen noch nicht allen Verkehr mit ihnen auf.

Aber dieses thun die verfinsterten und durchaus erbitterten Menschenverächter wirklich, in-

---

*) Ne nous abaissons point jusqu'à haïr les hommes,
Sache qu'en haïssant ceux qu'on doit mépriser,
Souvent on s'avilit pour se tyranniser.
[Epitres diverses. A Londres 1745. Epitre à Alceste le Misantrope.]

dem sie sich selbst zu einer dunkeln Einsamkeit verdammen, und in ihrer tiefen Gemüthsverfinsterung sogar menschliche Hülfe und Wohlthaten schnöde verachten. Der Mensch ist in ihren Augen ein unglückliches Zerrbild der Natur; „sie hat ihn gleichsam so hoch gestellt, damit seine Verkehrtheiten aller Art desto sichtbarer würden. Seine Schwächen haben keine Grenzen; er ist in sie närrisch verliebt, er prunkt mit seinen Fehlern, und schämt sich seiner Tugenden, wenn er noch einige besitzen sollte. Er kennt sich selbst nicht; — er ist sich selbst ungetreu, — er betriegt sich selbst, und lebt in einer Welt von Betriegern; einer will sich über den andern stolz erheben, und alle kriechen auf dem schlammigen Boden einer armseligen Existenz. Jeder betrachtet sich in dem vortheilhaftesten Lichte; seine Brüder um und neben ihm sind Zwerge — zu seinem Kurzweil erschaffen, Wesen einer zweyten Art, die man aus Barmherzigkeit toleriren müsse. — Sein Kopf ist eben so voll Vorurtheile, Irrthümer und jämmerlicher Dunkelheit, wie sein Herz voller Gebrechen ist. Er sieht kaum eine Spanne weit vor sich hin,

und tappt überall, wie ein Blinder, herum, und doch will er in seinem Eigendünkel das Weltall überschauen, — und alles erklären, und alles demonstriren. Die seichtesten Köpfe glauben allwissend zu seyn, und ein unbezweifeltes Recht zu haben, andern ihre Meinung aufzudringen, oder die Andersdenkenden zu verfolgen. Die hellesten Köpfe fallen oft in den nähmlichen Fehler; sie predigen eine philosophische Toleranz, und sind die unduldsamsten Egoisten, sobald ihnen widersprochen wird. Auch bey wirklich bessern Menschen ist ihr hochgerühmtes Tugendleben nur Manier und äußere Decoration."

„In den meisten Menschen ist alles nur Schimmer und Schminke, — Frisur ohne Realität; alles nur auf die mattherzige Kunst berechnet, zu scheinen, oder durch ein leeres Nichts zu imponiren, oder auf eine hinterlistige Art über den andern Herr und Meister zu werden. Wer den andern am längsten und künstlichsten zu hintergehen weiß, — ist der Klügste; wer neue Masken erfindet, um die wahre Menschheit nur desto unverschämter abzulegen, ist der Liebenswürdigste." Je vornehmer, je mächtiger,

sagt der alte romantische Klarfeld *), je mehr sollte er Mensch seyn; aber um so mehr sucht er gewöhnlich den Menschen auszuziehen, um sich in seiner Kunstjacke zu brüsten und seinen Brüdern zu zeigen: Sehet her, ich bin's nicht mehr. — „Das Verdienst läßt man überall darben, und der Gaukler steigt hoch empor, weil jeder in ihm seinen leiblichen Blutsverwandten erkennt, und in ihm sein eigenes Ich bewundert. Wenn das Verdienst nicht kriechen kann; so wird es nie sein Glück machen. — Die Fackel des Wahren, und die Wärme des Guten ist dem Menschen verhaßt; wer sich Feinde in Menge erwerben will, spreche nur das Wahre oft und freymüthig aus. Der Hypocrit geht allein die sichere und blumenreiche Straße des Lebens. Er ist der Liebling der Menschen, wenn sie auch seine lockere Natur durchschauen. Der Schmeichler gewinnt durch seine kriechende Demuth und seine kaufmännischen Venerationen mehr, als der Mann, der

---

*) Im goldenen Kalbe.

sich redlich für seinen Regenten und sein Vater-
land nach und nach aufopfert, und als ein Bett-
ler auf dem Bette der wahren Ehre stirbt."

„Sie ist's nicht werth, so eine Welt, wie diese, daß man ihr eine Thräne weint! — Man behalte sein Herz für sich; man verwahre und bewahre es als sein eigenes heiliges Kleinod, damit man es nicht den Profanen hinwerfe, und sich selbst entehre. Lebe nur dir und dei-nem innern Geiste, und denke immer daran, daß der Dienst für die Menschen der undank-barste — aller ist. „Farbe, Farbe genug; doch wo ist Gluth?" Selbst seiner herzlichsten innigsten und heiligsten Freunde kann der Mensch mit schnödem Undanke vergessen, sobald es das Raubthier, — Eigennutz, — verlangt. Wohl-wollen ist Heucheley, — Freundschaft ein Be-trug, patriotische Gesinnung ein Possenspiel, und Treue eine künstliche Schlinge, um sich Ver-trauen zu erwerben. So läßt Hume sogar philosophische Köpfe reden. Aechte Freunde, — im ganzen Sinne des Worts, giebt es nicht, und die Erzählung von einem Orest und Py-lades war eine lächerliche Fabel, oder eine Sa-

tyre auf die Freundschaft selbst. Falschheit war von Anbegin an der Tagesordnung aller menschlichen Bündnisse, und wird es immer bleiben; Worte, nichts als Worte, — und im Hintergrunde Schelmerey und und Verrath" *). Dieß war das Glaubensbekenntniß aller Misanthropen.

---

*) Moliere zeichnet seinen Misanthrop aus viel zu engen Gesichtspunkten, — gleichsam als ob bey dem jovialen Humor seines Volks die Misanthropie nicht ganz zur Reife kommen könnte. Alceste entrüstet sich vornehmlich über das glatte äußere Wesen der Höflichkeit, womit man jeden Dummkopf beehre, — anstatt ihm gradezu die Wahrheit zu sagen, oder kalt vor ihm vorüber zu gehen, — über alle diese grands Faiseurs de protestations, diese affables Donneurs d'embrassades frivoles. Er will sich lieber belachen lassen, als diesen Thoren gleichen. — Mit hoher Naivete ruft er im Puncte des Lächerlichwerdens aus:

Tant mieux, morbleu! tant mieux, c'est ce que je demande,
Ce n'est un fort bon signe et majoye en est grande:
Tous les hommes me sont à tel point odieux,
Que je serois fâché d'être sage à leurs yeux.

Der wirkliche Menschenhasser ist zwar allemahl ein Menschenverächter, allein sein Charakter ist mehr offensiv als defensiv. Sein Menschenhaß äußert sich in Handlungen; der Menschenverächter läßt es bey seinen Meinungen über den Menschen bewenden. Jener sucht

---

Moliere giebt seinem Alceste einen edlern Charakter, als Lucian seinem Misanthropen, — und eben darum ist jener interessanter, als dieser. Alceste ist ein Mann, der die Verkehrtheiten der Menschen, vornehmlich ihre Falschheit in beyden Geschlechtern, haßt, — und sich über ihre erbärmliche Schlaffheit entrüstet, die allen Muth und Wahrheitssinn gegen so viele arme Sünder aufgegeben habe:

Testebleu! ce me sont de mortelles blessures,
Devoir qu'avec le vice on garde des mesures.

Der Misanthrop Lucian ist ein Egoist, der die Menschen bis zu ihrer Vernichtung haßt, und die Blitze des Jupiters gegen sie herausfordert, weil ihn die Menschen nicht dankbar genug behandeln, und für seine ehmahls an sie verschwendeten Wohlthaten darben lassen. Dagegen verirrt sich Moliere auf eine andere Art in dem individuellen Charakter des Misanthropen, indem er das Mißtrauen und die Eifersucht der Liebe mit Ausbrüchen des Men-

sich an seinem Geschlechte zu rächen, — dieser würdigt dasselbe keiner solchen Aufmerksamkeit, — es ist zu klein in seinen Augen, — als daß er in Zorn gegen dasselbe aufglühen sollte. „Diese Insecten sind dessen nicht werth;" — der Misanthrop der erstern Art ist in seinen

---

schenhasses verwechselt. Hierdurch hat sein Gemälde die innere Haltung verloren, und ist dadurch sogar contradictorisch geworden. Alceste liebt seine Celimene, wie er selbst betheuert:

— — et jamais
Personne n'a, Madame, aimé comme je fais!

Das zärtlichste Mädchen giebt ihm die heiligsten Versicherungen ihrer Treue, und er spricht dagegen die unnatürlichen Worte aus:

Ah! que si de vos mains je r'attrape mon coeur,
Jebéniray le ciel de ce rare bonheur!
Mais mes plus grands efforts n'ontrien fait jusqu'ici,
Et c'est pour mes pechés que je vous aime ainsi.

Indem Moliere Liebe und Menschenhaß zeichnen wollte, verzeichnete er beyde, und brachte heterogene Gefühle zusammen, deren eins das andere jedesmahl psychologisch auflösen muß.

Augen ein Thor, und er kann nicht mit ihm in seiner Misanthropie sympathisiren, weil jener sich durch Rache an der Armseligkeit der menschlichen Natur entehrt.

Glücklicher Weise giebt es jener activen Menschenhasser immer nur wenige, — und auch

---

Der Misanthrop in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" ist wieder ein anderer Charakter, — ein mürrisches, hypochondrisches, übellauniges Wesen, wie man sich wol einen englischen, vom Spleen befallenen, Sonderling zu denken pflegt, — der allen Menschen sein: God dam! zuruft, und doch wohlthätig und mild gegen Leidende seyn kann. Meinau ist eigentlich vom Weiberhaß zum Menschenhaß übergegangen; ein sehr seltener Fall, da die Weiberhasser gewöhnlich sehr große Männerfreunde sind; — und dieser Weiberhaß ist selbst wieder nicht stark genug motivirt. Meinau hatte ein Kind geheirathet, — dieses Kind wurde von ihm selbst vernachlässigt, — lief mit einem Landstreicher davon, und darum soll das ganze Menschengeschlecht gehaßt werden? Indeß steht es dem Dramatiker frey, seinen Held aus noch kleinlichern Gründen zum Misanthropen zu stempeln, weil der Menschenhaß als eine Seelenkrankheit sogar nur physischen Ursprungs, ohne alle weitere Motive des innern Willens, seyn

diese dürfen, nach einem Gesetze der Natur, nicht absolut gefühllos seyn. Das menschliche Gemüth ist mehr zum Wohlwollen, als zum Gegentheile organisirt, — und von Natur unfähig, — sich lange [noch weniger das ganze Leben hindurch] in einer activen Misanthropie zu behaupten. Sein Menschenhaß ist daher eigentlich nur immer partiell, — gegen einzelne Individuen und Stände oder Secten gerichtet, dahingegen auch der Gefühlloseste in einzelnen Augenblicken, z. B. gegen die Seinigen, gegen Jugendfreunde und Kinder, weich und sogar zärtlich-schwach seyn kann. Die hartherzigsten Hagestolzen, die dem Menschengeschlechte eine ewige Kälte geschworen haben, sind nicht selten

---

könnte. Wenn nur reine Haltung in seinem Charakter liegt; so hat der Dichter nicht einmahl die nothwendige Befugniß, seinen Heros die Ursachen seines Menschenhasses erzählen zu lassen. Die Anschaulichmachung dieser Ursachen ist dann etwas Ueberflüssiges und Ueberladenes, — indem der Zuschauer doch voraussetzt, daß der Misanthrop, ohne dringende Ursachen, nicht zu dieser gefühllosen Unnatur übergegangen seyn würde.

sanfte Kinderfreunde. Die grausamsten Mörder zeigten oft vor, oder gleich nach ihrem Verbrechen ein humanes Gemüth, — oder doch eine Wehmuth und Reue, die das bessere Ich des Menschen wieder hervorschimmern ließ. Die gefühllosesten Einsiedler behielten doch wenigstens noch ein Herz für — ihre Thiere, ein Umgang, wodurch sich so viele gegen ihr eigenes Geschlecht erbitterte Menschen gleichsam zu entschädigen suchen. Menschen, die blos morden — um zu morden, hat es gewiß immer nur sehr wenige gegeben, oder diese Misanthropie zeigte sich nur in den allerrohesten Wesen, oder im Stande der Verrückung.

Ein solches Ungeheuer, das zwar nicht gradezu mordete, aber doch Menschen auf öffentlichen Straßen schwer verwundete, — und eine Wollust bey dem Schmerz seiner Nebenmenschen, vornehmlich des andern Geschlechts, empfinden mußte, — stand vor mehrern Jahren in London auf, und erregte eine allgemeine Sensation *).

---

*) Archenholz Annalen der Brittischen Geschichte. 5ter Band. S. 95 f. Hamb. 1791.

Dieses brittische Monstrum ergötzte sich daran, — junge, vorzüglich schöne Frauenzimmer, die ohne Begleitung gingen, ohne irgend eine Veranlassung, ja, ohne sie zu kennen, anzufallen und zu verwunden. Dieser Unmensch [wovon man, wie der Erzähler mit Recht sagt, in der Geschichte keines Landes und keines Zeitalters ein Beyspiel findet] bediente sich zu seinen Grausamkeiten eines langen Messers, womit er immer nach den Seiten zustieß, manchmahl nur die Kleider zerfetzte, weit öfterer aber blutfliessende, zum Theil gefährliche Wunden den fliehenden Schönen beybrachte. Sie retteten sich immer in offenstehende Häuser, oder das Ungeheuer entfloh wegen der durch's Geschrey herbeygezogenen Menschen. Diese unmenschlichen Handlungen waren nicht die Geschichte eines Abends, und also nicht durch den viehischen Rausch eines Wüstlings, oder durch das Losbrechen eines Rasenden von seiner Kette erklärbar, sondern es waren eine Reihe Scenen dieser Art, die vier Wochen lang fortgesetzt wurden. Täglich brachten die verwundeten Mädchen oder ihre Anverwandten ihre Klagen vor das Obertribunal der

Friedensrichter. Ein so schrecklicher Vorfall erregte eine allgemeine Bestürzung. Man eröffnete eine Subscription, wozu auch der Prinz von Wallis beytrug, und setzte ansehnliche Belohnungen für die Auffindung des Thäters aus, eines Scheusals, das um so mehr von der Erde vertilgt werden müßte, da nicht das Blut der Männer, sondern schwacher unbeschützter Weiber der Gegenstand seiner Wuth waren *). Viele dieser so freventlich ausgetheilten Wunden waren gefährlich. Eine arme Frau in Brookstreet starb an den ihrigen, und hinterließ fünf unerwachsene Kinder. Und dennoch witzelte

*) Ein neuer Beweis des oben angeführten Satzes: daß der Grausame gewöhnlich ein niedriger, feiger Poltron ist. Wie richtig aus der Natur dieses Gemüthszustandes gegriffen, ist Montaignes Bemerkung: „La vaillance [de qui c'est l'effect de s'exercer seulement contre la resistance] s'arreste à voir l'ennemy à sa mercy: mais la pusillanimité, pour dire qu'elle est aussi de la feste, n'ayant peu se mesler à ce premier rolle, prend pour sa part le second, du massacre et du sang." Essais. Liv. II. Chap. 26. Coüardise Mere de la Cruauté.

der vornehmere und niedere Londoner Pöbel über diese höchst traurige Sache. Einige sagten: das Ungeheuer gehöre zur Secte des Andronicus, welche im dritten Jahrhundert ihr Wesen trieb, und behauptete: daß der Teufel die Weiber vom Gürtel bis zu den Zehen beherrschte, und daß es daher den teuflischen Theil des weiblichen Geschlechts zu befehden eine verdienstvolle christliche Handlung sey. Andere armselige Spötter riethen den so sehr beunruhigten Schönen, die Ritter vom Bath-Orden aufzurufen, die, bey Strafe ihre Sporne zu verlieren, alle Weiber und Mädchen zu beschützen eidlich verbunden sind. — Endlich ward dieser Bluthund, mit Nahmen Renwick Williams, entdeckt. Nur mit äußerster Mühe konnte das Volk abgehalten werden, daß es nicht allein den zum Gerichtshofe fahrenden Gefangenen, sondern auch die Kutsche, worin er saß, und die Pferde, die ihn zogen, — vernichtete. Die buchstäblichen englischen Gesetze dagegen behandelten dieß Ungeheuer nur wie einen Verderber von Kleidern, nach welchen Gesetzen der, welcher jemandes Kleidungsstücke auf der Straße vorsätz-

lich zerreißt, — zerschneidet, — verbrennt oder verdirbt, auf sieben Jahre verbannt wird; eben diese unmenschliche Buchstäblichkeit gab dem Ungeheuer sogar schon im sechsten Jahre seine Freyheit zurück. Herr v. Archenholz setzt gleichsam im Nahmen der beleidigten Menschheit hinzu: „er gestehe, daß ihn dieser Proceß empöre, und daß er den Gedanken nicht ertragen könne, — ein seiner Verbrechen überwiesenes Ungeheuer der ersten Größe blos der gesetzlichen Form wegen freyzulassen.“

Religionshaß.

Unter den mancherley Arten des Menschenhasses, der sich gegen einzelne Individuen und Secten äußert, ist der Religionshaß unstreitig der fürchterlichste, ungerechteste und unersättlichste; Theils darum, weil er zu seiner Verstärkung eine Menge anderer sehr lebhafter Leidenschaften herbeiruft; Theils ihn als etwas der Gottheit Gefälliges, oder wol gar von ihr Befohlenes betrachtet; Theils sich den Ver-

folgten gewöhnlich als ein moralisches Ungeheuer denkt, das nie genug gezüchtigt werden könne.

Der Verfolger ist gemeiniglich ein stolzer, eingebildeter Mensch, welcher sich und sein Köpfchen tief beleidigt fühlt, wenn ein anderer anders zu denken, und anders zu glauben wagt. Nur in seiner Secte, in seiner Religion, in seiner Bibel, — nur bey seinen Priestern und in seinen Kirchen ist der rechte Glaube. — Wer dieß nicht glaubt, will klüger seyn, als die Kirche und alle ihre Priester, — will sich über die Majestät und das Alter ihrer Würde muthwillig hinwegsetzen, — diese Würde in den Augen des Publicums verdächtig machen, und dem Menschen das Schönste und Köstlichste rauben, was er besitzt. Die Rache gegen einen solchen Hochverräther der Menschheit könne also nie strenge genug seyn, — das eiserne permanente Odium theologicum ruhe mit Recht auf ihm; — vergeben und vergessen könne eine solche Entehrung der Gotterleuchteten nie werden. Natürlich muß diese Glaubenswuth noch dadurch wachsen, daß der Verfolger durch die Verletzung

seiner Glaubensehre nun auch seinen mächtigen Einfluß auf die Gemüther der Menschen und ihre blinde Beherrschung zu verlieren fürchtet, und in ein Nichts zurückzusinken glaubt, wenn die Gegenpartei siegen sollte. Da, wo die Ehre einer Secte überhaupt schon mehr auf bloßen Meinungen und Autoritäten, als auf Verdiensten beruhet, — also einer gewissen äußern Mechanik und eines künstlichen Blendwerks bedarf, — wird die Erbitterung gegen den Gegner allemahl am stärksten seyn. Der Religionsstolz kommt hier zu sehr in die Enge, wenn er Verdienste, — die er nicht hat, aufweisen, und hinter den Culissen seines Pfaffenspiels hervortreten soll, — der Verfolger mag das Falsche seines Glaubens eingesehen haben oder nicht. Im erstern Falle wird er seinen Irrthum aus Eitelkeit nicht eingestehen wollen, und im zweyten mit Ueberzeugung des Rechtthuns gern das Schwert ergreifen.

Zu dem blinden Ehrgeitze des Verfolgers gesellt sich gewöhnlich eine eben so natürliche Feigheit und Furchtsamkeit, daß der Ver-

folgte sich hinwiederum rächen, und, durch Complicen und Anwerbungen neuer Recruten, Macht und Einfluß verschaffen dürfte. Diese Feigheit, verbunden mit blindem Religionsstolz, sieht in dem Gegner, wenn er auch noch seine Rechtschaffenheit anerkennt, doch einen gefährlichen Rebellen und Revolutionair, — dem man in möglichster Eil das Handwerk legen müsse. Daher haben alle Religiosen wider die Gegenpartei stets eine schnelle Justiz geübt, und ihr oft nicht einmahl Zeit genug zu ihrer Vertheidigung gelassen. Verbannung oder Vertilgung stand immer in ihrem teuflischen Receptbuche, wenn der Gegner nicht widerrufen, und den Triumph der Gegenpartei anerkennen und verkünden wollte. Religionstoleranz wäre, nach einem solchen Glaubenssystem, wahrer Verrath der Religion selbst, — und Aufmunterung des Verfolgten, sich von neuem zu bewaffnen. Die einzig wahre Religion [die jede Secte zu besitzen glaubt] habe nur zu entscheiden und zu verdammen; aber nichts zu toleriren, was nicht mit ihren symbolischen Büchern übereinstimme. — Ja, die hochgepriesene Vernunftreligion tolerire selbst den An-

dersdenkenden nicht, — und befehde den Gegner wenigstens mit Satyren und Sottisen, wenn sie ihn nicht auf ihre Seite ziehen könne.

Der Religionshaß giebt sich dadurch selbst eine heilige Autorität, — indem er die Rechtsame der Gottheit zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten sucht. Er errichtet seine Scheiterhaufen, weil der keine Liebe und Schonung verdient, der von der Gottheit selbst gehaßt und verworfen wird. Der Religiose sey der Repräsentant dieses allerheiligsten Wesens auf der Erde; seine Sache und die Sache der Gottheit ist in den Augen dieser Menschen eins, und durch diese wunderliche Vermischung der Begriffe, woran wiederum menschlicher Ehrgeiz und menschliche Feigheit so vielen Antheil haben, — sind die blutigsten Religionskriege entstanden. Er giebt der Gottheit ein Fest, wenn er ihre Feinde vertilgt, oder zum Schweigen bringt; — „es sind ewig verdammte Gotteslästerer, die doch nicht gerettet werden können; — nur das Andenken an ihre Vertilgung müsse man als

einen Triumph der Gottheit aufzubewahren suchen." *)

Endlich wird der Religionshaß jedesmahl durch das schwarze Bild gespannt und gerechtfertigt, welches sich der Verfolger von der tiefen Unsittlichkeit seiner Gegner zu machen pflegt. Dieß liegt schon in der Natur alles Hasses überhaupt, — daß man in seinem Feinde einen

---

*) Als Voltaire sein Werk: „sur la Tolerance," zur Vertheidigung des unschuldig gemordeten Jean Calas schrieb, — feyerte die Stadt Toulouse noch jährlich das Andenken eines schrecklichen Tages, an dem man vor 200 Jahren — 4000 hugonottische Bürger jämmerlich hinrichtete. Man hält an diesem Tage glänzende Processionen, und das Publicum belustigt sich an den Freudenfeuern, anstatt daß ein solcher Tag in eine ewige Vergessenheit vergraben werden müßte. „En vain, setzt Voltaire hinzu, six Arrêts du Conseil ont défendu cette odieuse fête, les Toulousains l'ont toujours célébrée comme les Jeux Floraux." Aber welch ein Conseil, das sechsmahl, — ohne alle Wirkung, eine schändliche Gewohnheit verbiethet, die vielleicht noch jetzt, zur Schande der Franzosen, herrschen mag!

schwarzen Charakter aufsucht; der Religions-haß treibt dieß noch weiter, — indem er gemeiniglich auf Proselytenmacherey ausgeht, und die Abweisung dieser Versuche für eine unbekehrbare Verworfenheit seines Gegners hält. Man hat daher zu allen Zeiten den Andersdenkenden die größten Laster angedichtet. Man sahe es ein, daß der andere nicht immer wegen gewisser Opinionen verdammt werden könne, da der menschliche Geist so mancherley Irrthümern unterworfen sey, — man mußte also das Verdammungsurtheil anders einleiten, und von unerhörten moralischen Verbrechen der Gegner reden. — Als sich der Sohn des genannten Jean Calas erhenkt hatte, und man den alten würdigen Vater zum Mörder desselben stempeln wollte, glaubte ganz Toulouse, die protestantische Religion erlaube ihren Anhängern, — ihre eigenen Söhne zu erdrosseln, wenn sie zur catholischen Religion übergehen wollten. — Jahrhunderte lang beschuldigte man die Juden: daß sie Christenkinder aufhaschten und schlachteten, — daß sie die Brunnen vergifteten, und sich in ihren Zusammenkünften die fürchter-

lichsten Flüche gegen die Christen erlaubten. — Nero hatte Rom anzünden lassen, — er warf den Christen diese Mordbrennerey vor, und nun begann ihre erste gesetzliche und entsetzliche Verfolgung. Man nannte sie Menschenfresser *); man dichtete ihnen die allerabscheulichsten Ausschweifungen in ihren nächtlichen Versammlungen an. Man hielt die Orgien der Griechen und Römer noch für unschuldige Zeitvertreibe gegen die vorgeblichen Lasterschulen der Christen, — und eben daher die Ausrottung einer solchen Religion für etwas Höchstverdienstliches und Gerechtes. —

Die schrecklichen Verfolgungen*) der Reformirten in Frankreich suchte man durch erdichtete

---

*) Eine Mißdeutung ihrer Abendmahlsgebräuche. Siehe Spittlers Geschichte der christl. Kirche. Götting. 1782.

*) Die Geschichte hat eine fürchterliche Seite, — die nähmlich, wo sie uns die brutale Gefühllosigkeit empörter Gemüther schildert, und uns Scenen vor die Augen führt, die das Herz zerreißen und die Vernunft zum Bannfluche ihres eigenen Geschlechts zwingen könnten. Die Erzählungen der Religions-

Erzählungen — von ihren Verschwörungen und beyspiellosen heimlichen Lastern zu rechtfertigen, und welche ungeheure Vergehungen und Verbrechen haben die Lutheraner den Catholiken, und

---

kriege in ältern und neuern Zeiten sind zum Theil nichts anders, als blutige Schandflecke der Menschheit, wenn auch ein gelehrter Mann neuerer Zeiten die Kriege überhaupt mit dem frivolen Nahmen eines von Zeit zu Zeit nöthigen Aderlasses der Menschenrace zu belegen geruhete. Die Kriege sind es, welche die Gefühllosigkeit adeln und entschuldigen. Die Grausamkeit bewaffnet sich nicht umsonst; sie verlangt ihre Opfer mit heißem Blutdurst; sie glaubt wol gar, gerecht zu handeln, wenn sie den Unschuldigen mordet, weil auch er ein Mensch seyn, und seinen eigenen Glauben, wie der Gegner, haben will. Eins der schrecklichsten Beyspiele unmenschlicher Grausamkeit erzählt ein glaubwürdiger Schriftsteller, Varillas, in seiner Histoire de Charles IX. Tom. I. „Fabricius Serbellon, ein päbstlicher General, bestürmte in der Mitte des 16ten Jahrhunderts die Stadt Oranien; — die Besatzung war ausgezogen, und die zurückgebliebenen Catholiken öffneten dem Tyrannen die Thore. Vom diesem Augenblicke an wurde jeder Bewaffnete innerhalb der Stadt niedergemetzelt; — allein dadurch war der religiöse Blutdurst noch nicht

diese hinwiederum den Lutheranern vorgeworfen, — wie hämisch ist nicht selbst Luthers schuldloses Leben angegriffen worden! Noch bis diesen Augenblick halten die ächt-catholischen Christen

---

befriedigt, — die päbstlichen Anführer und Soldaten erfanden neue Todesqualen für die unglücklichen protestantischen Einwohner. Man stürzte eine Menge derselben auf Hellebarden, Degen und Piken, andere hing man in die Feueressen, und ließ sie bey gelindem Feuer verbrennen; noch andern wurden die empfindlichsten Theile des Körpers mit einer beyspiellosen Wuth abgeschnitten. Man mordete alle Alter und alle Stände, Kinder, Greise und Kranke. Frauen und Mädchen wurden zu den schimpflichsten Entehrungen ihrer Tugend gezwungen, und zuletzt den Troßbuben preisgegeben. Die standhaftern edlern Weiber, die lieber sterben, als sich diesen viehischen Siegern hingeben wollten, wurden nackend dem öffentlichen Gelächter ausgestellt, und auf eine Art behandelt, welche die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet. Die Religionswuth dieser Unmenschen ging so weit, daß sie Männern und Frauen lederne Riemen durch die Haut zogen, die man aus dem Einbande der Genfer [calvinistischen] Bibel geschnitten hatte. Die Verfolgungen der unglücklichen Hugonotten in Frankreich waren nichts als Greuelthaten einer gefühllosen Grausam-

den wackern Luther für einen Mann, der die ausschweifendste und niedrigste Lebensart geführt habe. Ich erinnere mich einer Unterredung mit einer catholischen adligen Dame in dem sonst tief

---

keit. — Man lese nur, was Bayle im Artikel Babelot von diesem unbarmherzigen Pfaffen erzählt. Dieses Ungeheuer folgte den Heeren, welche man gegen die Hugonotten sandte, und verdammte alle Männer, die vor sein teuflisches Forum gebracht wurden, unter der Autorität seines mächtigen Gönners, des Herzogs von Montpensier, zum Tode, — und die Frauen wurden auf seine Veranstaltung auf die niederträchtigste Art entehrt. Doch endlich erhielt auch dieser geistliche Henker seinen Lohn; die Calvinisten bekamen ihn in ihre Gewalt, und er endete sein Leben und seinen Blutdurst am — Galgen. — Bey der Pariser Bluthochzeit, da man die unglücklichen Hugonotten zu Tausenden mordete, — sagte der Marschall von Tavannes zu den Henkern in dieser schrecklichsten Mordnacht: „Nur immerfort Ader gelassen, — es ist so gesund im August, wie im May" [am 24sten August 1572 begann dieses Greuelfest des blutigen Religionshasses]. Tavannes erinnerte und erfreuete sich noch auf dem Sterbebette der Thaten dieser Nacht als der verdienstlichsten seines Lebens. [K. L. Woltmann Geschichte und Politik. 1804. 8tes Stück.

verfinsterten Bisthum Münster über diesen Luther. „Seine Lehre, sagte sie, soll nicht ganz schlecht seyn; aber sein Leben und sein Charakter ist desto abscheulicher gewesen;" — warum? „weil er ein Nönnchen verführt habe," — war die Antwort. Die catholischen Schriftsteller haben Luthern der zügellosesten Frechheiten beschuldigt. Sie erzählen unter andern, daß seine Reise nach Worms nicht so andächtig unter-

---

Die Bartholomäusnacht von K. Curths.] Er glich hierin vollkommen seinen gräßlichen — Blutsverwandten, — einem Schlächter, der vor den König hintrat, und mit stolzer Selbstzufriedenheit erzählte: daß in vergangener Nacht hundert und funfzig Ketzer unter seinem Beile gebluret hätten, — einem Goldschmid Cruce, welches Ungeheuer, auf seinen entblößten blutgefärbten Arm zeigend, mit satanischer Freude ausruft: er allein habe vierhundert Protestanten gemordet, — einem gekrönten Sünder, Carl IX., welcher nach der Bluthochzeit sagte: ich glaube, das Wetter selbst freuet sich über die Hinrichtung der Hugonotten, weil es so schön ist, — und weidete sich an dem Anblicke des verstümmelten Leichnams des ehrwürdigen Admirals Coligny, den er noch vor wenigen Tagen seinen Vater genannt hatte.

nommen und fortgesetzt sey, als es wol seine Anhänger glauben möchten, und während diese ihn auf eben jener Reise als einen frommen Glaubenshelden abbilden, sähen seine Gegner in ihm nur einen Leichtsinnigen, — der, in Begleitung mehrerer zügelloser Ritter, unterwegs in den Wirthshäusern bacchantischen Festen beygewohnt, und durch seine Musik, wie ein herumziehender Spielmann, das Volk zum Tanz und unsittlichen Frohsinne gestimmt habe *).

B. Besondere Gründe der schwächern Sympathie des Mannes.

Die größere Gefühllosigkeit im männlichen Charakter, welche wir oben im Allgemeinen aus

---

*) Quacunque iter faciebat, frequens erat concursus hominum, videndi Lutheri studio. In diversoriis multa propinatio, laeta compotatio, musices quoque gaudia: adeo ut Lutherus ipse alicubi sonora testudine lndens, omnium in se oculos converteret, velut Orpheus quidam, sed rafus adhuc et cucullatus, eoque mirabilior.

seiner physischen Constitution ableiteten, wird aber auch durch eine Menge anderer individueller Ursachen von innen und außen veranlaßt, — in so fern sie den Mann so und nicht anders zu bilden und moralisch zu organisiren pflegen.

a) Ist die ganze Erziehung des Mannes in der Regel härter, strenger, ich möchte sagen, unempfindsamer, als die des Weibes, weil seine künftige Existenz auf einen größern und vielseitigern Geschäftskreis berechnet wird, und berechnet werden muß. Man würde ihn offenbar aus seiner originellen Natur und Bestimmung hinauswerfen, wenn man ihn, wie ein Frauenzimmer, erziehen und abrichten wollte; — er wird

---

Cochlaeus in Commentar. de actis Lutheri. Tausendmahl haben ihm seine Gegner vorgeworfen: daß er die Reformation, — um sich zu bereichern, — angefangen, obgleich die Armuth, worin er starb, ein Gegenbeweis seiner Beschuldigung seyn kann. Tausendmahl hat man es wiederholt: daß ihn bey seinem Reformationsenthusiasmus sein sinnliches Temperament und der Hinblick auf die einzuführende Priester-Ehe und auf seine eigene — Geliebte vorzüglich geleitet habe.

sich selbst, vermöge seines innern Kraftgefühls, gegen eine weibische Erziehung entrüsten und der Pädagogik ins Gesicht lachen, die ihn nicht zum Manne bilden will, wie wir es oft in jenen großen Häusern gesehen haben, — wo sentimentale Mütter — Knaben und Mädchen nach einem weichen und sanften Systemchen erziehen wollten. Schon als Knabe muß der Mann mehr arbeiten lernen, muß sich mehr anstrengen, — muß härter gehalten werden, seine Nerven und Muskeln müssen sich durch eine größere Beweglichkeit, durch den Aufenthalt in freyer Luft, durch eine abwechselnde Uebung ihrer Kraft stärken und gleichsam vermännlichen. Er kommt früher in die Welt, als das Mädchen, wenn sie auch vielleicht früher, als er, ausgebildet und geformt wird; — er muß sich in der Welt früher herumtreiben lassen, früher sich in die Menschen schicken lernen, und sich an tausend kleine Unannehmlichkeiten gewöhnen, wovon das Mädchen nichts weiß und nichts erfährt. Auch kann sie selbst mit einem kleinen Vorrathe von Klugheitsmaximen und Lebensregeln fertig werden, weil dieß alles zu ihrem häuslichen Gebrauche

genug ist, und ihr Leben eigentlich nur häuslich, nie cosmopolitisch seyn darf. Als ein weichlicher, weicher sentimentaler Thor, als eine sogenannte schöne — schmachtende, empfindelnde Seele, wird der Mann selten sein Glück in der Welt machen, — oder man wird ihn so lange schütteln und stampfen, bis man ihm das empfindsame Wesen abgeschüttelt hat.

Schon in den Schulen muß der Knabe einen festern und härtern Sinn und Charakter annehmen. Die Weichlichkeit wird hier nach und nach durch den muntern Umgang mit andern Knaben, die den Mitschüler zu Anstrengungen und Wagstücken auffordern, und den Feigen beschimpfen, wie ein böser Geist ausgetrieben. Er wird in dem lebendigen Strome mit fortgezogen, — er muß toben und hart seyn lernen, wenn er sich gegen den muthwilligen Schwarm vertheidigen, oder gar unter ihm eine entscheidende Stimme haben will; er muß sich sogar schon in Ehrenkämpfe einlassen, wenn ihn der stärkere Haufe nicht unterdrücken soll. Die Obedienz und die Schuldisciplin vermehrt auch das Männliche in seinem Charakter, wenn sie rechter

Art ist, — nähmlich mit ernstlicher Strenge auf die Achtung der Gesetze hält, und den Uebertreter, ohne Ansehn der Person, bestraft. So und nicht anders kann der Knabe zum Manne reifen, und alle Verweichlichungsmethoden seines Unterrichts und der Erziehung sind ein wahres Gift des männlichen Sinnes. Die Schule ist auch in so fern das achtungswertheste Bildungsmittel für den Knaben, weil sie ihm sein künftiges Leben wie in einem Gemälde zeigt, und dazu gar trefflich vorbereitet. Er wird in der großen Welt eben so, wie unter seinem Schulmonarchen, Geduld und Gehorsam üben müssen, und, wenn er vielleicht lange nachher die lästigen Schulstunden verwünscht, wird er, als ein ordnungsliebender Mann und Staatsbürger, doch zu gleicher Zeit seiner Schulbildung eine gerechte Lobrede halten. Er wird in eben dieser Welt noch störrigere Köpfe, als auf dem Catheter, antreffen; — der Müssiggang wird ihn dort eben so wenig, als in der Schule, beliebt machen. In der Schule hat er gelernt, daß man sich nur durch Fleiß und gute Sitten heben kann, — daß ein weibisches Wesen für den Mann et-

was Erniedrigendes ist, daß sich eine zu weiche Seele nicht zu einer Welt schickt, welche fester, gestählter, kraftvoller und muthiger Männer zur Aufrechthaltung ihres großen Regiments bedarf. — Wie sehr die öffentlichen Schulen auf die innere Kraft und Befestigung des Charakters wirken, zeigen sogar die Mädchen, welche sie besuchen. In der Regel sind die, welche dort erzogen werden, weniger weibisch und sentimental, als die, welche daheim eine schlaffe, stille Privaterziehung erhalten, — und gar früh an dem unglücklichen Weisheitsfieber zu kränkeln anfangen. Die jungen Mädchen in öffentlichen Schulen werden vor diesem Uebel bewahrt, — weil sie viel andere über sich erblicken, weil der äußere Schimmer hier wenig gilt, und die kleinen Spöttereyen ihrer Mitschülerinnen vor einer unverständigen Eitelkeit sichern. Auch hier wird durch den muntern Umgang das Gemüth der Kinder reifer und selbstständiger, lernt mehrere Menschen kennen und sich in sie schicken, verwöhnt sich nicht durch eine gemächliche Lebensart, und wird mit hundert andern mechanisch fortgetrieben, — ohne daß es seine natürliche

Freyheit mißbrauchen darf, — oder den Eigensinn lernt, welcher allen Frauen, die sentimental erzogen wurden, eigen ist.

b) Der größere Geschäftskreis des Mannes, seine nothwendigere Vielthätigkeit und Arbeitsamkeit, sein Beruf, für die Welt zu wirken, lehrt ihn nach und nach eine Festigkeit und Härte des Charakters, die eben so nothwendig aus seiner Natur, als seine physische Gefühlshärte, entspringt. Der Mann ist zur Industrie, zur Anstrengung berufen; er muß für sich und andere wirken, Plane machen, wählen und verwerfen, — im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen, weil ihn die Pflicht überall zur Thätigkeit ruft, weil er ohne sie nicht fortkommen kann; — er muß aber auch oft da Wohlwollen äußern, wo er weiß, daß Undank sein Lohn seyn wird. Durch alle diese Dinge, durch die gespannte Aufmerksamkeit auf sein Fortkommen, durch die Lasten, die auf ihm ruhen, wird sein Herz nach und nach gefühlloser gemacht, — der weiche Sinn verliert sich im Getriebe der Beschäfte, er geht kälter, als das empfindsamere Weib, vor den Leidenden vorüber; er hat grö-

ßere Pflichten auf sich, als daß er sich für sie ganz hingeben oder gar aufopfern sollte; — oder er weiß auch wol aus eigener Erfahrung, daß die meisten Männer die Urheber ihrer eigenen gedrückten Lage sind, daß ein schnöder Egoismus den meisten die Thür des Glücks verschließt, und daß sie weniger Mitleiden verdienen, als sie gemeiniglich fordern. Oder er hat auch wol für eine zahlreiche Familie zu sorgen; er muß ökonomisch mit seinen Wohlthaten umgehen, wenn die Seinigen nicht leiden sollen; er muß das vielleicht erst mit saurer Mühe verdienen, was er andern hingeben soll; — er darf nicht immer nach den ersten Eindrücken des Mitgefühls handeln, — er muß es sogar wol erdrükken, damit er seinen Beruf nicht vernachlässige, und über aller Wehmuth seine Bestimmung vergesse. Seine Phantasie mag auch wol in dem Getriebe der Welt und der Geschäfte und durch den Mißbrauch sinnlicher Genüsse — abgestumpft seyn; er kann sich nicht mehr so leicht und so schnell electrisirt in die Stelle des andern, wie ein Frauenzimmer, versetzen.

Das Weib ist zwar auch zur Thätigkeit berufen; aber zu einer Thätigkeit, wodurch ihr Herz nicht verhärtet, sondern augenblicklich in den süßen Empfindungen der Sympathie geübt wird. Ihr zarter Sinn wird nicht durch den Tumult der Weltgeschäfte, — nicht durch das Treiben und Jagen, sich in der Welt einen Ehrenplatz zu erringen, verkältet. Ihre Region des Glücks und der Thätigkeit ist das Wohl ihres Gatten, ihrer Kinder. Diesen gehört ihr Herz, — und nur mit diesen gehört sie, in einem entfernten Grade, der Bekanntschaft der Welt an. Männliche Arbeiten, — Künste und Wissenschaften sind ihr Beruf nicht; sie darf und wird, als ein rechtliches Weib, keine männlichen Zerstreuungen suchen, da sie die köstlichsten Stunden in ihrem Hause findet. Die Natur hat sie angewiesen, in diesen zarten Verhältnissen alles mit Liebe und Sanftmuth zu beschicken, während der Mann in seinem ausgebreitetern Weltberufe wol gar — hart und kalt seyn muß, um seinen Charakter als Mann zu behaupten. In der Regel fühlt das Weib auch schon mehr für ihre Kinder, als der Ehemann. Sie hat die

zarten Blumen ihrer Liebe unter ihrem Herzen getragen; sie sind gleichsam Theile ihres innern Wesens, eine unvertilgbare Sehnsucht zieht das mütterliche Herz zu den Lieblingen desselben hin — jedes kleine Leiden des Kindes durchdringt das mütterliche Gemüth tiefer, als wenn es selbst leiden müßte; — jeder frohe Blick des kindlichen Auges spiegelt sich dagegen in der Seele der Mutter mit einer unnennbaren Wollust; jeder Funke des Lebens und Gefühls, — des Geistes und Herzens, der aus dem geliebten Kinde hervorleuchtet, gibt — der Mutter gleichsam ein neues Daseyn; — ihr ganzer innerer Mutterſinn ist reines Mitgefühl, — eine aus sich selbst hervorgehende, sich selbst belohnende Sympathie mit allem, was ihren Lieblingen begegnet. Die Welt wird und kann sie von diesen schönen Empfindungen nicht abrufen, — die Welt kann ihrem Herzen keine Freude geben, wenn dieß Herz diese Freuden nicht im Kreise ihrer Kinder findet. — Die ganze Natur ist todt für dieß Muttergefühl, dessen einziger und höchster Beruf durch die Liebe erfüllt wird.

c) Hat der Mann in seinem größern Wirkungskreise, in seinen verwickeltern Verhältnissen und Lagen, in seinem vielseitigern Umgange die Menschen von mehrern [nicht immer sehr liebenswürdigen] Seiten kennen gelernt, als sie das Weib in ihrem engern häuslichen Berufe kennen lernen konnte. Der Mann, — er mag wollen oder nicht, — muß Erfahrungen machen, denen er, vermöge seiner Bestimmung, nicht ausweichen kann, — er muß sich hin- und herwerfen lassen, ehe er einen ruhigern Standpunkt erreicht; — seine Erziehung, sein Gemüth, sein Schicksal geht gleichsam durch tausend berufene und unberufene Hände, um ihm seine Form oder seine Nichtform zu geben. Er gleicht einer Fabrikwaare, zu deren Politur und Vollendung tausend Finger erfordert werden. Er wird dabey hintergangen, beleidigt, ab- und angespannt, bald gelobt, bald getadelt, verkannt und vergessen, verfolgt und gedrückt, wie es bey einer solchen Tausendfingerarbeit nicht anders seyn kann. Er ist eine öffentliche Person, — er muß sogar immer zum Kampfe fertig seyn. Dieß nun alles hat nach und nach sein Gefühl ein

wenig ausgetrocknet, — hat ihm das liebe Sympathiesiren tausendmahl verleidet, hat ihn in seinem Innern von den Menschen entfernt, wenn er auch noch äußerlich par force mit ihnen umgehen muß. Seine Erfahrungen haben ihn mißtrauisch gemacht, er kann den Menschen nicht mehr ein Herz entgegentragen, was sie selbst von sich stießen. Die Menschen haben auch wol seine Gutmüthigkeit gemißbraucht; — er hat sein Mitleiden an Unwürdige verschwendet, er hat Schurken beweint und sich Heuchlern in die Arme geworfen, — ehe er sie genauer kennen lernte. Dieß nun bestimmt seine kalte Behutsamkeit, — die dem Weibe nicht eigen ist; er prüft, ehe er neue Freunde sucht, — er überrechnet die Folgen seiner Wohlthätigkeit, ehe er handelt; er läßt sich nicht mehr durch die ersten Eindrücke einfangen, — und, während er prüft und überdenkt, neigt sich schon das Herz schwerer und langsamer zu einer zärtlichern — Philanthropie hin. Diese thut zuletzt nichts mehr, ohne die Lebensklugheit zu fragen. Es gibt sogar eine daraus entstehende Mißanthropie, indem das erkaltete Herz sich nur dann gegen

die Menschen aufschließt, — wenn es die noch kältere Vernunft gnädigst genehmigt hat.

Die Sympathie des Weibes dagegen befindet sich gleichsam in einer fortwährenden Vibration, und empfängt alle Eindrücke mit einer blitzschnellen Leichtigkeit und Reizbarkeit. Ihr Gefühl reißt sie hin, — ihre Thränen fließen bey den kleinsten Veranlassungen, — ihr Herz zerschmilzt, — während der Mann überdenkt und überrechnet. Zwar fehlt es auch ihr nicht an Anlagen zur Menschenkenntniß, — und sie dringt oft tief in die Kunde des männlichen Charakters; allein sie hat, wegen ihres kleinern Wirkungskreises, nicht so viel Gelegenheit, die Menschen von ihren widrigen Seiten kennen zu lernen, als der Mann; — auch wirken jene lange nicht in dem Grade auf sie, als auf ihn. Ueberall verräth der weichere und in der Weltkenntniß ungeübtere Charakter des Weibes mehr Vertrauen zu den Menschen, als der Mann; wo aber mehr Vertrauen herrscht, da ist auch mehr Theilnahme an den Schicksalen anderer, — mehr Anschließen an sie, mehr Toleranz, mehr Herzlichkeit und Willfährigkeit, — dem andern nach-

zuempfinden, und sich in seine Lage hineinzudenken. Von den Männern selbst haben die Frauen in der Regel zu günstige Begriffe, — dieß hebt und befördert ihre Sympathie ins Unendliche. — Sie haben auch von uns nur eine sehr einfache Ansicht, indem sie alle Männer in gute und schlechte eintheilen, von jenen aber unzählig mehrere, als von den letztern, anzutreffen glauben. Die tausendfachen Nüancen zwischen guten und bösen übersehen sie mit arglosser Herzensgüte, wenn der Mann eben durch diese Nüancen sein ganzes Unglück machte. — „Wie der Ehemann, so mögen alle Männer seyn" ist der gewöhnliche Glaube der Ehefrauen; — der Ehemann ist aber gewöhnlich ihr Liebling, und darum sind in ihren Augen die meisten Männer liebenswürdig, — darum gibt sich das vertrauensvolle Weib überall so gern mit Liebe ihren Nebenmenschen hin. Wenn sie nicht bisweilen etwas zu mißtrauisch gegen ihr eigenes Geschlecht wäre; so würde sie mit kindlicher Zuversicht allen Menschen angehören, und die höchste Seligkeit menschlicher Sympathie empfinden; sie würde einen harten Sinn nur dem Nahmen nach

kennen; sie würde sich durch die periodische Kälte des Mannes selbst nicht irre machen lassen, weil, nach ihrer eigenen Ueberzeugung, der Mann ein feststehenderes Wesen seyn muß, und weil sie überhaupt von ihm weniger, als von ihrem eigenen Geschlechte, fürchtet. Der Mann trauet seinem und dem weiblichen Geschlechte vielleicht nie ganz, — und dieß hält sein Mitgefühl auch in so engen Schranken.

d) Die Menge der Zerstreuungen und Vergnügungen, die dem Manne zu Gebote stehen, vermehren gewöhnlich die Kälte seines Gefühls, und setzen dem Anschein nach seine Sympathie weit unter die weibliche herab. Der Mann hascht überall nach Befriedigungen der Sinne, die ihn endlich erschlaffen, wenn das Weib — Freuden des Herzens sucht, und eben darum länger, als er, von einem edeln Mitgefühl getrieben wird. Eine zu oft angegriffene rastlose Sinnlichkeit, die nur immer auf das Thierische hinsteuert, und sich in den wenigsten Menschen nach Erquickungen eines höhern Sinnes umsiehet, muß endlich gegen diesen höhern Sinn total gefühllos werden, und

in dem Strudel ihrer Freuden — das menschliche Herz verlieren. Eine Erscheinung, welche durch die Geschichte großer Wollüstlinge bestätigt wird, indem sie gewöhnlich zu den unerhörtesten Grausamkeiten fähig waren. — Der Mann ist ein geborner Epicurer — und ein geborner Egoist. Er verschlänge die Welt, wenn es ihm erlaubt wäre; aber bey einer solchen Natur kann die Sympathie auch nimmer die Höhe des weiblichen Mitgefühls erreichen. Wenn er gesättigt ist; so bekümmert er sich wenig um die Leiden der Menschen, oder seine Philanthropie muß ihm durch Religion und durchs Gesetz geboten seyn, und dann erscheint er freylich oft als ein großthätiger Menschenfreund. Dann macht er wohlthätige Stiftungen, — bauet Hospitäler, beschenkt die Armen, errichtet Philanthropine, — wobey denn aber doch immer die Frage gelten kann: ob er hierzu durch reines Wohlwollen, durch eine uneigennützige Philanthropie, oder mehr durch Eitelkeit und Ruhmsucht, oder durch eine schwärmerische Religiosität getrieben wird?

e) Endlich macht ihn überhaupt schon seine größere innere Leidenschaftlich-

keit des Gemüths, der Tumult und die Unruhe sich durchkreuzender Gefühle, die lebhaftern Antriebe seines Willens, oft auch der größere Leichtsinn, womit er vor den Menschen vorüberfliegt, oder sie verachtet, zu einer zarten und permanenten Sympathie unfähiger. Von außem beschäftigen ihn die Spiele und die Thorheiten der Welt von allen Seiten, und, indem er selbst gern mitspielt, ermattet sein Herz für sanfte wohlwollende Gefühle; von innem ist er in einer ewigen Arbeit, die Unruhe seines Gemüths zu beschäftigen und die unendlichen Forderungen seines lieben Ichs zu befriedigen. Seine von tausend Planen schwangere Imagination und Begierde führt ihn durch Labyrinthe aller Art, und er hat oft genug zu thun, um sich wieder herauszufinden; oder eben diese Imagination zieht ihn nur zu einem oder zu einer Classe von Menschen hin, während er gegen alle übrige oft bis zur Ungerechtigkeit lau und kalt ist. Die meisten Männer kommen kaum für andere zur Besinnung, weil ihre Wünsche ins Unendliche gehen, weil sie viel seltener, als das Weib, mit ihrer Berufslage zufrieden sind, weil

sie immer oben hinaus wollen, und sich mit tausend fremdartigen Dingen beschäftigen, die das Herz eher hart als weich machen. Ihr männlicher Stolz versteinert die sanftere Natur, und oft schämen sie sich selbst ihrer weichen Seiten. Ihre egoistischen Plane verschließen nach und nach den Sinn für andere, und sie wollen lieber durch ihre Selbstkraft, als durch Mitleid und Wohlwollen, siegen, — anstatt daß das sanftere Weib alles durch Liebe, Nachgeben und Herzensgüte zu gewinnen hofft. Der Stolze liebt nicht leicht einen Menschen, der ihm keine Opfer bringt, oder er liebt wol überhaupt nichts, als sich selbst, und sein Mitleiden ist mehr herablassende Gnade, als Erguß des Herzens. Die Menschen stehen in seiner Vorstellung fast alle unter ihm, — einige wenige über ihm; aber beyde kann er nicht lieben, — die letztern, weil er sie nicht erreicht, und die erstern, weil sie seiner nicht werth sind. Er ist also selbst mitten in der Welt ein Einsiedler; ein Einsiedler hat aber in der Regel ein kaltes Gemüth. — Der größere Egoismus des Mannes ist der vorzüglichste Grund seiner schwächern Sympathie. Er kann sich nicht

so leicht aufopfern und hingeben, wie das Weib; er ist mit einem geringen Danke selten zufrieden; er berechnet alle seine Handlungen mehr nach seinem Eigennutz, als nach dem Frohsinn, den er in andern erwecken könnte. Er kann leichter seine Freunde wechseln, wenn das Weib mit einer nie wankenden Zärtlichkeit an ihren Freundinnen hängt; er kann es nicht läugnen, daß er fast immer undankbarer als das Weib ist, und immer auf seine Rechte dringt, wenn das Weib die ihrigen — Wohlthaten nennt. — Der Eigennutz ist so ganz männlicher Natur, daß man ihm sogar in unserer Sprache das männliche Geschlecht zuerkannt hat.

Aber die Natur gestattet in der Welt freyer Wesen, und mithin selbst in dem Geschlechtscharakter des Menschen, Ausnahmen in Menge. Sie läßt uns harte, gefühllose, zur Liebe und Freundschaft unempfängliche, selbst gegen ihre Kinder unbarmherzige Frauen sehen, wenn sie uns auf der andern Seite Männer zeigt, deren weicher und schwankender Charakter dem empfindsamen Weibe gleicht, und in lauter Sympathie zerschmilzt. Allein es sind auch selten achtungs-

werthe und brauchbare Menschen. Das Mitgefühl und die weichherzige Thräne des Mannes darf nicht zu oft überfließen *), wenn er uns als Mann nicht verdächtig werden und das Herz des Weibes selbst nicht von sich abwenden will. Die Thräne gehört dem zartern Geschlechte, dem weichern Gemüthe der Weiblichkeit; der Mann wird sein Mitgefühl äußern, indem er männlich handelt, und dadurch die Originalität seines Cha-

*) Die Thräne des Mannes wird darum auch von der Kunst nicht geehrt, — und gleichsam nur wider den Willen des letztern gezeichnet; dagegen sie eine Weinende mit hohem Zauber abbilden kann. Der weinende Mann erregt im Gemälde und in der Natur wenig oder gar kein Interesse, weil er stärker seyn müßte; Laokoon weint auch in der höchsten Fülle seines Schmerzes nicht; der Künstler hat seine Mannheit nicht entehren wollen, indem er die Leiden der Natur in dieses Gesicht legte. Ein solcher Charakter wird durch den Schmerz erschüttert und angegriffen; aber er wird — er kann nicht weinen. Der Künstler läßt ihn nur seufzen, weil dieß die Natur nicht entehrt. — „Der Ausdruck in den Figuren der Griechen, sagt Winkelmann, verräth bey allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele."

rakters documentirt; das sanftere Weib bittet den Mann durch ihre Thränen für sich und andere um Schutz, und erfüllt dadurch ihren Naturberuf.

Empfindler.

Jene Schwächlinge der Sympathie finden wir in allen Ständen, vornehmlich bey gelähmten Organisationen und bey Männern, die zu vielen Umgang mit weinerlichen und empfindsamen Frauen haben. Männer dieser Art glauben mit allen Leidenden in naher Verwandtschaft zu stehen, und öffnen ihr weiches Herz jedem Klagenden, er mag es verdienen oder nicht. Aus ihrem Munde strömen nur immer die süßlichen Worte des Bedaurens, des Beileids, der weinerlichen Theilnahme, und sind das im ganzen Sinne, was man verweiblichte Naturen nennt. Ihr beginnet eine rührende Geschichte vorzutragen, und schon sind sie durch und durch erweicht; sie stoßen unwillkürliche Seufzer aus; sie bitten euch wol gar, die Erzählung abzukürzen, und ihr weiches durchschnittenes Gefühl

zu schonen; oder sie entfernen sich, um ihre Thränen nicht sehen zu lassen. — Ihre schlaffe Philanthropie ist wirklich universell, ihr weichliches Wohlwollen ist gleichsam ihr Dunstkreis, in dessen Nähe aber der Verständige sich nie behaglich fühlt. Sie versichern uns mit einer ekelhaften Zärtlichkeit ihr Wohlwollen, sie möchten alle Menschen umarmen; sie kennen das Ding nicht, was man in dem Manne einen aufgebrachten Sinn nennt; sie lieben alles, was ihnen in den Weg läuft; sie hängen sich in der Fülle ihres kindlichen, oder vielmehr kindischen Wohlwollens an alle Menschen an. Man mag sie stoßen, unleidlich finden, beleidigen, sie kehren immer wieder zu ihrer thierischen Freundlichkeit zurück, und bestürmen euch mit neuen empfindsamen Liebkosungen. Der ganze Charakter dieser Männer ist eine entmannte Güte *).

*) Es gibt sogar eine sympathetische Gutmüthigkeit, welche, weil sie sich fast von allem Vernunftgebrauche entfernt, und ins Blinde hineindenkt, nahe an Manie gränzt, und dann eher Mitleiden, als Achtung verdient.

die aus der Schwäche des Gemüths, und oft schon früher aus einer weibischen Erziehung hervorging. Vermöge einer reizbaren Imagination denken sie sich in den Schmerz des andern ganz hinein, und leiden oft mehr, als der Unglückliche selbst, wenn diesen ein männlicher Sinn schützt. Aber eigentlich werden alle diese Männer nur physisch und instinctartig gerührt; ihr Mitleiden hat keinen moralischen Werth, und sie verschwenden es an Würdige und Unwürdige.

Das Sympathisiren und Bemitleiden und Empfindeln ist ihnen nach und nach so zur Gewohnheit geworden, — daß sie sich schon dadurch gesättigt fühlen, und das Handeln, aus zu großem Mitgefühle, endlich vergessen. Ihre Moral gebietet nichts weiter, als das leidige süßliche Empfinden, — oder, was noch erbärmlicher ist, — sie affectiren nur ein Gefühl und eine Gefühlskraft, die gar nicht in ihnen vorhanden ist. Und hier steht der Empfindler vor uns, den man von dem Empfindsamen allerdings unterscheiden muß.

Diese Unterschiede sind in einer kleinen Schrift [über Empfindsamkeit und Em-

pfindeley in pädagogischer Hinsicht. Hamburg 1779 *)], treffend charakterisirt worden, woraus wir nur folgende Stelle zur Beherzigung des Gesagten mittheilen wollen. „Wahre Empfindsamkeit ist immer thatenreich, so oft die Umstände es erlauben; Empfindeley hingegen immer müßig, außer in solchen Fällen, wo ihr auf die Finger gesehen wird, und wo es gilt, zu zeigen, wer man sey. Da wird man sogar bemerken, daß die letztere es der ersten bey weitem zuvor zu thun pflege. Die Ursache davon ist augenscheinlich. Der Empfindsame fühlt sich gedrungen; er wirkt also, weil er muß, aber auch nicht mehr, als er muß, weil ihm nicht darum zu thun ist, gesehen zu werden, sondern nur sich selbst zu befriedigen.

*) Vom Herrn J. H. Campe. Die weitere Ausführung dieser gedankenreichen Schrift findet man im 3ten Theile drr allgemeinen Revision u. s. w. Von der nöthigen Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts unter den menschlichen Kräften. Besondere Warnung vor dem Modefehler, die Empfindsamkeit zu überspannen. 9te Abhandlung.

Der Empfindler hingegen fühlt sich nicht gedrungen, möchte aber doch gern den Gedrungenen spielen; kennt daher weder Maß noch Ziel, und übertreibt alles aus Furcht, weniger zu thun, als zur Behauptung seines angenommenen Scheines nöthig ist. Der Empfindsame ermannet sich, bekämpft seine Gefühle, drängt in dem Innersten seines Herzens sie zusammen, schweigt, und hat für den gemeinen Beobachter ganz das Ansehen eines Kalten, so oft er dasjenige, was er empfindet, nicht durch Thaten wirksam machen kann; der Empfindler hingegen stellt sich nie ungebehrdiger, als grade in solchen Fällen, wo er durch augenscheinliche Unmöglichkeit von der Verbindlichkeit, zu handeln, freygesprochen wird. Da hört man ihn ächzen und jammern; da fließen erkünstelte Thränen die gleißnerischen Wangen herab; da ist sie untröstbar die gutherzige Seele, daß sie so ganz und gar nichts thun könne, um ihrem theilnehmenden Herzen auf irgend eine Weise Luft zu machen. Aber vorausgesetzt, daß der Fall von der Art sey, daß die Eitelkeit des Empfindungsspielers oder der Empfindungsspielerin dabey nicht interessirt seyn

kann; so halte man Wunders halber die sanfte Seele einmahl beym Wort, zeige ihr unvermuthet eine Gelegenheit zu werkthätigen Hülfsleistungen an, die sie nicht voraussehen konnte: welche plötzliche sichtbare Veränderung! Der stille kaltscheinende Empfindsame wird nun auf einmahl feyerlich, laut, wirksam; der laute feurigscheinende, nach Wirksamkeit lechzende Empfindler hingegen still, kalt und bedächtig. Jener sieht uun keine Schwierigkeiten mehr, oder sieht sie blos deßwegen, um sie aus dem Wege zu räumen. Dieser sieht von Stund an nichts als Schwierigkeiten, und sieht sie blos deswegen, um mit guter Manier sich aus der Sache zu ziehen. Wahre Empfindsamkeit stützt sich immer auf deutlich erkannte Grundsätze der Vernunft; Empfindeley hingegen beruht blos auf dunkeln Gefühlen, was andere Menschen für sittlich-schön oder für sittlich-häßlich halten. Daher die Uebereinstimmung, welche sich in den einzelnen Empfindungen des einen und der Widerspruch, der sich in den einzelnen Empfindungen des andern zeigt. Daher die widersprechende Erscheinung, daß eben dieselben Taubenaugen, welche jetzt

beym Anblick eines zerknickten Blümchens, oder eines leidenden Würmchens von mitleidigen Thränen überfließen, eine Stunde danach bey einem kleinen Versehen der Magd oder bey einer ökonomischen Erinnerung des ältern Gatten von feuersprühenden Tiegerblicken glühen können! Daher endlich, daß die Empfindungen des Empfindsamen es gar wol vertragen, von der Vernunft beleuchtet zu werden, indeß die Empfindeleyen des Empfindlers beym Lichte derselben, gleich dem Flämmchen eines luftigen Irrlichts bey Sonnenaufgang, plötzlich zu verschwinden pflegen."

Sympathie zwischen Aeltern und Kindern, Geschwistern und Eheleuten.

Unter allen Arten der Sympathie ist die der Aeltern gegen ihre Kinder unstreitig die wärmste und lebendigste, weil sie sich mit der Liebe verbindet, und ihre Modificationen verdienen hier allerdings noch eine besondere Ansicht.

Wir finden die Anlagen dieser Sympathie, als ein Erhaltungsgesetz der Species, schon in der thierischen Welt, und zwar unter den dem Menschen näher stehenden Thieren sichtbar ausgedrückt. Die zärtliche Liebe der Alten zu den Jungen, bis diese ihr eigenes Fortkommen finden, und der sie nährenden und schützenden Aeltern nicht mehr bedürfen, ist allgemein bekannt, und zeigt sich bey einigen sogar in den Ergiessungen eines menschenähnlichen Wohlwollens, und eines uneigennützigen Gutmeinens. Man kennt die Geschichte einer trächtigen Hündin, die zu den aus ihrem Leibe genommenen Hündchen unter dem schmerzlichsten Todeskrampf winselnd hinkroch, und sie noch sterbend zärtlich liebkosete. Die gefräßigsten Thiermütter vergessen Speise und Trank, wenn sie durch ihre Jungen davon abgerufen werden; die furchtsamsten Thiere, wie das Huhn und der Esel, entrüsten sich, wenn man ihnen ihre Lieblinge rauben will, — und der Vogel brütet mit einer bewundernswürdigen Geduld seine Jungen aus, die er noch nicht einmahl kennt. Eine Menge anderer Thiere richten die kleine Familie gleich-

sam zu ihrer künftigen Bestimmung ab. „Die große wilde Ente, welche auf den Bäumen nistet, führt ihre Jungen auf dem Rücken oder im Schnabel zu ihrem Elemente, dem Wasser. Die Seebären, Seelöwen, Seeottern *) und

---

*) „Die Seeottern liegen am liebsten Familienweise bey einander, das Männchen und Weibchen, die halberwachsenen und die noch saugenden Jungen. Das Männchen caressirt das Weibchen mit Streicheln, wozu er sich der vordern Tatzen wie Hände bedient, und sie stößt ihn scherzweise öfters und gleichsam aus verstellter Sprödigkeit [Coquetterie] von sich und kurzweilt mit ihren Jungen, wie die zärtlichste Mutter. Ihre Liebe gegen jene ist so heftig, daß sie sich der augenscheinlichsten Todesgefahr für sie unterwerfen, und, wenn sie ihnen genommen werden, pflegen sie fast wie ein kleines Kind laut zu weinen, und grämen sich dergestalt, daß sie, wie wir aus ziemlich sichern Beyspielen sahen, binnen zehn oder vierzehn Tagen wie ein Gerippe vertrocknen, krank und schwach werden, auch vom Lande nicht weichen wollen. Auf der Flucht nehmen sie ihre Säuglinge in den Mund, die Erwachsenen aber treiben sie vor sich her. Pallas neue Nordische Beyträge. Zweyter Band. Stellers topographisch-physicalische Beschreibung der Beringsinsel. Petersburg 1781.

Seekälber, welche ihre Jungen auf dem Lande werfen und säugen, stoßen sie endlich in's Wasser, um sie in der Schwimmkunst zu üben, fangen sie aber wieder auf, wenn sie müde werden und tragen sie im Munde oder in den Vorderpfoten. Die Vögel locken zum Theil die junge Brut unter ihre Fittige, wenn sie von einer Gefahr bedrohet werden. Die Seefische, welche man Wasserblaser nennt, nehmen ihre Jungen zur Zeit des Sturms in ihren Rachen, oder in ihren Bauch; der Philander, oder Fuchsaffe locket bey solchen Umständen die Jungen in seine Tasche, die er zu beyden Seiten unter dem Bauche trägt." [H. S. Reimarus allgem. Betrachtungen über die Triebe der Thiere. Hamb. 1773. §. 97.]

In dem Menschen verbindet sich dieser Naturtrieb mit dem sanften Feuer des gütigen älterlichen Wohlwollens, mit dem Bewußtseyn, die Seinigen glücklich zu machen, und den auf sie gewandten Fleiß gleichsam der dankbaren Nachwelt zu weihen. Die Aelternliebe wird Sache des Herzens und der Vernunft, — und eben dadurch ein vorzüglicher

Charakterzug der edlern Humanität. Wir sehen daher auch diesen Zug der Menschheit in seiner lebendigsten Wirksamkeit unter allen Völkern der Erde, als ein köstliches Document der Natur, wie consequent und liebevoll sie für ihre Menschen schon in der Wiege gesorgt hat, und wie viel ihr daran gelegen war, den so nothwendigen Geist menschlicher Geselligkeit zu begründen und zu erhalten. Wir wissen es aus tausend Beyspielen, daß Aeltern, sonderlich Mütter, ihr eigenes Leben muthig und gern aufopferten, wenn sie dadurch das Leben ihres Kindes retten konnten. Das mütterliche Herz ist gleichsam unerschöpflich in seiner Kinderliebe, es trägt die größten Lasten der frühern Kindererziehung, die unendlichen Unarten des jugendlichen Muthwillens und Leichtsinns mit einem bereitwilligen Sinne, wenigstens mit einer Geduld, die, ohne ihr größeres sympathetisches Gefühlsvermögen, unerklärbar wäre, mit einer Resignation, wovon die wenigsten Männer einen Begriff haben. In dem ganzen Umfange lebendiger Wesen giebt es kein Beyspiel einer reinern, edlern und allmächtigern Liebe, — als die Mutterliebe,

und wenn man auch alles Empfinden und Denken des Menschen so ziemlich im Zusammenhange aus seiner Selbstliebe, und zwar aus ihr allein, erklärt hat; so zwingt uns doch der Anblick jener uneigennützigen, weiblichen und innigen Mutterliebe zu einem andern Glauben.

Es gab Mütter, die sich ohne Bedenken in die Flammen und in reissende Ströme stürzten, um den Lieblingen ihres Herzens Hülfe zu leisten, wenn sie auch vorausfehen konnten, daß sie selbst in der Gefahr umkommen würden; — Mütter, die ihr ganzes zeitliches Habe einem Verschwender, der bey allen Tollheiten doch immer noch der Mutter werth blieb, — hingaben, und dafür lieber die Kümmernisse einer peinlichen Armuth tragen wollten; — Mütter, die nach dem Tode ihrer Lieblinge sich aller Lebensfreuden beraubt fühlten, allen noch so reitzenden Vergnügungen des Umgangs und der Natur entsagten, und in einer kümmerlichen Einsamkeit nur noch den einen Wunsch behielten, bald wieder bey den Ihrigen in einer bessern Welt zu seyn; — Mütter, die in dem Anblicke ihrer Kinder die höchste Seligkeit des Lebens empfan-

den. „Dieß sind meine Juwelen!“ sagte die edle Mutter der Grachen, als ein hoffärtiges, reiches Weib aus Campanien ihre Kleinodien der großsinnigen Römerin zeigte, und so beschämt zurückgewiesen wurde; Mütter, die aus blinder Liebe zu den Ihrigen gleichsam für sich selbst zu leben aufhören, und nur in ihren Kindern existiren, — alles in Beziehung auf sie treiben und thun, alle Menschen für sie gewinnen wollen, — alle Fehler und Verbrechen derselben entschuldigen, und in diesen Fehlern und Verbrechen oft selbst die Kennzeichen eines edeln und großen Charakters wahrzunehmen glauben.

Wer die Liebkosungen einer zärtlichen Mutter mit ihren Kindern beobachtet, und diese holdselige Sprache der innersten Natur und der heiligsten Liebe verstehet, — kann nie ein herzlicheres und reineres Bild der Sympathie wiedersehen, als dieses, — und wehe ihm, wenn er dabey nicht warm und gerührt werden konnte. Nie leuchtet der sich selbst beglückende, über alle Herrlichkeiten der Erde, weit erhabene Frohsinn innerer Zufriedenheit und Seligkeit aus einem menschlichen Auge, als wenn eine Mutter ihr

Kind liebkoset. Alles, — ihre Stimme, ihr Blick, ihre Umarmungen, ihr ganzes Gemüth geht dann in einen zartern und gleichsam verklärten Ausdruck ihres Gefühls über, — sie zeigt sich auf einer höhern Stufe der Veredlung, und selbst rohere und ungestüme Frauen werden in solchen Augenblicken liebenswürdig. Man sieht sie ganz in ihrem Berufe, — und innig erfreut, ihn ganz erfüllen zu können. So sieht man selten die Menschen — das Heiligste, was ihnen obliegt, — ihre Pflichten, erfüllen. Hier ist die wackere Mutter ganz das, was sie seyn soll; sie kennt keinen höhern Gesichtspunct ihrer Wünsche, als diesen; in das Anschauen ihres Lieblings verloren, ist ihr ein höheres Erdenglück nicht einmahl denkbar. Sie lebt nur in der Seele dieses Kindes, sie scheint jeden kindlichen Blick desselben zu verstehen, sie reden mit einander durch das freundliche Auge der Liebe, wenn auch jenes selbst noch nicht reden kann; es ist der stille, sanfte, unerhörbare Umgang der Geister, der sie an einander bindet, das Kind horcht den belehrenden Tönen der vertraulichen Mutterstimme, und die Mutter ahnet mit un-

ausſprechlicher Herzenswolluſt jeden neuen Fortſchritt, jeden leiſen Hauch der ſich im Kinde entfaltenden Menſchheit, — mit jedem Tage macht ſie dann hier erquickende Entdeckungen; — unter den Fittigen der Mutterliebe keimt der neue Menſch immer liebenswürdiger hervor, und erſcheint dem zarten Weibe mit Recht als ihr tadelloſes, herrliches und ihr allein zugehöriges Werk. —

Beſonders herzlich, warm und innig iſt die ſympathetiſche Liebe der Mütter gegen die Knaben. Eine Einrichtung des mütterlichen Gefühls, welches allerdings, obgleich nur auf eine dunkle Art, mit aus der Geſchlechtszuneigung des Weibes entſpringt, — die in dem Knaben das ſtärkere für ſie geſchaffene Geſchlecht erblickt. Ein ſolcher geheimer Zug des geſchlechtlichen Wohlwollens kann da ſeyn, ohne daß ſich die Mutter ſelbſt hiervon Rechenſchaft zu geben weiß; — es kann bey Müttern ſogar in feurige Liebe gegen ihre Söhne ausarten, ohne daß ſie ſich darunter etwas anders, als das wohlwollende Mutterherz, denken. Ein dunkles Gefühl ſagt der keuſchen Mutter, daß ihr Sohn der

einſt lieben und durch die Liebe glücklich ſeyn wird; ſie verbirgt ſich dieſes Gefühl des Geſchlechts, weil ſie ſich die Gefahren nicht denken mag, die der Sohn auf jenem Wege zu überwinden hat; allein es ſpricht in ihr immer wieder an, wenn ſie in dem Knaben den Jüngling, und im Jünglinge den künftigen Mann ſieht. Schon jetzt kann ſie mit einer Art von Entzückung an die reife und ſchöne Form des männlichen erwachſenen Körpers denken, — wie er dadurch vor andern Jünglingen hervorſchimmern, wie er die Aufmerkſamkeit des zartern Geſchlechts reitzen, wie er in der Fülle ſeiner Geſundheit der glückliche Vater geſunder Kinder ſeyn wird. Wenn ſie nicht ſeine Mutter wäre, ſie könnte ſeine Geliebte ſeyn; — ſie liebt ihn wirklich ſo innig und wahr, wie ſich nur zwey edle Seelen beyderley Geſchlechts in ihrem Innern anbethen können, ohne von den Eindrücken einer ſinnlichen Liebe beherrſcht zu werden.

Aber nicht blos dieſe weibliche Geſchlechtsliebe erhöhet die Sympathie der Mütter für die Söhne in einem ſo hohen Grade. — Sie erblickt auch in dem Sohne ihren Schutzgott,

und den Beschützer der Ihrigen. Ruhiger schaut sie nun auf ihr Alter hinaus, und ruhiger siehet sie auf das Grab des entschlafenen Gatten zurück, weil ihr die Vorsehung einen neuen Versorger im Sohne wiedergiebt. Der Vater steht da in einem blühenden verjüngten Bilde des Lebens und der Kraft vor ihr; — ein neues Reich geht in ihm für sie auf, — sie hätte nichts, als seinen kindlichen Undank zu fürchten, und dessen wird der zärtlich Geliebte nicht fähig seyn. Sie erinnert sich tausend edler Züge, wie hülflose Mütter in ihrem Alter von dankbaren Söhnen gepflegt und geliebt wurden; das Alter selbst erscheint der guten Mutter nun nicht mehr als eine Plage des Lebens, sondern als eine verschönte und verherrlichte Wohlthat des Himmels, weil es an der Hand eines edeln Sohns geführt wird. Sein — Daseyn ist ihr Stolz; sie wird an allen Freuden und Ehrenbezeugungen des geachteten Mannes den lebhaftesten Antheil nehmen, sie wird ihm den Kranz um die Stirne winden, den ihm das dankbare Vaterland sendet. — Auch im Arme eines solchen Kindes zu sterben, ist in ihren Augen

der schönste und herrlichste Abschluß des menschlichen Lebens. Kein Mensch kann ehrenvoller von der Erde scheiden, als eine Mutter, die auf ihrem Sterbebette einen solchen Sohn segnet.

Wenn die Mutterliebe in ihrer Art die feurigste und tiefste Sympathie des menschlichen Herzens genannt werden kann, hinter welcher sogar die Geschlechtsliebe noch weit zurückzubleiben pflegt; so giebt es auch auf der andern Seite eine Vaterliebe, welche, durch sichtbare Ausschweifungen des Wohlwollens gegen die Kinder, in eine wahre Seelenkrankheit ausartet, und schon längst den Nahmen einer Affenliebe bekommen hat. Es giebt Väter, die ihre Söhne mit einer Art von Raserey lieben, und ihrer Sympathie einen Ausdruck von wehmüthiger Zärtlichkeit und gänzlicher Aufopferung ihres eigenen Selbst geben, wie uns die griechischen und lateinischen Dichter die Knabenliebe der Alten geschildert haben. Diese Väter, gewöhnlich gutmüthige, weiche, kränkelnde Naturwesen, verlieren sich in dem Anschauen ihrer Söhne, wie der Verliebte in den Blicken seines Mädchens,

sie sind unzufrieden, übellaunig, gegen ihre Freunde selbst kalt und absprechend, wenn die Gegenstände der kranken väterlichen Sehnsucht nicht gegenwärtig sind; — alle Freuden des Tages sind für den armen Vater dahin, wenn der Liebling seiner Seele vergebens erwartet wurde; — der Gedanke an seine Entfernung liegt wie Centnerlasten auf der gedrückten Seele, und die ängstliche Furcht, daß den Auserwählten ein Unglück treffen könne, nimmt dem Vater zuweilen alle Besinnung. Väter dieser Art haben endlich keinen andern Willen, als den ihrer Kinder, — und in dieser barbarischen Dependenz sind sie zu den thörichsten und selbst zu unmoralischen Handlungen fähig, wenn es die leidenschaftlichen Phantasien einer unverständigen Jugend verlangen.

Man hat aber auch schon längst die Bemerkung gemacht, daß die Sympathie der kindlichen Liebe selten die — der älterlichen, an Wärme und Fülle des Wohlwollens und der Zärtlichkeit, erreicht. Die Ursachen dieser Erscheinung sind leicht zu erklären. Die älterliche Liebe ist instinctartig, und dauert, als ein

Naturzweck, durchs ganze Leben, selbst gegen undankbare Kinder, fort; die Liebe der Kinder zu den Aeltern ist kein solcher Instinct, sondern nur ein Erguß der Dankbarkeit, die sogar noch durch die Alltäglichkeit der Wohlthaten geschwächt wird. Den Aeltern ist es Herzensbedürfniß, — ihre Kinder zu lieben, sie sehen sich in ihnen wieder aufleben, ihr Wille, sie glücklich zu machen, ist der heiligste und gefühlvollste, — schon der Wohlthäter behält eine Vorliebe für den, welchem er Wohlthaten erwies, — wie vielmehr das älterliche Herz, welches zu den Kindern, als zu seinen eigentlichsten Blutsfreunden, hingezogen wird, und, indem es dem Kinde wohlthut, die schönste und reinste Berufspflicht zu erfüllen glaubt, und wirklich erfüllt. In der kindlichen Liebe ist alles anders, — und ihre innere Natur selten so, wie die älterliche, motivirt. Das Kind sieht sich nicht in seinen Aeltern fortleben, und fühlt die empfangenen Wohlthaten schon darum in einem mindern Grade, weil es dieselbe als eine Schuldigkeit der Aeltern betrachtet, die nicht verletzt werden darf. Auch können die

Kinder, so lange sie nicht zu einer verständigen Reife gelangt sind, — die Größe der älterlichen Wohlthaten nicht einmahl beurtheilen; sie wissen nichts davon, welch unendliche Mühe und Sorge ihre erste Erziehung kostete, — wie die theure Mutter alle Annehmlichkeiten des Lebens für sie aufopferte, und wie innig sie schon da an der Seele des Kindes hing, als es noch nicht einmahl lallen konnte. Weiterhin entsteht sogar oft eine kindliche Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Aeltern, wenn diese ein strengeres Erziehungsregiment einführen müssen, während sie selbst nur aus Liebe — strafen, und aus Liebe hart sind. Der griechische Gesetzgeber rechnete daher falsch, wenn — er meinte, daß es keinen Vatermörder geben könne, und also auch gegen ein solches Verbrechen kein Gesetz gegeben werden dürfe; — unter dem Unnatürlichen dieser Art hätte doch wol der — Kindermord oben anstehen müssen.

Montaigne hat der Sympathie zwischen Aeltern und Kindern und deren verschiedene Modificationen ein eigenes Capitel gewidmet, — worin die Hauptmomente jenes Phänomens zwar

nur kurz und fragmentarisch, aber aus der Natur der Sache entwickelt sind. „Das Thier, sagt er [im 2ten B. Cap. 8, De l'affectation des Peres aux enfans] sorgt zunächst für seine Selbsterhaltung, und nächst dieser für die Erhaltung seiner Jungen. Die Natur scheint dieß selbst so angeordnet und anbefohlen zu haben, um die auf einander folgenden Stücke ihres Räderwerks zu verlängern und fortzusetzen. Es ist also kein Wunder, wenn die Liebe — rückwärts von den Kindern gegen die Aeltern nicht eben so groß ist." „Hierzu kommt, sagt er, die Aristotelische Bemerkung, daß derjenige, welcher jemanden Wohlthaten erzeigt, denselben mehr liebt, als er von diesem wieder geliebt wird, — daß der, welcher zu fordern hat, eine stärkere Liebe, als der empfindet, welcher schuldig ist, — und daß jeder Werkmeister sein Werk lieber hat, als er von diesem geliebt seyn würde, wenn es Empfindungen besäße. Dieß kommt daher, weil wir unser Daseyn lieben [und die Fortsetzung desselben in unsern Kindern mit Liebe und Wohlgefallen wahrnehmen]. Wir leben gleichsam nur in dem, was wir schaffen und bilden [parquoi

chasqun est aucunement en son ouvrage]. Ferner übt der, welcher wohlthut, eine schöne und löbliche Handlung aus; — dahingegen der, welcher empfängt, nur etwas Nützliches übt. Allein das Nützliche ist nie so liebenswürdig, als das Löbliche. Das Löbliche ist beständig und dauerhaft, und gewährt dem, der es thut, ein bleibendes Vergnügen. Das Nützliche hingegen vergehet und verschwindet gar leicht, und seine Erinnerungen sind weder so frisch, noch so angenehm. Endlich sind die Dinge, welche uns das meiste gekostet haben, auch die angenehmsten; das Geben aber kostet mehr, als das Nehmen."

Nächst der Sympathie zwischen Aeltern und Kindern ist die unter Geschwistern die schwächste, und die zwischen Eheleuten die stärkste. Die geschwisterliche Sympathie wird meisten Theils geschwächt durch den täglichen Umgang mit einander, durch kindische Zänkereyen, durch die Vorzüge, die ein Kind vor dem andern genießt, durch den Abstand der Jahre von einander, und durch das sich durchkreutzende Interesse junger Leute, indem einer dem andern,

als Geschwister, kein Vorrecht und keinen Vorrang eingestehen will. Zwischen Brüdern und Brüdern, Schwestern und Schwestern durchkreuzt sich jenes Interesse noch mehr, als unter den gemischten Geschlechtern, und man hat daher nicht selten Feindschaften unter ihnen gesehen, die bey einem tödtlichen Stoße bis an's Ende ihres Lebens fortdauerten. Die Politik hat selbst das Ihrige dazu beygetragen, indem sie in den meisten Ländern dem Erstgebornen ein größeres und reicheres Erbe, als den übrigen Kindern, zuerkennt, — er mag es verdienen oder nicht. Die Rechte der Erstgeburt haben in tausend Familien alle Sympathie und Philanthropie der Geschwister erstickt, und die Geschichte liefert uns hierüber Beyspiele der Härte und Verfolgungssucht, die man unglaublich finden würde, wenn sie nicht durch unwiderlegbare Beweise entschieden wären.

Die Sympathie zwischen Eheleuten ist dagegen oft noch viel stärker, als die älterliche Liebe, wenn ihre Herzen für einander geschaffen, oder auch nur durch Freundschaft und Dankbarkeit einander verpflichtet waren. Denn, wenn

die Frage aufgeworfen wird: ob ein Ehemann, der seine Gattin nicht haßt, — lieber sie oder seine Kinder hingeben möchte? so würde er doch wol die letztern, als die erste missen wollen; eben so wird die Gattin lieber den Mann behalten, — und dagegen ihre Kinder hingeben, wenn sie sich auch nicht mehr in der Lage einer Catharina Storza befinden sollte *). Wenn

---

*) Eine italiänische Dame von großer Seelenstärke und männlicher Entschlossenheit, wodurch sie sich vornehmlich berühmt gemacht hatte. Als sich ihre rebellischen Unterthanen des Schlosses Arimini bemeisterten; so lieferte sie ihnen, um ihren Wohnsitz zu erhalten, ihre eigenen Kinder zu Geissel aus; und bedrohete nun die Rädelsführer mit harter Todesstrafe. Unter solchen Umständen war der Schritt, den sie that, zu kühn. — Die Rebellen antworteten eben so dreist: wenn sie die gedrohete Rache ausführen wolle; so würden sie dagegen ihre — Kinder hinrichten lassen. Allein nun that sie etwas, woran, wie Bayle sich ausdrückt, die Kühnheit des andern Geschlechts tausendmahl mehr Anspruch hat, als die Sittsamkeit des ihrigen; sie entblößte sich vor den Augen der drohenden Rebellen; — hier sind Bayle's eigene Worte: elle troussa sa chemise et leur dit: voilà de quoi

auch die Geschlechtsliebe selbst durch das Alter verzehrt seyn sollte; — so werden doch immer noch die Zurückerinnerungen an jugendliche und bräutliche Liebe eine Sympathie zwischen ihnen erhalten, die oft den frühern Ergiessungen der Herzen vollkommen ähnlich ist. Man findet dergleichen vertrauliche und zärtliche Ehen bey vielen alten Leuten, wenn sie sich ehemahls aus herzlicher Liebe einander gewählt hatten. Ohne in das Kindische zu fallen, gehen diese wackern Alten noch wie Verliebte mit einander um, und überraschen sich täglich durch neue Aufmerksamkeiten und neues Entgegenkommen. Sie scherzen mit einander über die kleinen Ueberreste ihrer jugendlichen Reitze, sie küssen sich eben noch so

---

en avoir d'autres. Faites inhumainement perir dans l'innocence les ôtages que vous avis, j'y consens, pourveuque ma justice vous fasse porter la peine de votre méchanceté. Bayle Dictionnaire. L. S. Die gesunde Vernunft erklärt dieß Weib freylich für eine weibliche Unnatur, wenn sie so dachte, — wie sie sprach. Allein in der großen Welt sind dieß keine seltenen Erscheinungen.

zärtlich, wie vormahls, sie söhnen sich nach kleinen Streitigkeiten, wie Braut und Bräutigam, mit einander aus, und sind sich eben so unentbehrlich, wie jene. Der Gedanke an eine endliche Trennung ist der entsetzlichste, der ihren Herzen aufstoßen kann, und ihre Liebe scheint sich zu verdoppeln, weil sie diese Trennung bald zu befürchten haben.

Wenn die geschwisterliche Liebe durch den täglichen Umgang nach und nach bis zur Kälte abgestumpft werden kann; so wird die Sympathie sich liebender Eheleute eben durch den täglichen Umgang nur desto mehr zunehmen, und sie in das innigste Bedürfniß der Herzen selbst verwandeln. Dieses stille, vertrauliche Sichaneinandergewöhnen ist der Liebe selbst so vortheilhaft, daß sie am Ende bey guten Menschen Gewohnheit wird, und durch die Gewohnheit neue und frische Nahrung empfängt. So giebt es lebhafte Gemüthsarten, die sich im Ehestande leicht mit einander entzweyen können; — aber, weil der Streit nicht aus dem Herzen hervorgeht, im zweyten Augenblicke wiederum nur eine Seele ausmachen. Nichts in

der Welt könnte diese für einander geschaffenen Geister trennen, wenn sie auch bisweilen den Schein einer ehelichen Kälte von sich geben, und wehe dem Eheteufel, der diesen Schein benutzen wollte! Ich habe einen Mann von jener lebhaften Gemüthsart gekannt, welcher seine Gattin über alles in der Welt liebte; aber ihr dennoch wegen seines feurigen Temperaments bisweilen harte Dinge sagen konnte. Kaum hatte er sich entfernt; so wurde er von einer peinigenden Reue verfolgt, — und suchte nun durch die zärtlichsten und wärmsten Briefe alles wieder gut zu machen. Ich glaube, daß es unendlich viele gute Ehen dieser Art giebt, und glaube es zur Ehre der Menschheit.

Durch den täglichen Umgang lernen sich die Eheleute immer deutlicher verstehen, und dieß ist ein Hauptgrund ihrer wärmern und bleibendern Sympathie. Eins weiß des andern Gedanken und Empfindungen auswendig, — und verliert sich gleichsam in dem Daseyn des andern, indem es ihn auswendig lernt; — man liebt das Buch, worin man gern lies't — und weil sich eins für des andern Autor hält,

so lies't auch jedes um so lieber in seinem eigenen Werke. Daher kommt es denn auch, daß, durch eine so nahe Verwandtschaft der Seelen, eins die Plane und Wünsche des andern prophetisch vorhersieht, — und sich wieder darum so gern zu ihnen gesellt. Indem der einen nichts entgeht, was die andere denkt und will, betrachtet sie sich als den Schutzgeist der andern, und eine lebt daher durch diesen guten Glauben in der möglichst größten Nähe mit der Auserwählten, die ihrer Fürsorge anvertrauet ist. Beyde beschauen sich also in einem gemeinschaftlichen Spiegel, und dieses gemeinschaftliche Beschauen bestärkt den Gedanken und das Gefühl einer wirklich vorhandenen Gleichheit in dem Innern ihrer ganzen Natur. Dieß geht so weit, — daß man sogar bey tausend Eheleuten eine Aehnlichkeit ihrer Physiognomien bemerkt haben will, indem ein Wille und eine Art zu denken, ähnliche Gesichtszüge im Aeußern hervorbringen müsse. Indeß ist diese Erscheinung doch wol weiter nichts, als Zufall, oder eine Täuschung unserer eigenen Phantasie, indem wir bey Menschen, die wir

uns in einer so reciproken Nähe denken, unwillkührlich das Gesicht des einen auf den andern übertragen, — so wie wir zwischen zwey alten Freunden eine ähnliche Uebereinstimmung physiognomischer Züge wahrzunehmen glauben.

Dagegen findet man nun aber auch den größten Menschenhaß grade in der Ehe, wenn die Herzen einmahl gegen einander erbittert sind. Die Nähe, worin Eheleute mit einander leben müssen, macht sie nur noch kälter und grausamer, — der Gegenstand, vor dem man augenblicklich zurückbebt, dessen Gegenwart — uns augenblicklich erschüttert, empört endlich die ganze Natur, und die Schwierigkeit, die einmahl mit ihm geknüpften und verhaßten Bande zu trennen, schüttet nur neue Flammen in das empörte Gemüth. Selten sind beyde Theile in gleichem Grade gegen einander erbittert, — seltener ist das Weib der verfolgende Theil, weil sie sich leichter ihrer Ungerechtigkeit schämt, und nicht gern im Publico als eine Tyrannin des Mannes bekannt seyn möchte. Sie wird dieß um so viel eher vermeiden müssen, da sie,

wenn sie es zu einer Ehescheidung kommen läßt, — vielleicht einem andern Manne ihre Hand reichen möchte, — der sich aber wegen ihres vorhergegangenen bösen Rufs wenig von ihr anziehen lassen dürfte. Tief muß daher ein Weib gefallen, tief und durch und durch erfroren seyn, wenn sie sich selbst unter jener Form in das Publicum einführt, und ihre Weiblichkeit bis zur Verfolgung des Gatten verläugnet. Es giebt auch solche weibliche Teufel in allen Ständen, und leider in den gebildeten am häufigsten. Nachstehende Zeilen aus der Biographie eines unglücklichen Ehemannes mögen uns das Bild einer solchen cultivirten Furie entwerfen.

„Ich zittre, indem ich Ihnen die Unnatur zeichne, womit mich — ein gar zu hartes Schicksal durch die Ehe verbunden hatte. — Ein so hartes Schicksal, daß ich bisweilen im verzweifelnden Schmerz das ganze andere Geschlecht verdammt haben würde, wenn mich die Natur nicht auch hier und da auf edlere Weiber hingewiesen hätte, die mit meiner — Alecto durchaus keine Aehnlichkeit hatten. Vielleicht

will eben diese gütige Natur uns durch jene Ausartungen zeigen, wie liebenswürdig und schön die Form der sanftern Weiblichkeit ist, oder doch seyn könnte, wenn man ihr Meisterwerk nicht verbogen und verzerret hätte. — Heil dem, welchem sie das bessre Loos gab! er mag ein glücklicher, er mag der Glücklichste unter den Sterblichen seyn. Ach! warum mußte ich eine so schreckliche Niete ziehen?"

„Die Natur gab meiner Gattin hohe Vorzüge. Sie besaß einen hellen, leichtfassenden, schnellen Geist, eine gewandte Urtheilskraft, einen treffenden immer fertigen, aber leider! medisirenden Witz, eine, wenn man will, hinreissende Gabe zur Unterhaltung. Von dieser Seite des Geistes war sie köstlich und gewissermaßen verschwenderisch ausgestattet. — Der Kopf war gut gemacht; aber neben dieses helle Gebilde des Geistes hatte sich ein boshaftes Gemüth gestellt, und aus der ganzen Form, die einem Engel gleichen konnte, war ein weiblicher Teufel hervorgegangen. — Das werden immer schreckliche und gefährliche Menschen, vornehmlich schreckliche Weiber, wenn sich zu ihrem

klaren schneidenden Geiste ein kaltes Gefühl, eine egoistische Laune gesellt, und dieses Gefühl durch keine Wärme und Theilnahme an häuslichen Freuden — menschlich gemacht wird. Diese fürchterliche Partie bemerkte ich erst nachher in dem Charakter meiner Frau. Vorher sah ich das alles nicht; ihr mobiler, muthwilliger Geist, ihre feinen Repliquen hatten mich bezaubert; meine gutmüthige und gefangene Phantasie dichtete sich zu dem allerliebsten Kopfe auch ein liebenswürdiges Herz; — ich war blind, wie alle Verliebte, und griff in dieser Blindheit gierig nach dem schön vergoldeten Gifte, — und es wird vielleicht seine tödtende Wirkung nicht verfehlen, ob sie gleich nicht mehr lebt."

„Als mir die Schuppen von den Augen gefallen waren, fiel mir die Härte in dem weiblichen Charakter der Gattin zuerst und vorzüglich auf. Ich hatte mir die Herzensgüte immer als den schönsten Zug der Weiblichkeit gedacht; aber ich fand fast keine Spur davon in meiner Barbara. Ich bemerkte, wie herzliche Scenen und Erzählungen von kindlicher und

mütterlicher Liebe, von zärtlichen Hingebungen und Aufopferungen derselben — vor ihrer glatten Seele vorüber gingen, ohne sie auch nur zu berühren, — und, wenn anderer Augen in Thränen schwammen, ihr leichtfertiger Mund sich lieber zum Ausspruch eines witzelnden Gedankens anschickte. Denn gewitzelt mußte überall seyn, und raisonnirt werden, ohne dem Herzen seine erquickende Mitsprache zu vergönnen. — O! des ewigen verdammten Raisonnirens in unsern geselligen Verhältnissen, da, wo der Mensch auch fühlen soll, und Fluch der erbärmlichen Vernünfteley, die uns nur zu einer — kalten Intelligenz machen will!"

„Ferner habe ich immer bemerkt, daß Jungfrauen — die Kinder lieben, daß sie dieselben mit feurigen Liebkosungen an ihre Brust drücken, gern auf ihren Armen tragen, — ein Zug, welcher das schöne Innere ihrer künftigen Bestimmung als Mutter ausspricht, und eigentlich so ganz aus dem weiblichen Herzen kommt. Noch habe ich bemerkt, daß das junge neuvermählte Weib eine lebendige Sehnsucht nach Kindern in sich empfindet, und daß nicht sowol

Sinnlichkeit, als Neigung zu dem Kinde, — das Weib so felsenfest an den Mann, — oft an den ihr aufgedrungenen Mann selbst, anschließt. — Meine Gattin schien von dem allen keinen Begriff, wenigstens kein weibliches Gefühl, zu haben. Sie lächelte oft bitter genug und mit schneidendem Witze über die faden Liebkosungen der Mütter gegen ihre Kinder, — sie nannte das alles Ziererey, Gaukeley und Tollheit, — oder doch Schwäche und Empfindeley der armen mütterlichen Natur. Warum, sagte sie einst, mit Verspottung jener mütterlichen Zärtlichkeit, sollte ich meinen Murner [hier drückte sie das garstige Thier fest an ihren Busen] nicht eben so lieben können, als ein solches zweyfüßiges Product, das der Mensch entstehen ließ, und es sein Kind nennt? Sie sagte dieß nicht im schäkernden, sondern sehr ernsthaften Tone, und der es so meinende bittere Spott schwebte um ihre Lippen."

„Aber warum, werden Sie fragen, heirathete diese kalte unweibliche Menschenseele, die es äußerer Umstände wegen nicht einmahl bedurfte? — Um einen Mann zu haben, mein

Freund, wie ihn Tausende wählen; nicht aus Liebe und Anhänglichkeit, — sondern um einen Mann zu haben, damit sie herrschen und einen Rang in der Societät behaupten können. Man sagt, der Mann giebt durch die Ehe seine Freyheit hin, um der weiblichen die Krone aufzusetzen. Dieß mag nun überall wol nicht so ganz richtig seyn; aber dieß ist desto allgemeiner, — daß der alte Jungfernstand allen Unverheiratheten als etwas Schreckhaftes erscheint, wenn sie es auch aus Prüderie nicht immer gestehen wollen, — und gewiß tönt der Ausdruck: „und er schuf sie beyde, ein Männlein und ein Fräulein," in allen bessern weiblichen Seelen wieder. — Doch einmahl schien in dem Herzen meiner Braut wirklich ein Funken der Liebe aufzuglühen; oder war es wiederum nur studiertes Raisonnement, um ihrem Geschmack und ihrer Wahl eine Lobrede zu halten, — indem sie einst sich so äußerte: Wenn es wirklich eine Liebe unter den Weibern giebt; so könnte ich meinen Armand lieben!"

„Allein sie that hinterher auch durchaus nichts, um diese Schuld von sich zu entfernen,

— und schon in den ersten Tagen unserer Ehe war ich aus allen meinen Himmeln gestürzt. Tausend andere Männer, an ein solches Weib gefesselt, hätten mit mir gewiß einerley Schicksal gehabt, und ich bitte daher, mir nicht den Vorwurf einer zu großen Nachgiebigkeit zu machen. Wir drohen gemeiniglich, wenn unsere Regentinnen nicht gegenwärtig sind; ihnen gegenüber spielen wir meisten Theils eine ganz andere demüthigere Rolle. Wir bedürfen zu unsern Geschäften, auch wol zu unsern mancherley kleinen Schwächen, — friedfertiger Stunden; und wir suchen es möglichst so einzurichten, daß nach diesen Stunden nicht Ungewitter um uns herstürmen. Auch können wir es mit den Vorwürfen weiblicher Empfindlichkeit in die Länge nicht aushalten; tausend Weiber scheinen die Taktik des Schmollens studiert zu haben, — und um dieß alles zu vermeiden, verkaufen wir daheim unsere Freyheit, während wir in unsern Zirkeln gar stattlich über die Rechte der Männerherrschaft philosophiren, und doch pünktlich in der Minute nach Hause eilen, welche uns die Hausfrau vordictirt hatte. — Doch bald hätte

ich mich von der zu weit entfernt, die mir eigentlich das Schicksal viel zu nahe brachte."

„Herrschsucht und Egoismus war die Grundlage in dem Charakter meines Weibes. Dieß hatte sie von ihrer französischen Erzieherin empfangen; es lag aber auch schon in ihrer ganzen innern Denkart, — jener Denkart, die nichts neben sich aufkommen lassen und überall zuerst befragt seyn will, was man thun oder nicht thun solle. Dieß hätte ich noch ertragen, da die weibliche Herrschsucht oft gutmüthige Zwecke für die Männer haben kann; aber mit dem Despotismus meiner Hausehre verband sich eine gewisse Menschenquälerey, die mir bis jetzt immer noch unerklärlich geblieben ist. Ich that der Frau nichts zu leide, — ich war zuvor- und entgegenkommend, — ich schränkte sie nicht ein, ich gönnte ihr gesellige Unterhaltungen, so viel sie verlangte; allein sie mußte mich quälen, wenn sie zufrieden seyn wollte."

„Endlich ward meine Frau — schwanger, und ich mahlte mir nun das Bild einer schö-

nern Zukunft, die mir meine Gattin wieder geben, und das bisher fehlende Glück der Ehe in mein Haus, — durch den Besitz eines lieben Kindes, einführen werde. Ich kannte Eheleute, welche die Geburt eines Knaben oder Mädchens auf immer mit einander ausgesöhnt hatte; ich kannte Weiber, die, bey dem ersten Gefühle einer Schwangerschaft, den bisher gleichgültig behandelten Gatten von nun an mit glühender Liebe umfingen. Ich erwartete ein Gleiches von der großen und heiligen Mutterwürde meiner Frau; — aber wie erbärmlich hatte ich mich auch hierin geirrt! Ihr neuer Zustand wurde von ihr verwünscht, — sie geberdete sich bey den Beschwerden desselben wie eine Besessene, — sie wollte keine Kinder, und machte mir oft bittre Vorwürfe über jede eheliche Zärtlichkeit, — sie betrachtete das schuldlose Geschöpf unter ihrem Herzen als einen ihr aufgedrungenen Peiniger ihres Daseyns."

„Alle diese Ideen schlugen mich tief danieder, — denn ich hatte bisher immer geglaubt, daß zwey Herzen eins werden müßten, wenn

sie sich in einem gemeinschaftlichen Gegenstande der Liebe vereinigen könnten. Aber die Launen meiner Frau [sie verdienten wol einen andern Nahmen] wurden mit jedem Tage ihrer Schwangerschaft unausstehlicher, — und ich immer geduldiger, je näher die Ankunft des Kleinen heranrückte. — Endlich entwand sich ihrem Schooße ein liebes und zartes Kind. Himmel und Erde schienen mir nun anzugehören, — die ersten Vaterfreuden dieser Art gehen unendlich weit über alle Gemälde der Dichtkunst hinaus; aber auch dieses hohe Vaterglück wurde mir vergiftet. Meine Gattin wollte das neue freundliche Geschöpf nicht einmahl sehen, — sie sah es wirklich nicht, sondern es wurde auf ihren ausdrücklichen Befehl vorläufig aus ihrem Auge entfernt, und sammt seiner Amme in meine Arbeitsstube einquartiert. Ich nahm das schuldlose Kind mit zärtlicher Wehmuth bey mir auf; aber von nun an waren auch alle Bande der Liebe zwischen mir und einem Weibe zerrissen, die ihr eigenes Kind so grausam von sich stoßen, und die schönsten Triebe der mütterlichen Natur so schrecklich verläugnen konnte. Sie nahm Wochenvisiten

an; ihr Zimmer war stattlich ausgeschmückt, sie fühlte sich nach einigen Tagen vollkommen wiederhergestellt, sie wollte schon selbst wieder Besuche geben, — und darüber vergingen wirklich acht Wochen, ehe sie das holde Erstgeborne zu sehen verlangte."

„Nun wissen Sie genug, mein Freund, um das Traurige meiner ehemaligen äußern und innern Lage zu verstehen. Ein Mann ohne Männlichkeit ist freylich ein armer Wicht; aber ein Weib ohne Weiblichkeit ist gewiß eine Verwiesene ihres eigenen Geschlechts. Die Natur kann solche Wesen nicht hervorbringen, denn sie hat die Anlagen zu moralischen Zwecken und Entwickelungen in keinem Menschen vergessen; also nur an der richtigen Bildung und Pflege dieser Anlagen hatte es hier gefehlt. Der Charakter eines Weibes mit so viel geistigen Talenten konnte zu den liebenswürdigsten und schätzbarsten geformt werden, wenn er nicht von einer höchst reitzbaren, kaltsinnigen, stolzen und zänkischen Erzieherin verbildet worden wäre. Denn nichts pflanzt sich sichtbarer in der mensch-

lichen Natur fort, als die moralische Aehnlichkeit zwischen Erzieherinnen und Töchter, weil in dem kleinen Bezirke des weiblichen häuslichen Lebens und durch die tausendfachen Berührungspuncte kleinfügiger Geschäfte und Nachahmungen, die weiblichen Geister gleichsam mit einander vertauscht, und in einander überzugehen gezwungen werden. Die Erzieherin bleibt in allen ihren Verhältnissen das eindringlichste Vorbild der Tochter. Alles, was diese in dem Hauswesen, in der Erziehung und Leitung der Kinder und der Hausgenossen sieht, beobachtet und lernt, — sieht und lernt sie fast ganz allein durch die, welche sie bilden."

Endlich giebt es eine Sympathie zwischen Herrschaften und Gesinde, wobey die erstern gemeiniglich betrogen und die letztern verwöhnt werden; — eine Sympathie zwischen Gaunern, Obscuranten und Bösewichtern, die mit einander in ihren Lastern und in ihrem natürlichen Abscheu vor Licht und Wahrheit innig sympathisiren; — eine Sympathie der Schöngeister und Kraftgenies, die

sich einander in dem leeren Wortschalle tief- und hohlklingender Floskeln lieben und bewundern, und sich wechselsweise ihr poetisches Nichts vorlesen; — eine Sympathie der Religiosen und Andächtigen, die sich in dem Abgrunde der ewigen Liebe unmittelbar zu berühren glauben, und sich in dem mystischen Gaukelspiele einer überspannten Phantasie einander gefallen; — eine Sympathie geheimer Gesellschaften, die das unendlich Große suchen, und, indem sie das unendlich Kleine finden, sich als Blutsverwandte einander liebkosen; — eine Sympathie der Wollüstlinge beym Gläserklang; — eine Sympathie der Pedanten unter einander und der Micrologen aller Art; — eine Sympathie der heiligen Unwissenheit und Einfalt, — der Ziererey und Affectation; eine Sympathie zwischen Menschen und Thieren, wie z. B. zwischen zärtlichen, empfindsamen Damen und ihren Schooshündchen oder Papageyen; eine — Sympathie der Sympathie, indem sich matte, schmachtende und empfindelnde Seelen in einander wie in einem Nichts verlieren, — und mit einander über ein-

Nichts seufzen und weinen; zwischen kindisch werdenden Alten und Kindern; — und überhaupt zwischen allen Menschen, die durch ihre absolute Schwäche mit einander verschwistert sind.

IV.

Temperamente des Mannes *).

Nachdem wir den Charakter des Mannes nach seinen originellsten Grundzügen abgehandelt, und gleichsam die Hauptpartien seiner Willensnatur in einem allgemeinen Gemälde zusammengestellt haben; so bleibt zur Bestimmung seines persönlichen Charakters, oder seiner engern

*) Die Lehre von den Temperamenten; neu dargestellt von H. W. Dircksen. Nürnb. 1804.

Individualität nur noch seine Temperamentslehre übrig. Diese Lehre steht hier an ihrer rechten Stelle, weil das Temperament, — man mag es als eine Form der Sinnlichkeit, oder als einen tiefer liegenden Charakter des innern Wollens erklären, den individuellen Menschen so und nicht anders zu handeln anleitet und antreibt; folglich einen Haupttheil seiner Gemüthslehre ausmachen muß.

Uebrigens gehört diese Lehre in das Modejournal der Anthropologie, indem man nicht leicht einen ihrer Gegenstände bald so, bald anders modernisirte, — als die Abhandlung von dem Temperamente. Man findet diesen bunten Wechsel der Meinungen und Hypothesen in der Temperamentslehre ziemlich vollständig aufgezeichnet in Platners philos. Aphorismen, Th. 2, S. 489 u. f., und die ganze Stelle mag zum Beweise dienen, daß man durch alles Drehen und Wenden der nähmlichen Sache, und durch alles Dividiren und Subdividiren doch nicht tiefer in die Geheimnisse der Natur eingedrungen ist. Selbst durch die Eintheilung des Tempera-

ments in das römische, — attische, — lydische — und phrygische, und die Schilderungen ihrer Individualität hat man nicht viel mehr erfahren, als daß es ein cholerisches, sanguinisches, phlegmatisches und melancholisches Temperament, und wiederum eine Mischung dieser Temperamente giebt. — Aus einer zu strengen Liebe zu strengen Eintheilungen [wovon oft die Natur selbst nichts weiß], ging Kant sogar in seinen Behauptungen dahin aus: „daß es durchaus keine zusammengesetzten Temperamente gebe, — sondern deren in allem nur vier, und jede derselben einfach seyen, indem man nicht wisse, was aus dem Menschen gemacht werden solle, der sich ein gemischtes zueignet.“ Seine Eintheilung der Temperamente ist übrigens die alte, — nur daß er sie im allgemeinern unter zwey Hauptstämme bringt. I. Temperamente des Gefühls: a) das sanguinische Temperament der Leichtblütigen; b) das melancholische Temperament der Schwerblütigen. II. Temperamente der Thätigkeit: c) das cholerische Temperament der Warmblütigen; d) das phleg-

matische Temperament des Kaltblütigen *). Wobey der große Weltweise doch gern eingestehet: „daß die Temperamente doch wol in geheim das Körperliche im Menschen auch zur mitwirkenden Ursache haben mögen."

Unter dem Temperamente selbst verstehen wir die aus der Verbindung des physisch-geistigen Menschen hervorgehende Naturanlage, — so und nicht anders zu empfinden und zu handeln. Es ist einerley, ob man in der anthropologischen Darstellung diese Anlage der Natur selbst einen Hang zu einem Gemüthszustande, — oder einen Gemüthszustand selbst nennt.

Sanguinisches [sinnliches, süßliches, genußsuchendes, leichtblütiges] Temperament.

So sehr man auch die Gültigkeit der Physiognomik, und in einzelnen Fällen wol mit al-

---

*) Oder wie andere eintheilen: Temperamente der Receptivität nach, das sanguinische und melancholische; der Spontaneität nach, das cholerische und phlegmatische. S. L. H. Jacobs Erfahrungs-Seelenlehre.

lem Fug und Recht, bestritten und bespöttelt hat; so wird dennoch ihre Wahrheit immer wieder durch den sehr lesbaren Temperamentsausdruck des menschlichen Gesichts bestätigt. Es scheint auch überall etwas sehr Natürliches zu seyn, daß die innere Constitution unserer Gefühle und Denkweise, in so fern sie originell in einem Individuum herrscht, und den ganzen Menschen formt und leitet, als eine bleibende Gewohnheit des innern Menschen auch merkliche Spuren in seinem Aeußern zurücklassen müsse. Eine Erscheinung, die man um so weniger läugnen kann, da schon irgend ein individueller Gemüthszustand, z. B. eine Seelenkrankheit, — eine Lieblingsleidenschaft u. s. w. dem physiognomischen Ausdrucke diese und keine andere Form giebt.

So trägt nun auch der Sanguineus, der sich unter allen Temperamenten am wenigsten verstellen kann, seine Seele auch in seinem Gesichte, und das fröhliche Leben in ihm spricht aus allen seinen Zügen, — in seinen Geberden und Bewegungen, in seiner weichen und sonoren Stimme, in dem freundlichen Zuwink seiner

Augen, in der ganzen Mimik seines Handelns. Auf seiner Stirn ist selten eine Furche, weil er sich in seinem Innern behaglich fühlt, und die Plackereyen des Lebens ihn wenig anfechten. Die Scherze und Amoretten spielen gleichsam um den lachenden Mund, — der zum Kuß und zur Critik der Kochkunst gemacht zu seyn scheint, und eine blühende Rosenfarbe übergießt seine runden Wangen. Auch ist sein ganzer Körper gemeiniglich bacchantisch gerundet; aber fast immer leicht in seinen Bewegungen, weil ihn von innen glücklicher Muthwille und heiterer Leichtsinn treiben, und das Forteilen von einem Genusse zum andern alles an ihm belebt und gleichsam begeistert. Er ist daher auch nicht selten ein guter Tänzer, und, weil die Jugend nicht leicht in ihm untergeht, ein Mann, der sich mit freyer Grazie zu betragen weiß, durch seinen originellen Frohsinn auch andere um sich her fröhlich macht. — Der physiognomische Ausdruck des sanguinischen Weibes ist ihr nicht so vortheilhaft, wie dem sinnlichen Manne, vielmehr kann ein wollüstiges weibliches Gesicht sogar zurückstoßen, und, wenn es die sinnliche

Frechheit reden läßt, widerlich erschüttern. Es giebt weibliche Physiognomien, von denen alle Schamhaftigkeit verwischt ist, und die nun — alles verrathen, was die Schamlosigkeit zu verrathen hat. Dieß sind für ein rechtliches Auge die allerhäßlichsten, wenn sie auch nicht so geformt sind. Minder zurückstoßend, ja sogar anziehend sind die Physiognomien, — die, ohne eine gierige Sinnlichkeit, wie jene, zu verrathen, nur den Mann zum Angriffe einzuladen scheinen, und die natürliche Gefallsucht des Weibes sprechen lassen. So haben die Alten die Göttin der Liebe gebildet *). Dann giebt es noch eine weibliche Physiognomie der Sinnlichkeit, — jenes feuchte, hinbrütende, kaltscheinende Auge einer

*) „Venus hat kleinere Augen, als die andern Göttinnen, und das untere Augenlied, welches in die Höhe gezogen ist, bildet das Liebreitzende und Schmachtende, welches die Griechen *υγρον* nennen. Ein solches Auge unterscheidet die himmlische Venus von der Juno" u. s. w. J. Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums, S. 359. Wien 1776.

verschlossenen Empfindsamkeit, — das sich nur mit Gewalt zurückhält und Gewalt anthut, während sie von einem geheimen Feuer genährt wird, und, bey Gelegenheit, so tief und noch tiefer, als die weibliche Frechheit sinken kann. Einige Physiognomen haben die Bemerkung machen wollen, daß unter dem Männerhut fast jedes weibliche Gesicht einen Anstrich von Buhlerey annehme, so wie jede männliche Physiognomie unter der Weiberhaube einem Lockern und Liederlichen gleiche.

Charakterzüge. Unter allen Temperamenten kann sich der Sanguineus am wenigsten beherrschen, und ist daher auch unter allen sein eigener unheilbarster Sclave. Tausendmahl kann er die ernstlichsten Vorsätze zu einer andern Lebensart fassen, denn er ist von Natur nicht böse; — aber er wird eben so oft, nach dem Vorsatze, fallen. Wenn ihm das Vergnügen winkt; so stürzt er sich sogar mit Lebensgefahr in seine Arme, und ist taub und blind gegen alle Maximen der rathenden Vernunft, — wenn er diese nicht vielleicht gar, als eine alles bekrittelnde Matrone, verspottet,

und sich gegen den warnenden Freund im Ernste entrüstet. Nichts ist ihm gleichgültiger, als das Urtheil anderer Menschen, wenn er einmahl genießen will; — selbst seine Gesundheit wirft er weg, wenn ihn der blinde Affect überfällt, und genießt bis zum Verschwinden aller Kraft, — und bis zum Hinopfern seiner eigenen Existenz, was kein Thier sich erlaubt *).

---

*) So starb nach Reichards Bericht [S. dessen vertraute Briefe aus Paris 4ter Brief] der talentvolle Musiker Della Maria, ein in seiner Person eben so angenehmer, gefälliger und allgemein beliebter Mann, als in seiner Musik. „Sein heißes Provencalenblut trieb ihn aber zu ungestüm zum Genuß aller der Lust und Lüste, die Paris an allen Ecken und Seiten so häufig darbietet; und so geschahe es, daß er eine Nacht in den Armen der schnöden Wollust ohne Bewußtseyn blieb, — und die Unglückseligen, in deren Wohnung ihn die Ohnmacht überfiel, — nur die Gefahr scheuend, daß ein junger stattlicher Mann von der Policey bey ihnen todt gefunden werden könnte, ihn zum Hause hinaus auf die Straße warfen. Da ward er von den Dienern der Policey, die alle Morgen die Straßen durchsuchen, um Gegenstände des Ekels und Abscheues bey Seite zu schaffen, an den ge-

Der ihm originelle Leichtsinn ist gleichfalls die Folge seiner rastlosen Sinnlichkeit, — indem die Flüchtigkeit des Bluts und die bestochene Phantasie ihm keine Zeit zum Nachdenken übrig läßt. — Er befindet sich daher in Rücksicht des letztern fast immer im Zustande der Zerstreuung, und sein Gemüth ist nur immer auf den Genuß gerichtet. Er vergißt sich daher selbst und vergißt andere, ohne sie beleidigen zu wollen. Er denkt selten ernst und bedachtsam über die Erfolge der Dinge nach; — daher seine oft so unvernünftige Geschwätzigkeit, — das Ausplaudern seiner und anderer

---

wöhnlichen öffentlichen Ort gebracht, wo man die gefundenen todten Körper aussetzt, um zu versuchen, ob sie erkannt und abgeholt werden möchten, und erst nach einigen Tagen in einem fast schon unkenntlichen Zustande gefunden. Ganz Paris bedauerte das unglückliche Schicksal und mehr noch den Verlust eines so hoffnungsvollen jungen Künstlers, der schon in seinen Jünglingsjahren mehrere Werke [unter andern das allerliebste Stück le Prisonnier] geliefert hat, die durch ihre Annehmlichkeit noch lange für den Kunstfreund Werth behalten werden."

Geheimnisse, welches oft einem Verrathe ähnlich sieht, aber nur das Kind seines kindischen Leichtsinnes ist; daher das Mangelhafte seines Lebensplans, wenn er sich einen entwerfen sollte, — die Inconsequenz in der Ausführung desselben, und die schlaffe Bereitwilligkeit, sich Leuten anzuvertrauen, die vielleicht sein Unglück machen und seine weichliche Gutmüthigkeit mißbrauchen; daher seine Schuld an seiner eigenen Schande und die Verachtung von andern, indem kein Verständiger sich zu dem schwankenden Rohre gesellen will, und er zuletzt nur den Umgang seiner Spießgesellen suchen darf.

Abwendung von fortdauernden Anstrengungen aller Art ist ein anderer Zug dieses Charakters. Er wird leicht jeder Arbeit müde, wenn sie nicht in den Hang seiner Vergnügungen und Hoffnungen eingreift. Anspannungen des Geistes machen ihm lange Weile, und er kann es kaum begreifen, wie man sich mit abstracten Grübeleyen den Kopf zerbrechen könne. Romantische Schriften, — Erzählungen aus dem Gebiete der Liebe, auch wol unsaubere Gedichte

allerley Art, Nuditäten sogenannter genialischer Zotenreißer, sind dagegen seine Lieblings-lectüre — und die Schätze seiner Bibliothek. In ernsten Wissenschaften bringen es daher diese Menschen selten weit; ihre Phantasie treibt sie von einem auf das andere, und späterhin haben sie alle ein gewisses Steckenpferd, weil sie das Mark ihrer Hauptwissenschaft nicht zu finden und zu genießen wußten. Sie lassen gern für sich arbeiten und denken, sind aber auch dankbar dafür, weil man ihnen eine große Last abgenommen, und dagegen freye Stunden zu ihren Lieblingszeitvertreiben geschenkt hat.

Eben so gewöhnlich ist ihre Abhorrescenz vor Sorgen und Kümmernissen des Herzens, — daher sie sogar in der Liebe voreiliger sind, weil ihnen ein längeres Dulden und Ausharren bald zu lästig wird. Der Sanguineus hält immer eine Menge Sentenzen in Bereitschaft, wodurch er die Nichtigkeit der Grillenfängerey beweist und lächerlich macht. „Tu praesens cura!" ist seine Grundmaxime.

— — Ergreift den Tag, er ist unser,
Ihr Brüder! Auf, verjagt den Ernst,

Weil wir noch grünen, und uns
Noch die Kniee nicht wanken; verjagt von
der Stirne das Alter!
Kümmert euch nicht um die Zukunft; ein
günstiger Wechsel des Glücks
Stellt dieß und alles wieder her; —

ist seine Horazische Philosophie, mit der er lebt und stirbt. Aber, weil er ihr zu sehr lebt, durch sie im Unglück selbst gemeiniglich als ein Feiger oder Muthloser erscheint, der keine Reaction wagt, weil seine Kraft zum Theil schon im Strome der Sinnlichkeit untergegangen seyn mag; oder beym Ueberrechnen seines Verlustes an Vergnügungen den rechten Zeitpunkt zu seiner Rettung versäumte.

In der Freundschaft darf man auch nur wenig auf ihre Beständigkeit bauen, so enthusiastisch sie auch gemeiniglich neue Bande des Herzens knüpfen, und ihre Freunde mit Betheurungen der wärmsten Zärtlichkeit bestürmen. Sie pflegen sich dadurch selbst in den Verdacht der Falschheit zu bringen, obgleich ihr Herz nichts davon weiß, sondern nur immer nach Abwechselungen und Neuheiten, also selbst in der

Wahl ihrer Freunde, haſcht. — Der, welcher ihrer Sinnenluſt am meiſten ſchmeichelt, oder für ihre lockere Philoſophie der unterhaltendſte Mann war, — iſt ihnen der willkommenſte; — der redliche, warnende, bedächtigere Freund hingegen in der Regel der läſtigere. Der ältere Miniſter muß daher gemeiniglich dem jüngern weichen, wenn ein wollüſtiger Regent die Regierung antritt, und nun alles um ihn her einen neuen Frohſinn annehmen und das Alte in den Hintergrund geſchoben werden ſoll.

Dagegen hat der Sanguiniſche auch mehrere gute Seiten, — wenn es die Critik mit der Natur ſeines moraliſchen Gefühls nicht zu genau nehmen will. Sein Herz iſt voll Mitleiden gegen Unglückliche und Verkannte, und er leiſtet ihnen ſchnell und gern Hülfe, ſo viel er kann. Er ſchildert ihre Leiden mit feuriger und gutmüthiger Lebhaftigkeit, um auch die Hülfe anderer hervorzurufen; er ſtürzt ſich ſelbſt in Gefahren, um einen Unglücklichen zu retten, und aus den Klauen ſeiner Feinde zu reißen. Wir unterſuchen nicht, ob er dieß thut, weil ſein weicher Sinn keinen Schmerz, ſelbſt in der

Vorstellung eines fremden, ertragen kann, — und wenn dieß auch wäre; so ist sein Mitleiden doch keine Empfindelei, kein theatralisches Figuriren des Gefühls, sondern wahre ernstliche Absicht und Entschlossenheit, dem andern nützlich zu werden. Weil er mit seiner Theilnahme nicht paradiren will; so verlangt er auch eigentlich keinen Dank, — es ist ihm genug, der Retter und Wohlthäter seines Nächsten gewesen zu seyn.

Der Zorn kann ihn überfallen, und die Animosität ihn beschleichen; allein Menschenhaß wird schwerlich in seinem Herzen wurzeln. Da er gegen alle Menschen tolerant ist; so pflegt er es auch gegen seine Beleidiger zu seyn, und bietet gern zur Versöhnung die Hand. Ein längerer Unwille gegen andere würde ihn nur langweilen, und er macht lieber durch ein gutmüthiges Bonmot der Fehde ein Ende, als daß er den ernsten Kampf in die Länge ziehen sollte. — Die Gebrechen der Menschen läßt er stehen, wie sie sind; „wer wird die Welt bessern!“ ist eine andere seiner Hauptmaximen, und kraft seiner Herzensmeinung würde es keine Todesstrafen

geben. Er betrachtet lieber die Menschen und ihr Thun als Objecte des Lächerlichen, und dieses ist der Vermittler, welcher ihn augenblicklich mit den Thoren aller Art aussöhnt.

In den Platnerischen Aphorismen wird der sanguinische Charakter in folgende fragmentarische Grundzüge gefaßt:

„Weichliche Leckerhaftigkeit. Lustige Schwelgerey; Neigung zum Tanz und überhaupt zu fröhlichen Uebungen und Bewegungen des Leibes. Fähigkeit zu Beschäftigungen, welche, ohne weder Zwang und Anstrengung, noch Geduld und Aushaltsamkeit zu erfordern, Theils die Sinne und die Phantasie, durch Mannigfaltigkeit und Lebhaftigkeit, und den Verstand durch Neuheit und leichte Ideenverbindung beschäftigen; Theils durch gesehenen oder gehofften Beyfall die Eigenliebe vergnügen, und durch ein munteres Spiel der Nerven das Gefühl der Lebenskraft erwecken. Erduldsame Härte in den Ausschweifungen der Lust; träge Weichlichkeit in pflichtmäßigen Arbeiten. Lächerliche Ernsthaftigkeit bey Ange-

legenheiten des Vergnügens [ist wol ein Druckfehler]; Leichtsinnigkeit bey ernsthaften Geschäften. Aeußerste Reizbarkeit der Geschlechtsneigungen; nicht ohne Einmischung feinerer und edlerer Gefühle. Leichtes Verlieben. Anwendung aller Künste der Galanterie, des Witzes und der Heucheley zum Zweck der Verführung. Aesthetische Sinnlichkeit in einem hohen Grade, vornehmlich für das Artigschöne in Kleidern, Geräthschaften, Verzierungen, Lustbarkeiten; für das Wahre der Kunst, so wie überhaupt für Vollkommenheit, Wahrheit, Verdienst und Tugend, ein gutgemeinter, geschwätziger, voreiliger, unbeständiger, von falschen unvollständigen Begriffen regierter und durch Eitelkeit und Nachahmung belebter Enthusiasmus.

„Nebenzüge. Oftere Entschließungen zur Weisheit und Tugend, — ohne dauerhaften Erfolg. Unüberlegte Bereitwilligkeit zu allen Unternehmungen und Verbindungen, ohne Rücksicht auf Kraft, Beruf und Umstände. Geschwinde Sym-

pathie des Schmerzes, Gutherzigkeit ohne Wohlwollen [?], Freundschaftlichkeit ohne Freundschaft; Höflichkeit ohne Zuneigung [?], Lobgeschwätz ohne Hochachtung; Tadelgeschwätz ohne Mißbilligung; Verläumdung ohne Uebelwollen. Periodischer Wechsel von Wärme und Kälte, von Hochmuth und Verbindlichkeit in dem Betragen. Kargheit und Freygebigkeit, nach der verschiedenen Gemüthsstimmung; Habsucht *), mehr geäußert in Wünschen, als in Thaten. Schneller Zorn und schnelle Versöhnung. Veränderlichkeit, Unbeständigkeit und Leichtsinn."

Die sanguinischen Weiber sind fast immer unglückliche Ausartungen ihres Geschlechts, — wenn es mit ihnen so weit gekommen ist, — daß sie die Wollüste selbst suchen, und auf ihre

---

*) Vornehmlich bey entnervten Wollüstlingen, in welchen gemeiniglich Habsucht und Sinnlichkeit mit einander kämpfen, bis endlich aus dem luculischen Verschwender der gierigste Harpax, aus Geistes- und Körperschwäche, ganz natürlich hervorgeht.

Genüsse denken. Das Geschlecht steht daher auch allemahl in ihnen auf der niedrigsten Stufe, und kann sich unmöglich in der Achtung der Männer erhalten, wenn es auch vielleicht eine Zeit lang mehr, als die bessern Frauen, gesucht wird. Sanguinische Weiber sind von jeher die Verführerinnen der Männer gewesen, und haben unendliches Unheil in der Welt gestiftet; sie sind die Urheberinnen jeder sogenannten histoire scandaleuse, und vereinigen in einem noch höhern Grade alle jene Gebrechen in sich, die wir in dem Gemälde des sinnlichen Mannes aufgestellt haben *). Als Mädchen können sie nicht früh genug unter die Haube gebracht werden, und fordern die höchste Aufmerksamkeit einer bedächtigen Erziehung; — als Frauen ist ihre Untreue und Coquetterie gewöhnlich entschieden, wenn der Ehemann nicht für ihre Sinnlichkeit organisirt ist; und im Alter werden es fast immer Betschwestern, weil der abgestumpfte Geist und die sinnliche Phantasie sich nur noch mit dem Bil-

---

*) Im ersten Bande dieses Werks, worin der sinnliche Mann in der Liebe genauer abgebildet ist.

derbuche — der Ewigkeit beschäftigen mag, und durch die Uebungen einer büßenden Andacht ein schamloses Leben wieder gut zu machen glaubt.

Aber es gibt tausend andere leichtblütige Frauen, von einer veredeltern und frohgestimmten Sinnlichkeit, die man, wenn es ihnen dabey nicht an Geist und Cultur fehlt, die liebenswürdigsten ihres Geschlechts nennen könnte; Weiber, deren Tugend und Unschuld durch den Frohsinn nicht getrübt wird, sondern dem Frohsinne selbst die anziehende und verschönerte Form des Guten und Schuldlosen aufdruckt. Dieß sind die holden Naturkinder der Freude, die aus nichts Arges haben, sich überall voll naiver Jovialität mittheilen, — und mit ihrem: „froh zu seyn, bedarf man wenig" sich für die Reichsten der Erde halten. Dieß ist ihr Lebensgenuß, worin sie sich freylich nicht gern stöhren lassen; — dabey aber auch andern gern den ihrigen gönnen, und, vermöge dieser gutgelaunten und unverstimmten Lebensphilosophie, mit der ganzen Welt in behaglichem Vertrauen leben. Sie haben eine Menge Freunde und Freundinnen, weil die Geselligkeit ihre Lieblingsneigung ist;

aber sie haben deswegen keine Verbindungen, wobey ihre Tugend verdächtig werden könnte; — ihr Herz ist rein, — und darum ihr Frohsinn von so edler Art. Sorglos hüpfen sie durchs Leben, und bleiben oft bis ins Alter hinein schuldlose und glückliche Kinder. — Sorglos gehen sie allen bessern Menschen entgegen, und können in ihrem Enthusiasmus der Freundschaft ausschweifen, aber sich in der Liebe nicht leicht vergessen. Dankbar schlürfen sie jeden Tropfen der Freude, die ihnen der Wohlthäter reicht, — und nehmen ein kleines Geschenk seines Andenkens mit einer Zufriedenheit an, als ob ihnen alle Kleinodien der Erde gereicht würden. Hat sie das Glück nicht karg ausgesteuert; so ist ihre Hand immer zum Geben bereit. Sie würden alle Menschen glücklich machen, wenn es in ihrer Gewalt stünde. Aber viel Habe und Gut würde ihnen nicht nützen; sie würden es bis zum Selbstverarmen ausspenden, und für ihre zusympathetische Gutmüthigkeit darben müssen. Es ist daher ein Glück für sie, wenn sie mit haushälterischen Männern verheirathet werden, — denn sind auch diese, vermöge eines sinnlichen

Temperaments, auswürfisch; so werden sie beyde [nach der bekannten Redensart] mit — Freuden arm.

Vornehmlich ist das sanfte und zarte Herz dieser Weiber, seiner ganzen innern Charakteristik nach, zur Liebe naturalisirt, — ohne daß sie darum sinnlicher, als der Mann sind. Auch die Verständigern und Geistreichern unter ihnen, — die sonst mehr als gewöhnliche Beschäftigungen ihres Verstandes suchen, und nicht leicht durch Alltagskost befriedigt werden, können, ohne zu ermüden, stundenlang den faden Tändeleyen zweyer Verliebten beywohnen, und ihre innigste Freude daran haben, — wenn der Mann als bloßer Zuschauer hierbey vor langer Weile vergehen möchte. Sie können sich, wenn keine Eifersucht in den Weg tritt, unendlich glücklich fühlen, wenn eine Freundin ihre Verlobung feyert; — sie sind sich einander in ihren Liebesverständnissen auf die bereitwilligste und thätigste Art behülflich, und mögen alle gern — Verheirathungen einleiten. Sie leben und weben in der Liebe wie in ihrem eigentlichen Elemente, sie werden des Liebens auch nie müde, noch über-

drüssig, so viel bittere Thränen sie auch deßhalb vergießen mußten.

Deßwegen können sie auch um der Liebe willen so viel erdulden, leiden und aufopfern, ohne daß ihnen die Liebe dadurch gehässig und verdächtig wird, — können immer und immer in der Liebe und Ehe hintergangen werden, — und doch der ersten neuen Gelegenheit zum Verlieben nicht wohl ausweichen. Bis in ihr spätestes Alter hin lieben diese Frauen die Männer, wenn der alte Mann, in den Ruinen seines Körpers vergraben, das Weib nur noch dem Nahmen nach kennt. Herzlich und innig können sie mehrere Männer zugleich lieben, wenn den Mann die Liebe zu einem Weibe oft schon verzehrt und halb verrückt macht. Dulden können sie bis zum Auslöschen alles Lebens, — und den grämlichsten Despoten bis ans Ende der Welt gutmüthig und bereitwillig folgen, wenn nur noch ein Funke der Liebe für ihn in dem weiblichen Herzen glimmt; Vater und Mutter heroisch oder tollkühn verlassen [daß es der Mann, nach einem biblischen Ausspruche, auch wol thut, — will nicht viel sagen], und an einem männ-

lichen Wesen hangen, das oft nicht werth ist, den Saum ihres Kleides zu berühren.

Männer lesen Romane, und recensiren sie mit kaltem Blute; Weiber dieser Art verschlingen sie, — wissen sie auswendig, — lesen alles mit hineingedrungener, darin verlorener Seele, bis auf die letzten Buchstaben des Schreibers, wenn er nur die Liebe zu zeichnen verstand.

Phlegmatisches [kaltblütiges, langsames, affectloses, Thätigkeit scheuendes] Temperament.

Man zeichnet das Aeußere [Physiognomische] des Phlegmatikers gemeiniglich so. Seine Gesichtsfarbe ist bleich — und matt, wie die innere Natur seines Gemüths, in welchem alles höhere und kraftvolle, sich selbst bestimmende Leben gleichsam erloschen ist. Sein Auge ist klein, feucht und trübe, da es so wenig Licht und Sonnenschein aus dem Innern des Mannes herzugeben hat, — und gleichsam nur auf Sätti-

gung und Schlaf hinstarret *). Der Leib, als das leibhafte Symbol des puren Materialismus, ist angeschwollen, fleischig in allen seinen Theilen, nur vegetirend. Seine Sprache ist langsam, wie der träge Sänftenträgerschritt seines Ganges, — und das ganze Geschöpf trägt die Spuren und die Form eines Wesens an sich, das noch eine Reihe innerer Stufen seiner Erhöhung und Entwickelung durchlaufen muß, —

*) Das Auge, dieß herrliche Organ des Geistes, ist auch der lebendigste Verkünder eines thätigen und heitern innern Sinnes, — der eigentliche, bald muthwillige, bald düstere Verräther unserer innern Natur. Die übrigen Muskelbewegungen des Gesichts sind gleichsam nur etwas Ungeschliffenes gegen diesen geschliffenen Seelenspiegel, der mehr, als alle übrige Physiognomik zusammengenommen, — sagt und ausdruckt. Es gibt kalte Augen, die diese Lichtstrahlen der Seele nicht von sich werfen; und es sind gewöhnlich kalte, verdüsterte und vertrocknete Geister, die diese trüben Laternen tragen. Selbst, wenn sie heiter scheinen wollen, ist doch alles nur Flickwerk, weil das Auge hierbey schweigt, und dem Frohsinne der frische Abglanz seiner innern Wahrheit fehlt.

ehe es zu dem Ideal eines wirklich thätigen Menschen reif ist.

Charakterzüge. Permanenter und unüberwindlicher Hang zum Nichtsthun ist denn auch wirklich die Grundlage dieses Charakters *), und druckt sich im Denken sowol, als im Handeln, mit fester, aber kläglicher Consequenz aus. „Er lebte, — nahm ein Weib und starb" — ist gewöhnlich seine Biographie. Der Sanguineus scheuet auch die Anstrengung; allein er kann sich zu einer hohen männlichen Kraft und zu erstaunlichen Thaten anspannen, wenn ihn seine Lieblingsidee oder Lieblingsleidenschaft begeistert; dagegen der Phlegmatiker die Ruhe selbst zu seiner Schoßneigung macht, und ohne die größte Noth nicht aus ihr herausgehet. Wenn alles in ihm und um ihn her den einschläfernden Gang eines mechanischen Getriebes geht, ein Tag dem andern vollkommen ähnlich ist, ihn immer die nähmlichen Alltagsgeschichten umgeben, wenn er in seinem jahrelang befahrenen Geleise nicht ge-

---

*) S. Seite 247 u. f. des ersten Bandes dieses Werks.

stöhrt wird, wenn sich das Alte und Gewohnte vor seinen Augen so hübsch taktmäßig repetirt, und die Monotonie des Lebens ihn in seinem weichen Sessel freundlich einschläfert, — dann fühlt er sich behaglich, und sich selbst in seiner besten Welt. Der Sanguineus macht sich auch nicht gern Sorgen; — aber er verscheucht sie durch Maximen des Frohsinnes; der Phlegmatiker steht hier tief unter ihm; — er bekümmert sich um nichts, weil die Gefühllosigkeit ihn gegen die Menschen gleichgültig macht, und gegen alle höhere Zwecke des Lebens abspannt. Er thut aus Unentschlossenheit lieber gar nichts; er kennt nicht einmahl seine Kraft, wenn noch eine vorhanden ist, weil er sie nicht übt, und von ihrer Uebung zurückbebt. — Er kann seine Freunde untergehen sehen, — und ein kaltes Wort des Beyleids ist alles, was er für sie ausgibt.

Das ganze innere Seyn dieser Menschen ist oft totale Schwäche, weil das allernothwendigste Lebensprincip, die Leidenschaftlichkeit, in ihnen fehlt. Es ist also auch nichts in ihnen vorhanden, was andere Menschen zu ihnen hin-

ziehen könnte; — es sind Menschen ohne alles Interesse, und nichts als Schmarotzerpflanzen unter ihrem Geschlechte. Selbst daß sie aus angeborner Langsamkeit und Lethargie nicht einmahl eine Thorheit begehen können, macht sie uns zuwider, und wir verachten sie, weil sie schon dadurch alle Verwandtschaft mit uns aufgerufen haben. Den Umgang mit andern suchen sie auch nur mehr zum Einschlafen, — als zu Erheiterungen des Herzens und Geistes. — Ihren Kindern und ihrem Gesinde lassen sie alle Freyheiten, weil sie unfähig zur Regierung anderer sind, und sich lieber zu einer behaglichen Subordination bequemen, als zum Kampfe hervortreten. Weil ihnen so ganz alle Selbstkraft fehlt, und da, wo sie selbst zu handeln scheinen, nur ein kindischer und trockener Eigenwille wirkt; so hat man ihnen sogar nicht einmahl ein Temperament zuschreiben wollen, sondern hat diese Charaktere unter die Rubrik der sanguinischen und melancholischen Stimmungen gebracht. —

Dagegen hält Kant dem Phlegma als Stärke eine achtbare Lobrede. — „Dann ist es, sagt er, die Eigenschaft: nicht leicht oder

rasch, aber wenn gleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andererseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann. — Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis der Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinct ausgehend, — hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bey ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn selbst im gemeinen Leben oft den Philosophen. Durch dieses ist er andern überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellten Ballisten und Catapulten prallen von ihm als einem Wollsack ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Frauen und Verwandte zu verschaffen, indessen daß er allen zu Willen zu

seyn scheint, weil er durch seinen unbiegsamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht: wie Körper, welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren; mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern" *).

Platner schildert in seinen Aphorismen diesen Charakter also: Physisches Wohlleben, nicht wie fern es Lust erwecket, sondern nur die zum Leben nothwendige Thätigkeit der Seele und des Körpers erleichtert, und die Unruhe der Begierde beendigt. Gänzliche Abneigung von aller lebhaften und mit einiger Beschwerde verbundenen Thätigkeit des Geistes und des Körpers; sie sey Arbeit oder Lust. Mechanischer Fleiß in leichten, einförmigen, vorschriftmäßigen, angewöhnten Berufsarbeiten; vornehmlich da, wo Entschlossenheit und Thätigkeit erfordert

---

*) In der Anthropologie.

wird, um die Berufsarbeit zu verabsäumen, oder die Verabsäumung zu verantworten. Schlummerndes Vergnügen im gedanken- und bewegungslosen Zeitvertreibe, den — Kartenspiel, Stadtgeklätsch, zeitkürzende Romane und politische Neuigkeiten ertheilen. Geschlechtslust, seltener oder öfter erweckt, nach Verhältniß des physischen Zustandes — nur wie fern die Befriedigung die Thätigkeit der Begierde beendigt. Aesthetisches Gefühl und Geschmack in keiner Betrachtung, und ein gänzlicher [?] Mangel aller moralischen, patriotischen und freundschaftlichen Empfindungen.

Nebenzüge. Unentschlossene, widerwillige, unbewegliche Abneigung von allen bedeutenden und unbedeutenden Veränderungen und Neuerungen, sowol in der eigenen Lebensweise, als in den Gegenständen des Amtes. Keine Art des Stolzes; außer einem gewissen leidentlichen Rangstolz, der die angewöhnten Zeichen der Würde beybehält, und alle üblichen Ehrenbezeigungen und Vorrechte annimmt; wie

fern Empfindung erfordert wird, um ihre Ueberflüssigkeit einzusehen, oder Thätigkeit und Entschließung, um sie abzulehnen und zu vermeiden.

Wir bemerken in Hinsicht des phlegmatischen Charakters nur noch folgendes.

a) Man nennt ihn gemeiniglich den glücklichern, und mancher Feuerkopf, der sich durch seinen unruhigen Ehrgeiz, mancher Epicurer, der sich durch seine Ausschweifungen unglücklich und verächtlich gemacht hatte, — wünscht hinterher, ein Phlegmatiker gewesen zu seyn. Ein Mensch, sagt man, der die Leiden des Lebens so wenig fühlt, in dessen Gemüth Sorge und Verdruß nicht tief einschneiden, sondern es nur flüchtig berühren; ein Mensch, der weder von innem durch die Gewalt seiner Begierden, noch von außem durch die Schläge des Schicksals bestürmt wird, hat ein beneidenswerthes Loos gezogen, und erreicht gemeiniglich ein hohes Alter. So müßte der Mensch überhaupt organisirt seyn, da er auf eine Welt verpflanzt wurde, die so selten mit seinen Wünschen übereinstimmt, und

oft nur so vielseitig auf seinen vielseitigen Geist wirkt, um ihn desto sicherer nieder zu werfen. Der lebhafte Kopf läuft überall an, und die, welche sich noch mit Ehren auf einem gewissen Standpunkte des Glücks halten wollen, müssen lebenslang sorgen und kämpfen, wenn der Phlegmatiker mit behaglicher Zufriedenheit von einem Tage zum andern hinüberschreitet, und in stolzer Ruhe über eine bizarre Welt lächelt, die ihn nicht niederwerfen kann, weil er sich nicht mit ihr amalgamirt.

Allein fragt man nun die, welche so über den glücklichen Charakter des Phlegmatikers raisonniren; ob sie auch im Ernste mit ihm tauschen würden; so dürfte wol die Antwort meisten Theils negativ ausfallen. Ein Mensch, der so wenig innere Empfänglichkeit überhaupt besitzt, so wenig empfindet, und sich so wenig mittheilt, geniesst doch auch das Leben nur halb, und nur auf dessen niedern Stufen, wenn dem feurigern Geiste der Frohsinn in seiner schönsten Fülle entgegenströmt, und ihm den innern Reichthum seines Glücks, als den Besitz einer höhern Natur, ankündigt. Nur muß man sein Leben

nicht nach den Jahren, sondern nach der Stärke und Innigkeit des Genusses berechnen, und da könnte es denn wol der Fall seyn, daß der lebhafte Charakter in wenigen Stunden so viel Freuden des Gemüths empfand, als das stumpfe und kaltblütige Temperament in einem ganzen Jahre zu genießen fähig war. Man nehme dem thätigen Charakter nur die einzige Wollust seiner Thätigkeit und die unermeßliche Freude, die er über ein gelungenes Werk empfindet, — und er wird für diese selige Momente nicht das Jahrhundert einer phlegmatischen Ruhe annehmen wollen. — Die höhern Freuden der Liebe und Freundschaft, die Genüsse des Erhabenen und Schönen in der Natur, die herzerhebenden Erquickungen des häuslichen Glücks, die Begeisterungen, welche aus der Hoffnung hervorgehen, die fröhlichen Reminiscenzen aus der Vergangenheit, die geistreichen Zerstreuungen des geselligen Umganges, die höhern Freuden einer veredelten moralischen Natur, — alles dieß kennt der Phlegmatiker nicht, und sein Glück ist daher eigentlich nur armselig und thierisch.

b) Dagegen kann man ihn aber auch nicht leicht einen böslichen Charakter nennen, weil zur Ausführung und Fortsetzung schlechter Maximen und Handlungen Kraft und Entschlossenheit erfordert wird, die denn seine Sache nicht ist. Er wird auch nicht leicht durch die Verführung und Versuchung verschlechtert, hemmt aber auch das Laster nicht, sondern ist hier, wie bey seinem Glauben, Indifferentist. Er ist daher nicht sowol ein böser, als vielmehr ein gefährlicher Regent. In seinem Staate geht alles drunter und drüber; die Feuerköpfe, die Schwärmer und Enthusiasten, die Intriguanten und die Weiber führen hier die Regierung, die Cabale umgibt unter tausend verschiedenen Formen und Betriegereyen den Thron. Hat der Phlegmatiker aber kein reines Herz, so wird er leicht selbst ein intriguantes und hämisches Wesen, das im Hintergrunde lauert, und, weil es ihm an Selbstkraft gebricht, durch fremde Hände den Pfeil auf seine Gegner losschnellt. Dieß sind jene langsamen und versteckten Charaktere, die man anfangs nur für verschlossen hält, weil sie von einer gewissen Blödigkeit beherrscht zu wer-

den scheinen; allein desto heimlicher und tiefer ihre Plane anlegen, und, weil sie ihr Ziel ruhiger verfolgen, es desto seltener verfehlen.

Das phlegmatische Weib gewinnt in der Regel eher durch das stille, in sich gekehrte Wesen, als durch den feurigen Geist eines andern Temperaments, wenn sie nicht ganz ohne alles zärtliche Mitgefühl erscheint. Die gewöhnlichen Männer halten das stille und ruhige Temperament eines Frauenzimmers für einen Zug veredelter Weiblichkeit, die sich mit sittsamem Anstande in den Schranken zu halten wisse, und auf eine gute, bequeme, zufriedene Gattinn und Hausmutter hindeute. Es ist daher nichts Auffallendes, daß die langsamen und kaltblütigen Mädchen, wegen jenes Anstrichs weiblicher Bescheidenheit, die der Liebhaber sogar Grazie nennt, selten unverheirathet bleiben, dagegen oft sehr liebenswürdige Frauenzimmer wegen ihres lebhaften Temperaments, und weil sie die Männer nicht durch die sogenannte stille Weiblichkeit bestechen können, oft genug in den Orden der alten Jungfern treten. Für den geistvollern Mann ist dagegen das phlegmatische Weib fast

immer ohne alles Interesse. Denn das höchste, was das Weib dem Manne geben kann, ist die Liebe, — und erscheint diese gleichsam als etwas Negatives in einer phlegmatischen Form; so kann sie für den warm-fühlenden Mann sogar etwas Zurückstoßendes werden, indem er sich die weibliche Liebe nur als etwas Anziehendes denkt. Sind in dem phlegmatischen Weibe die schwachen Funken der Sympathie vollends ganz verloschen; so muß der Ehemann noch mehr befürchten, daß sie ihn durch ihr langgedehntes Moralisiren langweilen und belästigen wird, bis ihm die Geduld reißt, und eben dadurch das moralische Gezänk von neuem aufwacht. Phlegmatische Weiber herrschen daher gemeiniglich über ihre Männer, und unterwerfen sich sogar durch einen permanenten Eigensinn und durch ihr launiges Wesen — die größten Trotzköpfe. Der feurige Mann hat dieser Batterie nichts, als seine Geduld, entgegenzusetzen, und ist, ehe er's glaubt, der unterthänigste Sclave des Hauses. Das Weib von feurigem Charakter gibt dem feurigen Manne nach, und so der Mann dem Weibe, — so daß man bey diesem Wechsel

des Herrschens und Nachgebens nicht einmahl sagen kann, wer von beyden regiert. Die Phlegmatische will, vermöge ihrer plumpen Einseitigkeit, immer Herrin seyn, und erreicht meisten Theils ihren Zweck, weil sie sich auf keine Erklärungen einläßt, und durch einen stillen und versteckten Sinn mehr, als der Mann durch sein tobendes Feuer, gewinnt.

Aber es gibt sogar Frauen, die aus bloßem Phlegma verliebt und zärtlich sind, so paradox dieß auch klingen mag. Diese Weiber fühlen sich durch die bequeme und müßige Behaglichkeit, worein sie durch die Ehe und die — Ehemänner versetzt sind, überaus glücklich und so ganz in ihrem Elemente. Sie können sich nichts Schrecklicheres denken, als in einem arbeitsvollen Berufe außerhalb dieses weichen orientalischen Lebens existiren zu müssen. — Die Männer sind daher in ihren Augen ganz allerliebste Wesen, daß sie die Weiber so artig in Ruhestand gesetzt und die Sorgen der Nahrung allein auf sich genommen haben, — die Männer sind ihre Heiligen, weil an ihrer Seite das phlegmatische Weib träumen und müßig seyn

kann. — Dieß verdient denn doch auch Liebe und Dankbarkeit, und man kennt Frauen, die bey einer großen Schläfrigkeit des Temperaments dennoch ihre Ehemänner mit Schmeicheleyen und Liebkosungen für jenen Ruhestand — überhäufen.

Cholerisches [warmblütiges, feuriges, aufwärtsstrebendes, ehrsüchtiges] Temperament.

Sein Auge ist feurig, lebhaft, scharfblikkend, und spricht mit einer Art von Zuversicht und Bestimmtheit die Energie seiner innern Natur aus. Man sieht, daß dieser Geist, so klein auch seine äußere Sphäre seyn mag, durch sich selbst und aus eigener Kraft in Bewegung ist, sich selbst hebt und spannt, und wirklich denkt, wenn der Sanguineus nur zu denken scheint. Seine Sprache ist wie der ganze Charakter männlich, vernehmlich, oft gebietend und gesetzt, selten sonor, wenn er nicht mit dem sanguinischen Charakter vermischt ist. Sein Gang ist hurtig, — wie eines Menschen, der sein Ziel nicht gern

verfehlen möchte, — und stolz, wie der Gang Friedrichs des Großen geschildert wird. Das ganze Aeußere fest, kraftvoll, egoistisch, ernst und imponirend. Der Mann spricht sich in der ganzen Physiognomie dieses Temperaments am deutlichsten aus, — und es scheint wirklich so, als ob er weniger, als die übrigen Temperamente, von der weiblichen Natur an sich genommen habe, — anstatt daß der Sanguineus und Phlegmaticus moralische Hermaphroditen genannt werden könnten.

Die Lebhaftigkeit des Bluts und der selbstsüchtigen Leidenschaften, die so leicht das Interesse des andern durchkreuzen, aber eben so oft von äußern Hindernissen durchbrochen werden, machen diese Charaktere jähzornig, aufbrausend und in aller Hinsicht inflammabel. Sie stehen augenblicklich in Feuer, ohne daß dieser exaltirte Zustand lange anhält, — dagegen sie — Beleidigungen nicht leicht vergessen und verzeihen, wenn sich nicht ein weicheres Temperament zu ihnen gesellt. Es gibt Menschen dieser Art, die ihre fliegende Hitze so wenig in der Gewalt haben, daß sie bey den

kleinsten Gelegenheiten wie von einem Wirbelsturme davongeführt werden, und in solchen Momenten der Uebereilung die größten Thorheiten und Inconsequenzen, oder auch wol gar niedere Ungerechtigkeiten begehen können; aber auch im andern Augenblick wiederum gutmeinend und nachsichtig erscheinen, — die jähe Hitze bereuen, und das gestiftete Uebel wieder gut zu machen suchen. Männer dieses Charakters stehen fast immer unter der Regierung ihrer Frauen. Der echte Cholericus hingegen ist allemahl ein vollendeter Egoist, und seine Erbitterungen lösen sich nur selten in eine freundliche Stimmung auf. Sein Zorn ist nicht nur vorschnell und bestürmend, sondern auch verzehrend und gegen alle Menschen, fast ohne Unterschied der Person, gleich heftig. Diese Temperamente sind die Geißel der Menschheit, und können, wenn sie beleidigt wurden, nur durch Rache gesättigt werden. Weil sie, vermöge ihres unendlichen Ehrgeizes, immer Recht zu haben glauben, und aus Mangel aller Selbstkenntniß infallibel zu seyn wähnen; so kennt auch ihr Herz die edle Reue nicht. Sie sind in den periodischen Anfällen ihrer ungestümen

Natur keine Menschen mehr, und schonen dann, wie Rasende, — weder Feind, noch Freund.

Der nimmer gesättigte Ehrgeiz ist der Hauptzug des cholerischen Temperaments, weil es immer, vermöge seiner innern Thätigkeit, im Vorwärtsschreiten begriffen ist, und, weil es nicht im Stillen wirken mag, überall gesehen werden will. Je höher dieser Charakter steigen kann, je tiefer er alles unter sich erblickt, desto glücklicher fühlt er sich. Je tiefer er selbst unten stehen bleibt, — für desto verdammlicher hält er sein Geschick. — Da aber unsere Wünsche in Absicht der geforderten Ehre grade am wenigsten befriedigt werden; so gelangen diese Menschen auch am seltensten zu einem wahren und fröhlichen Lebensgenusse. Dieß ist die höchste Strafe des Ehrgeizes, daß er den Frohsinn nach und nach in sich erstickt, und nun, da er sein Gemüth zu zerstreuen verlernt hat, mit kalter Seele die schöne Gegenwart der Dinge vorübereilen sieht, um nur von dem künftigen Weihrauche zu träumen. Rang, Avancement, Umgang mit der vornehmern Welt, Celebrität, Belohnungen ihrer Verdienste, — die vielleicht

gar nicht einmahl vorhanden sind, bleiben in ihren Augen das höchste Gut, was der Mensch erringen kann, und deßwegen sind dergleichen Charaktere zu den allergrößten Anstrengungen und Aufopferungen fähig. Für eine Lobrede — geben sie große Summen hin, — eine wohlgesagte Schmeicheley ist in ihren Ohren die reinste Harmonie. — Im übrigen sind ihnen die Menschen ziemlich gleichgültig, und alle Misanthropen gingen aus diesem Charakter hervor. Sie verlangen von ihrem Geschlechte auch fast nichts, als — Adoration; wer sie ihnen nicht zollt, ist ihr Freund nicht, und hat von ihnen alles zu fürchten, wenn sie die Gewalt zur Rache besitzen.

Aus ihrem unermeßlichen Stolze fließt nun auch ihr Starrsinn und ihre Unbiegsamkeit, der es fast unmöglich wird, nachzugeben, oder einen begangenen Fehler einzugestehen. Vielmehr beobachten oder affectiren sie in solchen Fällen eine gewisse eiserne Consequenz, oder einen feierlichen Ernst, welcher sich so benimmt, als wenn das Recht auf seiner Seite wäre. Abbitte und Wiederruf sind in ihren Augen nur Erniedri-

gungen der Mannheit, wovon diese Leute gewöhnlich überspannte Begriffe haben. Da, wo der Felsensinn — Tugend ist, erwerben sich diese Charaktere oft die höchste Glorie des Verdienstes; das Vaterland ruhet dann sicher auf ihren Schultern, der wahre Patriotismus wohnt dann unter Männern, die ihrer Pflicht getreu sind, wenn alle andere Charaktere weichlich zurücktreten, und kein einziger seine Kraft und sein Leben wagt. Aber da, wo der Felsensinn nur Trotz ist, wo die Einbildung sich eine gewisse Majestät erträumt, die, bey aller Durchsichtigkeit und Dürftigkeit ihrer Natur, — dennoch mit Eigensinn imponiren will, da werden diese Menschen unausstehlich, und stoßen alle Seelen von sich zurück. Oft wissen diese Eisenköpfe nicht einmahl einen Grund ihrer herrischen Willkürlichkeit anzugeben; sie wollen, weil sie wollen, und diese Charaktere sind die allerschrecklichsten für die Menschheit, wenn sie der Zufall auf den Thron warf.

So hat man auch dem Cholericus den Vorwurf gemacht: daß er nicht sehr zur Freundschaft geneigt sey, weil er aus Ehrgeiz die

ihn Uebertreffenden haßt, und die unter ihm Stehenden als Mittelgut oder als Nullen verachtet. Seine Freunde müssen einen Glanz auf ihn werfen, wenn er sie so nennen soll, oder müssen als öffentliche Documente seiner Liberalität und als Handlanger seiner Größe erscheinen. Eben so wenig darf man sagen: daß diese Charaktere die Liebe der Menschen suchen. Sie wollen immer mehr gefürchtet, als geliebt seyn, indem der in ihnen herrschende Ehrgeiz sich durch die Liebe Anderer gemein zu machen glaubt. Die Liebe kann ohne gegenseitige Vertraulichkeiten des Herzens nicht entstehen, noch bestehen; das wechselseitige Anziehen ist ihre Natur, die Gemüther geben hierbey alle äußere Unterscheidungszeichen des Ranges auf, und werden eins durch die Liebe. Sie bewundert den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit nicht; ihre Anbetung gilt nicht der Größe des Mannes, sondern seiner Seelengüte; darum schließt sie sich so innig an ihn an; aber grade dieses vertrauliche Anschließen verlangt der Cholericus nicht. Gehorsam, Subordination will er, nicht Liebe, weil sich jener gebieten läßt, diese hin-

gegen nur durch liebenswürdige Eigenschaften erworben seyn will, wovon der Ehrsüchtige vielleicht keine einzige besitzt.

So wenig er auch im Allgemeinen die Menschen selbst achtet, und sie oft nur, wie —— die Großen ihre Creaturen, als Dienstpflichtige seines Ehrgeizes gebraucht und mißbraucht; so ist doch der Cholericus auf der andern Seite gemeiniglich liberal, splendide, gutthätig, — aber nur wieder darum, damit er als ein solcher genannt und im Publikum venerirt werde. Man findet tausend Menschen dieser Art, die ihr Vermögen auf die seltsamste Weise wegwerfen, wenn sie dadurch ein öffentliches Lob zu erhaschen meinen, und hinterher die Armuth, welche aus einem solchen Ehrgeize hervorgehen mußte, oft mit einer erstaunlichen Resignation ertragen. Sie betrachten das Geld nur als Mittel zu dem Zwecke ihrer Leidenschaft, wenn der Geizige das elende Metall als seinen höchsten Selbstzweck sucht. Oder hat der Cholericus sein Vermögen im verschwenderischen Prunk hingegeben; so wird er wenigstens seine Dürftigkeit durch Flittergold, oder durch eine affectirte stoische Gleichmuth zu

bedecken suchen, und — das Plattirte muß nun die Stelle des Soliden vertreten.

Ungeachtet seiner lächerlichen Selbstgefälligkeit, seines zu weit greifenden Herrschgeistes, seiner Menschenverachtung und gewaltigen Tadelsucht, seiner spanischen Grandeza und seiner zahllosen übeln Launen, zeichnet sich dieser Charakter dennoch durch manche gute Seiten aus. Wenn der Ehrliebe dieser Leute ein kleines Opfer gebracht wird; so sind sie oft die dienstfertigsten und gefälligsten Menschen von der Welt, und können für andere die größten Versuche des Muths und der Entschlossenheit wagen. — Das ihnen anvertrauete Geheimniß der Freundschaft bewahren sie als ein unverletzliches Heiligthum [während der Sanguineus **entre nous cinquante** alles ausplaudert], und man kann sich gemeiniglich auf ihre Versprechung mit hoher Zuversicht verlassen. „Ein Wort ein Mann" ist ihr höchster Schwur; darum sind sie auch gewöhnlich so fest in ihrer ehelichen Treue. Auch sinken sie im Unglück nicht leicht unter; sie stellen ihre Selbstkraft dem Ungewitter entgegen, wenn der weiche und süßliche Charakter oft schon durch ein kleines Mißgeschick wie zertrümmert wird.

Sie werfen sich nicht weg, sie machen sich nicht gemein, sie behaupten ihren Platz mit Ehren, und darben lieber, als daß sie einen glänzenden Tisch durch Schmeicheleyen und Kriechereyen erbetteln sollten. Ihr äußeres Betragen, ihre Wirthschaft, ihre Häuslichkeit ist rechtlich, so wie ihr Umgang dem Wohlstande angemessen ist. Sie halten auf Ernst und Ordnung in den geselligen Zirkeln, und gehen entweder gar nicht hinein, oder bringen doch ein gutes Regiment mit dahin. Sie können aus einem zu gekünstelten Anstande bisweilen gesellige Pedanten werden; allein man verzeihet ihnen diese kleinen Schwächen eher, als dem Sanguineus das luftige, gaukelnde und affectirt-comische Wesen, womit er die Gesellschaft zu amüsiren sucht, während er sich nur lächerlich macht.

In ihrem Berufe sind sie arbeitsam und thätig, oft bis zur Aufopferung ihrer Gesundheit und eines bequemen Lebensverhältnisses. Der Müßiggänger ist in ihren Augen das verächtlichste Geschöpf, daher auch nie einer zum andern paßt. Ihre Stunden sind abgezählt, und oft erscheinen sie bey aller ihrer Geistes-

freyheit als die ängstlichsten Männer nach der Uhr, — nur verlangen sie auch oft zu despotisch, daß sich alles um sie her in dieses mechanische Getriebe fügen soll. In ihrem Hauswesen zeigen sie sich als wackere Hausväter, die ihre Kinder mit reifer Sorgfalt erziehen, ihnen früh die Maximen des Ehrgefühls einprägen, für ihr zukünftiges Fortkommen mit ernster Wachsamkeit sorgen, und den Ihrigen einen rechtlich-erworbenen Zehrpfennig zurücklassen.

Hier sind die skizzirten Gemälde dieses Temperaments von zwey unserer achtungswerthesten Philosophen.

K a n t.

„Man sagt von ihm: er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich jedoch durch Nachgeben des andern bald besänftigen, zürnt alsdann ohne zu hassen, und liebt wol gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. — Er ist geschäftig, aber unterzieht sich

selbst ungern den Geschäften, eben darum, weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun, und will laut gepriesen seyn. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz, und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz, denn er liebt sich mehr selbst. — Er hält auf Ordnung, und scheint deßhalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht — filzig zu seyn; er ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange, und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist; leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geitzige durch seine habsüchtigen; weil ein bischen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst;

indeß daß der Geitzige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — Mit einem Worte, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft."

Platner.

„Unverheimlichte Theilnehmung an den Annehmlichkeiten des physischen Wohllebens, geordnet durch Ueberlegung und Mäßigkeit *). Abneigung von weichlichen Ergötzungen, und Wohlgefallen an solchen, welche den Körper stärken und den Geist erfreuen. Fähigkeit und Lust zu vielumfassenden Kopfarbeiten. Stolze Verachtung leichterer und minder wichtig scheinender Kenntnisse. Ernsthafte freywillige Abwartung der Berufspflicht. Starke, aber der Vernunft und Klugheit untergeordnete Bewegungen der Geschlechtslust, ohne Galan-

---

*) Das männliche Temperament.

terie, und ohne viel erfordernden Eigensinn des Geschmacks. Mehr Liebe zur Vollkommenheit, Wahrheit und Tugend, als ästhetische und moralische Empfindsamkeit; und daher Kälte gegen die Werke und Freunde des Geschmacks, und eine mürrische Gleichgültigkeit gegen das Feine in den Kenntnissen, Empfindungen und Sitten der Menschen. Nebenzüge. Mehr kalte Ueberlegung, als feines, oder lebhaftes Gefühl; und daher einiger Hang zur Kargheit und zu einer selbstvergessenen Geldliebe. Seltene und schwere, aber nachdruckvolle Freygebigkeit. Gelehrter und despotischer Stolz; Unfähigkeit zur Bewunderung; kalte Hochschätzung; trockne Freundschaft; Kälte und Verschlossenheit im Umgange. Schwere Anerkennung fremder Verdienste; harter Tadel; unberedtes, ungefälliges Lob. Liebe zum Wahren und Guten, ohne Enthusiasmus. In der Thätigkeit mehr innere Kraft, als sichtbares Feuer. Wenig Sympathie, weder des Schmerzes, noch des Vergnügens. Ein-

fache Rechtschaffenheit, ohne moralische Verzierung. Religion ohne Andächtigkeit. Ruhige Freude; seltene Lustigkeit. Kurze Betrübniß, bald verwandelt entweder in Nachdenken, oder in Verdruß. Zorn, ohne Heftigkeit. Mehr Unempfänglichkeit für den Scherz, als üble Laune."

Ein cholerisches Frauenzimmer verliert in der Regel, wenn dieses Temperament in ihr nicht durch eine sanftere weibliche Stimmung gemildert wird. Das männliche Feuer, das Pochen und Toben, das stürmische Vorwärtsstreben, und das sultanische Gebiethen paßt sich nicht für ein Geschlecht, welches allein durch ruhige Entschlossenheit, Sanftmuth und stille Weiblichkeit gefallen und regieren soll. Ein Weib im auflodernden Zorne ist, sey sie auch noch so schön und liebenswürdig, das schrecklichste Zerrbild der Natur. Auch der männliche Muth, der steife Heroismus, die Amazonensitte, und der stolze Junoblick, den Weiber dieser Art so oft zu ihrer Lächerlichmachung annehmen, will und kann die sanfte Weiblichkeit nimmer

kleiden. „Möchten diese, sagt ein achtungswerther Schriftsteller *), doch nur auf einen Augenbick fühlen, welche Eindrücke das bey dem unbefangenen Beobachter hervorbringt. Möchten sie in seiner Seele lesen, — und wenn sie verständig wären, könnten sie es an seinem Betragen wol merken, auf welch eine erbärmliche Art sie ihre Absichten verfehlen, und wie lächerlich sie sich dadurch in den meisten Fällen machen! Eine edle Zuversicht zu sich selbst ist dem Weibe sehr anständig. Aber des wahren Muthes, der Gefahren Trotz biethet, ist das Weib nicht fähig. Körperliche Stärke hat die Natur ihm versagt. Es kann es also hiermit nicht weiter, als bis zur Affectation bringen, nicht mehr als ein eitles Gepränge treiben, das die erste Probe schon in seiner ganzen Blöße darstellt. Im Gefühl seiner Schwäche ist uns das Weib ungemein rührend, in seiner Schüchternheit gebiethet es Ehrfurcht, das Bewußtseyn

---

*) Fr. Ehrenberg Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. 1804. S. 13.

seines Werthes und seiner Unschuld ist sein kräftigster Schutz gegen die Angriffe der Frechheit, und mächtig genug, auch den Verwegensten zurückzuscheuchen oder zu entwaffnen. Aber ein Weib, das kühn seyn will, und mit seiner Stärke prahlt, hat seine Weiblichkeit ausgezogen, und mit ihr schon halb seine Tugend verkauft. Es lockt nicht allein den Leichtsinn an, es mit ihm aufzunehmen; es erweckt auch den Verdacht, als ob es wol fähig sey, noch mehr zu wagen."

Man kennt cholerische Weiber dieser Art, welche die Furien ihrer Männer, ihrer Familie, ihrer Verwandten, ihres Gesindes, und der geselligen Zirkel sind, worin sie erscheinen. — Bisweilen beherrschen und erschüttern sie durch ihren stürmischen Poltergeist eine ganze Gemeine, ein ganzes Städtchen. Man forscht ängstlich nach ihren übeln Launen, und zittert vor ihren Aussprüchen; man beehrt sie mit den Nahmen der bösen Sieben, weil sie gleichsam alle sieben Tage der Woche mit ihrem Gezänk ausfüllen. Ihr ungezügelter Charakter zeigt sich eben dar-

um auch nur desto unbändiger, — weil er, wenn die Weiblichkeit einmahl ihre Grenzen verlassen hat, empfindlicher und sinnloser als der choleri-sche Mann zu handeln pflegt, und mit fürchter-licher Anstrengung Rache und Genugthuung sucht. Frauen dieser Art lodern bey den ge-ringsten Kleinigkeiten auf, strafen, ohne Unter-suchung, mit hitziger Schnelligkeit; gewöhnen sich, selbst bey einer vornehmen Bildung, leicht das der Weiblichkeit so unanständige Fluchen an, und wechseln augenblicklich Freundinnen und Gesinde, — würden es auch mit ihren Män-nern eben so machen, wenn sich dergleichen eben so leicht finden ließen. Sind diese Weiber nicht ganz in rastlose Poltergeister umgeschaffen; so können sie doch auch diese und jene verdienstliche Charakterseiten haben. Ihr Hausregiment wird gemeiniglich mit guter und strenger Ordnung verwaltet, ihre Kinder und Gesinde rechtlich ge-halten, ihre Männer werden zwar ein wenig beherrscht, aber auch gegen manche Ausschwei-fungen, besonders der ehelichen Untreue, ver-wahrt. Wohlanständigkeit und Sittsamkeit ziert das Innere der Familie, und vieles wird un-

vermerkt wieder gut gemacht, was das auflo-dernde Feuer der Hausmutter verdorben hatte.

Für ein größeres Hauswesen, und zur Regierung einer zahlreichen Familie ist ein solcher bestimmter Charakter auch wirklich vortheilhafter, als das weichliche, alles belächelnde und schlaffe sanguinische Temperament. Eine Hausmutter kann durch die gerühmte stille Weiblichkeit, durch das hängende liebliche Madonnengesicht, durch Sympathie und Empfindeley und süßliche Schonung wenig in Ordnung halten, sondern muß unter so verschiedengeformten Hausgliedern oft imponirende Autorität, Selbstheit und Entschlossenheit zeigen können. Eine häusliche Regierung allein durch die Liebe ist ein Ideal, das wol schwerlich in der Wirklichkeit aufgefunden werden möchte. Wird die Frau des Hauses nicht auch gefürchtet; so herrscht gemeiniglich das Gesinde, oder es fehlt an innerer ehelicher Zufriedenheit, weil, um jenes Gesinderegiment zu verhindern, der Mann den Beruf der Hausfrau übernehmen muß. Nach der Rousseauschen Regel soll die Frau der Mi-

nister, und der Mann der Regent des häusli-chen Staats seyn. Die Frau wird also tausend Dinge durch eigene Entschlossenheit abthun und berichtigen können, ehe der Hausregent unnö-thiger Weise damit belästiget wird. Nur die höhern Appellationen gehen an ihn, anstatt, daß das schwache Weib, weil sie nicht selbst entschei-den kann und keine Autorität besitzt, jede Klei-nigkeit vor sein Tribunal bringt.

Melancholisches *) [schwerblütiges, fin-steres, in sich gekehrtes] Temperament.

Kälte, Gleichgültigkeit, Menschenscheue, düstre Aengstlichkeit, oder auch Erbitterung und Menschenhaß liegt auf dem Gesichte dieses Cha-rakters, den die Natur wol unter allen am

---

*) Man unterscheidet mit Recht den zur Melancholie Gestimmten, und den Melancholischen, indem der letztere einen fixen Gemüthszustand, — nicht den Hang zu einem Zustande andeutet.

wenigsten begünstigte. Mit trüber Seele starrt er vor sich hin; sein Auge öffnet sich nicht, um Licht und Freude in die finstre Seele einzulassen, so wenig es Licht und Freude von sich giebt. Die ganze Physiognomie sagt gleichsam soviel: wir beyde, mein armer Herr und ich, stehen nicht auf dem rechten Flecke, und gehören nicht zu der Familie der Glücklichen. Ihre Ausrede ist stockend, ängstlich, abgebrochen, als ob sie sich zu verrathen fürchteten, oder überall mit verdächtigen Auflaurern umgeben wären. Ihr Handdruck ist kalt, ohne Theilnahme, ihre seltene Freundlichkeit doch nur affectirt und erzwungen. Bey ihren Höflichkeitsbezeigungen möchten sie doch lieber das finstere God dam! aussprechen. Ihr Gang ist schleichend und schleppend; sie können ihrer Meinung nach doch kein blühendes Gefilde ereilen, wenn sie auch noch so eilfertig wären. Ihr ganzes Aeußere ist nachlässig, und oft mit Willen vernachlässiget; das Decorum liegt ihnen wenig am Herzen, weil sie die Menschen verachten, und es daher für lächerlich halten, mit Anstand zu erscheinen, — [indem man sie vor ihrer Geburt nicht be-

fragt habe: ob sie in diese Narrenwelt eintreten wollten oder nicht?]

Dieser Charakter ist der unglücklichste und verdächtigste aller, weil der Frohsinn in ihm erloschen ist, und ihm die zarten und freundlichen Bande mit der Menschheit nichts, oder doch nicht viel gelten. Er ist gemeiniglich ein Misanthrop, wie wir ihn oben weitläuftiger geschildert haben. Er ist neidisch gegen frohe und glückliche Menschen, weil er es nicht selbst seyn kann; er könnte bisweilen aus heimtückischer Schadenfreude andern die schuldlosesten Freuden ihres Lebens vergiften, blos um sie zu vergiften. — Er weist selbst mit Unfreundlichkeit die gütigen Herzen zurück, die ihn aufheitern, und seine Neigung zur Schwermuth heilen wollen; er will keinem Menschen Dank schuldig seyn, damit er nicht seine Freyheit verkaufe. Aus Mißtrauen und Verachtung gegen die Menschen zeigt er sich taub und blind, wenn sie ihn warnen; er wittert überall Fußangeln; er sieht in dem Freunde seinen Verräther; aus Mißtrauen übt er sich zuweilen in der Kunst der

Verstellung, um andere desto sicherer zu beschleichen, und nur die Furchtsamkeit seines Naturells hält ihn von unerhörten Uebelthaten zurück. Aus Mißtrauen gegen die Menschen ist er geitzig, und betrachtet seine Schätze als ein Bollwerk zu seiner Vertheidigung im Nothfalle. Mit etwas muß denn doch die schwermüthige Seele spielen, und da ihr alle übrigen Spiele des fröhlichen Lebens genommen sind; so bleibt ihr nichts, als das Amusement mit dem Gelde übrig. Das Metall paßt sich gleichsam zu dem metallenen Herzen.

Da es ihrer innern Natur nicht an Lebhaftigkeit und heftigen Begierden fehlt; so sind sie, aus Abneigung gegen die Menschen, unruhig, zänkisch und intolerant. Sie können selten nachgeben, und, weil das Herz voll Tücke und Eigensinn ist, fangen sie gern Processe und verworrene Händel an, und neigen sich zur Cabale. Werden ihre glühenden Wünsche nicht erfüllt; so wird selten eine philosophische Ruhe das ergrimmte Herz besänftigen, sondern sie werden, tief in sich gekehrt und selbst gegen die Vor-

sehung erbittert, einer Welt fluchen, welche nur im Wahnsinne die beste genannt werden könne. In dieser Gemüthsstimmung neigt sich ihr düsterer Sinn dann oft zu einer menschenscheuen Einsamkeit, oder wol gar zum Selbstmord. Die meisten Selbstmörder stammen aus dieser schrecklichen Familie. — In ihren häuslichen und öffentlichen Verhältnissen verlangen sie strenge Obedienz. Auf dem Throne sind sie Tyrannen, Zerstöhrer, blutdürstige Verfolger der Andersdenkenden, — wiederum aus Furchtsamkeit, Menschenverachtung und Vernunftmangel.

Oft begleitet sie ein ängstliches Gefühl ihrer eigenen Existenz selbst, das durch die Gewohnheit nie abgestumpft, sondern immer wieder neugeboren wird. Die Schwermuth hat mit dem Frohsinne dieß gemein, daß jedes sich selbst schafft, daher dieser so überaus glücklich, jene so unendlich unglücklich macht. Menschen dieser Art ist die ganze Welt zu enge, und sie träumen, ohne wahnsinnig zu seyn, von tausend fürchterlichen Dingen. Die Gegenwart ist in ihren Augen schon erbärmlich genug, sie klagen

unabläſſig über böſe Zeiten; o Tempora! o Mores! iſt ihr Wahlſpruch. Aber die Zukunft wird noch viel ſchlimmer ſeyn; ſie können es nicht begreifen, wie man jemahls an ein Fortſchreiten des Menſchengeſchlechts in ſeiner moraliſchen Veredlung glauben dürfe. Dabey iſt ihr Kopf voll Aberglauben, ſie haben wahrſcheinlich die Hölle und die Geſpenſter erfunden; ſie neigen ſich zu einer düſtern Andächteley, zu finſtern Prophezeihungen, und zweifeln, bey aller Religioſität, oft dennoch an ihrer eigenen Seligkeit. Eine Erſcheinung, die bey melancholiſchen Weibern am gewöhnlichſten iſt, weil ihr moraliſcher Sinn eine größere Reitzbarkeit und Bedenklichkeit, als der männliche, hat. — Wie man das melancholiſche Temperament „den Hang zu einer Art des Vergnügens nennen konnte, welches mehr ſtill entzückt, als lebhaft ergötzet", wäre unbegreiflich, wenn nicht alles in einem Syſteme zu folgerecht ſeyn ſollte. Dagegen enthält folgendes Gemälde dieſes Temperaments viel reelle Züge ſeiner Originalität.

„Wenig Hang zum phyſiſchen Wohlleben; Abneigung von lauten Beluſtigun-

gen. Beständige Thätigkeit des Geistes; Ruhe des Körpers, wiefern dieselbe die melancholische Thätigkeit des Geistes begünstiget. Unwillige, unfreundliche Verwaltung solcher Geschäfte, welche diese Art der Empfindsamkeit nicht verstatten, und in sofern Hang zum Zeitvertreib, d. h. zu einer selbst gewählten Thätigkeit. Große Wirksamkeit der Geschlechtslust, eingekleidet in selbsttäuschende Empfindnisse von Hochachtung, Freundschaft, Seelenvereinigung und Wonnegefühl, — bisweilen vereinigt mit dem Gedanken der Ewigkeit und des Grabes. Stolz verheimlichter Harm bey — Schwierigkeiten und Hindernissen der Liebe. Innige ästhetische und moralische Empfindsamkeit. Warmer Enthusiasmus für Vollkommenheit, verbunden mit Spottgeist und Unduldsamkeit."

Nebenzüge. „Seltene Fröhlichkeit, — nur in der einsamen Stille und bey selbstgewählten und selbstangeordneten Vergnügungen. Immerwährender Wechsel von Schwermuth und übler Laune; bald ver-

steckt hinter gezwungene Leutseligkeit, bald geäußert durch unfreundliches Betragen. Schnelle unerwartete Empfindlichkeit; brennender Zorn. Dauernder Unwille gegen verachtete Personen; vergütende Versöhnlichkeit gegen Freunde. Moralische Unzufriedenheit mit den Menschen; philosophischer Stolz. Satyrischer Neid gegen vornehme und reiche Thoren. Kein Rangstolz, außer da, wo er ein Mittel des Despotismus, und der Despotismus entweder ein Mittel guter Absichten, oder ein Werkzeug der Verachtung ist. Zurückhaltende, verachtende Schweigsamkeit gegen Unbekannte, und gegen stumpfe oder gegen kaltherzige Menschen; offenherzige Gesprächigkeit gegen Freunde und gegen empfindsame Menschen. Bey einem mindern Grade des Verstandes und des philosophischen Stolzes, wird das zuweilen eine empfindsame, moralische Schwatzhaftigkeit, — vornehmlich in Frauen, Jünglingen und bejahrten Männern." [Platners Aphorismen.]

Mischung der Charaktere.

Die allweise Natur hat ein doppeltes Meisterwerk, — das Leben, und die Mischung des Lebens, nach verschiedenen Temperamenten und Abstufungen des Naturells hervorgebracht. Ja, man könnte sagen, daß das Leben eines Vernunftwesens nicht einmahl bestehen könne, und nur eine Abstraction im Reiche der Iden sey, wenn es nicht durch die Mischung und Composition mehrerer Charaktere, als ein Factum in der Wirklichkeit, aufgestellt werden könnte. Demnach sollte es keinen durchaus einfachen Charakter in der sittlichen Vernunftwelt geben, damit die Menschheit, gleich dem Oceane, sich immer bewege, und durch ein Stillstehen ihrer Naturkräfte nie in sich selbst untergehe. Die Natur ergötzt sich an den verschiedenen Formen in der Geisterwelt, — wie an ihren Lieblingskindern, und sie ist an dieser Verschiedenheit selbst so reich, und mit ihr, man könnte sagen, so verschwenderisch, daß ihr Werk nie aufhören kann, indem es aus ihr

selbst mit jedem Momente in tausend neuen Gestaltungen hervorgehet.

Es ließe sich auch wol keine lächerlichere Menschenwelt, als eine solche, denken, — worin nur ein Charakter die ganze Species bezeichnete, und sich kein Individuum an dem andern durch seine verschiedene Charakterform reiben, abschleifen und ausbilden könnte. Eine Welt voll cholerischer, — voll sanguinischer, — voll phlegmatischer und voll melancholischer Leute, ohne daß es eine Mischung dieser Temperamente gäbe, könnte nichts anderes, als ein unglückliches Tollhaus seyn, worin alle freundlichen Verhältnisse des Lebens, alle veredelte Geselligkeit, alle Innigkeit und Freundschaft, alles Streben nach höhern Zwecken, alles Fortbilden der Cultur und Sittlichkeit total verschwinden müßten. Der Ehrgeitzige würde nur Sclaven und Veneräționen um sich her erblicken wollen, und, nur von Menschen seines Temperaments umgeben, würde er sich von allen beleidigt fühlen, und von jeder errungenen Höhe wieder herabgestürzt werden. Eine Welt, worin alles nur um der

Ehre willen geschähe, würde keine ihrer Creaturen glücklich machen. Bey dieser exaltirten Stimmung des Gemüths würde kein großer Kopf gedeihen; keiner würde sich für das Wohl eines Staats aufopfern, keiner in seinem Emporstreben das seyn, was er seyn soll, weil er es nicht seyn kann. Das fröhliche und verdienstliche gesellige Leben, das dem Menschen gemeiniglich seine sittliche Wiedergeburt giebt, wäre ein Unding, anstatt, daß es jetzt durch die Mischung der Temperamente, selbst ohne weiteres Hinzuthun der Regierungsform und der Religion, als ein abgeschlossnes Ganze, als ein Heiligthum der Natur, dasteht, und so ewig dastehen wird *).

---

*) Selbst eine Welt, — worin alles Regellose in den Charakteren freyer Wesen aufhörte, — ein Himmel, worin nur ein Charakter der Gemüther herrschte, würde, genauer besehen, nur ein moralisches Nonens seyn. Auch in der vollendetsten Republik verklärter Geister kann die Tugend nur durch die Mischung der Seelennatur und durch ihre Abtheilung in mehrere Temperamente — bestehen. Alle Moralität ginge durch die kalte

Diese Unmöglichkeit irgend einer Societät unter Vernunftwesen erscheint eben so evident, wenn man sich eine Welt denkt, welche nur von Weichlingen und Wollüstlingen bewohnt würde. Hier will keiner arbeiten und thätig seyn; alle wollen genießen, ohne das Ganze zu erhalten. In der Welt des Ehrgeitzigen entstehen Kriege und Mordthaten, und Verbrechen aller Art aus Ehrgeitz; hier entstehen sie aus Heißhunger nach abwechselnden Vergnügungen, und keiner wird befriedigt, weil auch hier einer wider alle, und alle wider einen sind; eine

---

Einfachheit eines und desselben Hanges zu einer und derselben moralischen Uebung verloren, wenn sie nicht durch entgegengesetzte Tendenzen immer von neuem geweckt, und eben dadurch in ihrer Freyheit geübt würde. Wenn man auch die allervollkommenste moralische Welt, ohne alles Böse, denken wollte; so würde doch ihre eigene gewünschte Seligkeit nichts seyn, wenn die gegenseitige Mittheilung verschiedenartiger Seelen — nicht jenen Wechsel geistiger Genüsse hervorbrächte, ohne welchen wir ein geistiges und erhöhetes Seelenleben gar nicht denken können.

Thierwelt dieser Art wäre sogar schon in der Idee eine Entehrung der Natur, weil die bloße Sinnlichkeit, ohne allen Ehrgeitz, das Thier von der Menschheit nicht mehr absondert, und beyde durch einander wirft.

Und welch eine schauerliche Einöde, welches kalte, verfinsterte Menschengeschlecht, welche Unnaturen erblicken wir vollends in der Welt des Phlegmatikers und des Melancholischen! Eine Existenz, worin alle herzliche Theilnahme aufhört, schon eine Welt, worin nur Hypochondristen wohnen, wäre das Bild der Hölle in allen ihren Realitäten, welches bisher nur ein Bild der Imagination war. —

Uebrigens hat der Charakter des Mannes und des Menschen überhaupt keinen größern und keinen gefährlichern Feind, als die Gemeinheit, — oder das Hingeben seines bessern Ichs an die Erniedrigung seiner geistigen und moralischen Natur. Dieser Dämon lauert auf die Menschen von seiner Kindheit an, —

und alle unbewachte Augenblicke sind entweder sein Werk, oder er macht sie zu seinem Werke. Er schließt sich auch schon früh genug an alle Temperamente an, und seine Begleitung ist um so gefährlicher, je unsichtbarer er nach und nach seinen Anhängern wird, und je mehr sich diese in ihrer schiefen Richtung gefallen. Unheilbar erscheint er in tausend Menschen, die von ihm unabhängig zu seyn wähnen, — oder sie dulden ihn, weil, nach ihrer Meinung, das Allgemeine — die Gemeinheit entschuldigt. Diese Familie ist zu groß, als daß die Verwandtschaft sich ihrer Vettern und Muhmen schämen dürfte. Von Anbegin der Welt zählt sie ihre niedern und erlauchten Ahnen aller Art, und findet ihre Lieblinge in allen Ständen, unter tausend verschiedenen Nahmen und Gestalten. Sie ist die wahre catholische Gemeine des Weltballes, und ihr Regiment ist so alt, wie die menschliche Natur.

Sie lagert sich mit gleicher Gewalt in die Herzen und in die Geister, — und gängelt die stupideste Unwissenheit eben so leicht, wie das

glänzendste Genie, — indem sie beyde durch den bäurischen Stolz zu sich herabzieht. Indem sie den Glauben an ihre — Unfehlbarkeit befördert, befördert sie den moralischen Fall ihrer Schooskinder; indem sie das Genie gegen sich selbst blind macht, tödtet sie die gesunde Vernunft und stellt den electrischen Kopf unter die Sternschneutzen. Bisweilen will sie sich über ihre Natur ein wenig erheben, aber die bleyernen Fittige lassen sie augenblicklich sinken, und dann ist sie gemeiniglich noch schwerfälliger, als vorher. — Zu einer ewigen Dürftigkeit bestimmt, und von der Menschenwürde enterbt, ruht auch der Fluch auf ihren Kindern: daß sie sich immer gleich bleiben müssen, und daß alle Menschen es ihr auf der Stirne lesen, weß Geistes Kind sie ist. Ihre Insignien lassen sich selbst durch den Glanz eines Throns nicht verbergen, — sondern ragen überall strotzend hervor, — und suchen das Tageslicht mit einer Art von Gewalt, wenn sie füglich im Dunkeln bleiben könnten.

Gemeinheit,

als

Charakter.

Dieser Charakter ist in seinen Aeußerungen und Urtheilen platt, ungeschliffen, geschmacklos, — wie seine gesammte innere Natur. Er sagt seine unbescheidenen und unreifen Gedanken so, wie sie ihm kommen, — ohne zarte Rücksicht auf andere, weil er nicht weiß, was sich schickt, oder, wenn er es auch weiß, durch eine ungezügelte Leidenschaftlichkeit zur platten Redseligkeit hingerissen wird, — oder, weil er platt seyn kann, wol gar glaubt, daß er Recht habe.

Er legt auf seine Urtheile, seine Meinungen und Behauptungen einen hohen Werth, weil der Umfang seiner innern Bildung zu klein ist, und weil seine Kraft, über sich selbst nachzudenken, in seinem rohen Egoismus unterging. Daher jene pöbelhafte Unbescheidenheit, die hinter der dünnen, durchsichtigen Cultur immer

wieder hervorscheint, und oft durch das Schweigen einer gebildeten Gesellschaft sogar noch bestärkt wird, weil man mit dem gemeinen, kenntnißlosen Raisonneur nicht gern einen Kampf beginnt.

Er sagt andern, was er von ihnen denkt, — Lob oder Tadel, — mit ungezogener Zudringlichkeit in's Gesicht, oder drückt, wenn er Ansprüche auf inneres Selbstvermögen macht, seine Offenherzigkeit mit schneidendem Scherze aus. Daß er über seinen Witz immer zuerst lacht, und bey seinem Lobe anderer die gnädige Kennermiene annimmt, — versteht sich von selbst. Mangel an schonender Zurückhaltung in Beurtheilung anderer kann aus Ueberlegenheit des Geistes entstehen; er ist aber auch oft ein Deficit einer edlern Erziehung.

Er sieht alles nur in Beziehung auf sich. Dieß ist zwar ein allgemeiner Zug eigennütziger Naturen, und vielleicht der allermeisten Menschen; allein das ist Gemeinheit, — wenn man diesen eigennützigen Zug überall zu laut

werden läßt. Schon derjenige, der nur immer von sich spricht, ist gewöhnlich ein gemeiner Mensch, wenn er sich auch wegen seines Ranges in die Classe der Gebildeten stellt, — noch gemeiner wird der gemeine Charakter, wenn er in bäurischen Stolz ausartet, und nichts gegen sich aufkommen lassen will. Aus dem zu massiven Glauben an sich selbst entstehen tausenderley Unarten gegen unsere Nebenmenschen, weil die sich selbstgeschaffene Majestät keinen Begriff von der Schonung anderer hat.

Am wenigsten wird der gemeine Mensch auf unsere zartern Wünsche und Gefühle, auf die Stimmung und Sprache unseres Herzens, auf die leicht zu verwundenden Seiten unseres Gemüths, auf unsre Freunde und deren Verhältnisse mit uns Rücksicht nehmen, — weil alle diese Dinge seinem harten und groben Sinne nicht einleuchten wollen, sobald sein Wille damit in Collision kommt. Er ist der wahre Despot feinfühlender Seelen, wenn er ihnen befehlen darf, und sich diese nicht erniedrigen wollen, ihm — gleiche Waffen entgegenzustellen.

Er prunkt mit seinem Gelde, mit seinem Einflusse, seinen Bekanntschaften, seiner Kunst, seinen Kenntnissen, wie mit seinem Körper, wenn er ihn sehen lassen darf. — Er ist nicht klug genug, sich weniger zu zeigen, — und dieß ist die größte Strafe, womit die Ungeschliffenheit sich gewöhnlich selbst züchtigt. Sie ist, vermöge ihres ganzen Wesens, verdammt, nur immer vorlaut zu seyn, und dadurch der Welt zu verkünden, weß Geistes Kind sie sey.

Gemeinheit mit Gelehrsamkeit verbunden, ist gemeiniglich ein höchst abschreckender Charakter, und artet bey der kleinsten Veranlassung fast immer in öffentliche Impertinenz aus. Da giebt es vollends keine Schonung der Andersdenkenden, — und das Wissen und Gelehrtseyn dient dann nur dazu, den ungeschlachten Sinn nur noch mehr zu verhärten; aber auch noch mehr in's helle — Tageslicht zu bringen. Gemeinheit und Genie stehen oft zusammen, — weil diesem eine verwilderte Natur oft genug als wahre Seelengröße erscheint.

Die gemeinen Ausdrücke in Critiken und Anticritiken verrathen gemeiniglich Männer ohne veredelte Erziehung, — weil eine Kleinigkeit den gelehrten Kopf aus seinem Gleichgewicht heben kann, und er in geflissentlich gesuchten, platten Beleidigungen — Satisfaction zu finden glaubt. Das Gemeine kann freylich nichts Besseres achten. — Der gemeine Literator ist daher gewöhnlich der plumpe Antagonist aller bessern Köpfe, und vollends der Todfeind aller Leute von — Geschmack.

Das gegenseitige Anfeinden ist überhaupt den Gelehrten nie schwer geworden, weil ihre Schulerziehung doch eigentlich nur eine gemeine Erziehung ist, und ihr Egoismus so selten veredelt wird *). Mitten unter den Wissenschaften schießen doch die meisten nur wie Unkraut auf, — auch bekümmert sich die feinere

---

*) Daher die tausendfachen Ausnahmen von der lateinischen Maxime: „Didicisse fideliter artes emollit mores nec linit esse feros."

Welt zu wenig um sie, und so nehmen sie den pöbelhaften Schulgeist mit in alle Verhältnisse ihres Lebens hinüber. Ferner wird ihnen das Studium des feinen Welttons selten wichtig genug, da sie das verfeinerte Leben von ihrem Bücherthron herab mit stolzer Verachtung beschauen.

In seiner Sittenweise handelt der gemeine Charakter gewöhnlich gegen den bessern Wohlstand, gegen das Edle und Liebenswürdige des Benehmens, und überhaupt gegen diejenige Urbanität, welche den geselligen Menschen in seiner veredelten Form abbildet. Ja, man könnte behaupten, daß er, in gewisser Rücksicht, — mit der Thierheit am nächsten verwandt sey, weil selten eine veredelte Schamhaftigkeit in ihm wohnt. Es hat Menschen dieser Art von den bewundernswürdigsten Kenntnissen gegeben, die zugleich die schamlosesten Cyniker waren.

Die höchste Gemeinheit ist — das Laster in allen seinen tausendfachen Gestaltungen, weil es grade das Gegentheil eines freyen und veredelten Willens ist. Daher sinkt der gemeine Charakter auch bey hohen Verstandeskenntnissen leichter, als jeder andere, wenn ihn nicht noch einiges Ehrgefühl an die Würde seiner Natur mahnt. Er giebt sich seinen Trieben thierisch hin, und kann seine Genüsse wol gar mit tief unter ihm stehenden, verworfenen Menschen theilen.

Er kann mit völlig Ungebildeten in enge Vertraulichkeiten treten, und so mit ihnen leben und sterben. Diese Menschen sind ihm auch eigentlich die liebsten, weil ihre rauhen Charaktertöne zusammenstimmen, und die feinere Bildung des Einen dem Andern kein Dorn im Auge seyn kann. Das sich Gemeinmachen mit Niedern ist wol allemahl das Zeichen einer gemeinen Natur, die keine edlern Reitzmittel des Umgangs kennt, und sich bey einer gegenseitigen gemeinschaftlichen Verwilderung behaglich fühlt.

Daß die Gemeinheit gleichsam pestartig anstecke, und nach und nach die feinsten Leute selbst zu sich herüber ziehen könne, ist sehr natürlich. Denn, wenn wir mit solchen umgehen müssen, die keine andere, als die gemeine Sitte und Sprache verstehen; so müssen wir, um ihnen verständlich zu werden, ihre Gemeinheit annehmen, und es gleichsam so machen, wie der Nüchterne, der unter Betrunkene geräth, und, um dieß nicht unausstehlich zu finden, sich mitbetrinkt.

Im Glück ist der gemeine Charakter meisten Theils übermüthig und hochfahrend, und läßt dieß selbst seine Freunde empfinden. Er scheint es durchaus nicht zu wissen, daß der blinde Zufall dem Menschen keinen Werth geben kann, und daß der darauf gegründete Stolz der lächerlichste unter allen ist. Er giebt Wohlthaten nicht aus Herzlichkeit und Menschenliebe, sondern um sich damit sehen zu lassen, und sie dem Empfänger gelegentlich einmahl vorzuzählen. — Dabey fordert er nicht selten eine gespannte Aufmerksamkeit auf seine Person, so wie er auf

der andern Seite glaubt, daß ihm sein Glück jede Zudringlichkeit erlaube, — und jeden harten Ausbruch seiner Meinungen und seiner Denkungsart entschuldige.

Im Unglück ist er dumpfsinnig, niedergedrückt, und weiß sich nicht zu helfen, weil ihm der große Hebel der Menschenkenntniß und Lebensklugheit fehlt, — meisten Theils aber ist er im Ungemach bäuerisch-ungestüm, tobend und ausgelassen. Er schüttet seinen Unmuth, ohne auf Zeit und Ort zu sehen, überall aus; er belästigt andere mit den Beschreibungen seines Unglücks; er verdammt voll Jähzorn seine Gegner; er kann sich nicht fassen, der vernunftlose Affect spricht immer aus ihm, und schleppt das ungestüme Gesicht in alle gesellige Zirkel, oder lagert sich dahin mit einem frostigen Schmollen, — unbekümmert, ob er nicht hierdurch der geselligen Fröhlichkeit im Wege steht. — Der rohe und ungebildete Egoismus dieser Gemüthsart verträgt sich nicht mit einem ruhigen Ertragen eines widrigen Schicksals, — grade als ob die ganze Natur ihm zu Dienste stehen müsse.

Der gemeine Charakter ist am seltensten einer wahren Veredlung fähig, weil er sich selbst nicht kennt, oder, was noch öfter geschieht, — weil er durch eine Selbsttäuschung den Ausdruck von Plattheit für das Gepräge des rechtschaffenen und graden Mannes hält, und also wol gar durch eine innere Verfeinerung an seinem moralischen Gehalte zu verlieren glaubt. — Nichts spricht diesen zurückstoßenden, und in sich selbst verrosteten Charakter in seiner ganzen armseligen Natur mehr aus, als der absolute Mangel eines feinern und gebildeten Ehrgefühls, — als wodurch er eigentlich unheilbar wird. Er kann zwar leicht einen hochtrabenden und gebiethenden Stolz zeigen; allein da dieser grade das Gegentheil eines veredelten Ehrgefühls ist; so macht sich hierdurch die Gemeinheit nur noch lächerlicher, weil sie auf einem ganz verkehrten Wege Achtung für sich erzwingen will. Es liegt überhaupt so wenig Anziehendes in ihr, und sie ist so durch und durch unliebenswürdig, daß sie durch jede angenommene Bedeutsamkeit, und ihre hundertfachen falschen Ehrbegriffe, unerträglich wird.

Der gemeine Mensch setzt alles, was er Ehre nennt, — nur in äußern Schimmer, — in Rang und Kleid, Ceremoniell und Titel, und in ein gewisses Obenanstehen da, wo die gesunde Vernunft durchaus keinen hohen Platz auffinden kann. Er drängt sich an die obern Stellen an der Tafel und in Assambleen; er berechnet genau, ob bey gewissen Feyerlichkeiten die Plätze nach Verdienst [in seinem Sinne] ausgetheilt sind oder nicht, und zwar nicht im Scherz, sondern mit tiefsprechendem Ernst; er bezahlte gern große Summen für einen Titel, der nichts sagt; er rechnet es Freunden und Nachbarn hoch an, ob sie ihm einen Glückwunsch bringen oder nicht, und in welchem Rocke das erstere geschieht. Stehen diese Menschen auf einem hohen Posten; so sind sie gemeiniglich bey aller Nichtpolitur die geschliffensten Teufel ihrer Untergebenen.

Es ist übrigens eine sonderbare Erscheinung, daß die allergemeinsten und rohesten Köpfe, und die allerfeinsten und gebildetsten Charaktere oft einerley Werth auf die mancherley kleinlichen Ehrenbezeigungen setzen, womit sich die Menschen

— einander zum besten haben. Eben so wahr ist es, daß tiefe Gemeinheit sich oft noch mit hoher Cultur gattet, so widersprechend auch dieß klingen mag. — Diese Amalgamation des Brutalen mit der Cultur kann aus einer fehlerhaften Erziehung herstammen, die ihr Werk nur halb verrichtete; oder aus einem angenommenen Tone, — ungenirt zu seyn; oder aus einer Ohnmacht, über seine gemeinen Leidenschaften Herr zu werden, und eine alte Gewohnheit des Tölpischen abzulegen. Dieß sind Menschen, die einem wohlbearbeiteten Boden gleichen, der neben schönern Blumen auch mancherley Unkraut hervorschießen läßt.

Feinfühlende Gemüther wachen daher unaufhörlich über sich, um einem so beschimpfenden Feinde ihrer Ehre, als die Gemeinheit ist, auszubiegen. Aber dadurch entsteht auch oft wieder eine gewisse Pedanterie, ein zu sichtbarer Zwang des Artigen, Gefälligen und Verfeinerten, der leicht in Ostentation ausarten kann, und, indem er dem Lächerlichen der Gemeinheit entgehen will, in das Lächerliche der Ziererey sinkt. Dieß ist ein Fehler, der nicht genug bey

der Erziehung der Töchter in den höhern Ständen vermieden wird, — man sucht sie dadurch vor der Gemeinheit zu sichern, indem man ihnen die Einfachheit eines natürlichen Benehmens verleidet, und sie eben dadurch nur zu vornehmen Unnaturen macht.

Die große Welt ist aus mehrern Ursachen nicht immer die feinste, so tief sie auch den Pöbel unter sich erblickt. Einmahl, weil das, was man dort Cultur und Verfeinerung nennt, sehr oft nur ein äußerer vornehmer Anstrich, Frisur, Folie und Farbe ist, wobey das Innere des Geistes immer noch in einer tiefen Verwilderung beharren kann; — zweytens, weil die Meinung von Größe und Uebergewicht die Menschen gar zu leicht gegen sich selbst und ihre feinern Sitten unachtsam macht; — drittens, weil die Erziehung vornehmer Kinder, bey allen noch so vorsichtig getroffenen Maßregeln, genau besehen, — nicht blos von Aeltern, Lehrern und Erzieherinnen, sondern zugleich von dem Gesinde mit besorgt wird, dessen brutale Sitten den Kindern viel verständlicher, als jede feinere Erziehungsmethode zu seyn pflegen; — viertens,

weil nirgends mehr kleinliche, gedankenlose Begriffe und Vorurtheile in Absicht der wahren Ehre, als hier, herrschen, und also auch hier das Heraustreten aus einer edeln und festen Sinnesart so leicht gemacht wird; — endlich, weil die Sinnlichkeit, zugleich die Mutter und Tochter des Gemeinen, hier so oft die Würde des Sittlichen zu beleidigen verführt wird, und sich dem Gemeinen hingeben muß, wenn sie befriedigt seyn will. Wenn es überhaupt wahr ist, daß eiserner Egoismus und schlaffe Sinnlichkeit die größten Feinde reiner Veredlung sind; so muß diese letztere natürlicher Weise im Genusse des Ueberflüssigen und bey einer Erziehung zum Eigennutze — in der großen Welt am seltensten ihre innere Vollendung erreichen. Denn nur erhöhete Sittlichkeit ist wahre erhöhete Charakterverfeinerung.

Ende des zweyten Bandes.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pockels, Karl Friedrich, 1757-1814

Der Mann ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts ; ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts

Bd.: 2

Hannover (1806)

Anthr. 113-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255404-0